Die

Tochter des Diplomaten.

Roman

von

Philipp Galen.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von Ch. E. Kollmann.
1865.

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten!

Die Tochter des Diplomaten.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Der Krankenbesuch in Mürren.

Ein undurchdringliches Nebelmeer, den ungemessenen Raum zwischen Himmel und Erde füllend und beide unseren Blicken verschließend, umgiebt uns von allen Seiten. Stehen wir auf dem Gipfel eines Berges oder befinden wir uns in einer tiefen Thalschlucht, in die kein Sonnenstrahl fällt? Wir wissen es nicht, wenigstens verräth es uns nichts, denn auch der Wind, der selten schlummernde Bewohner gewaltiger Höhen, hält seine luftigen Schwingen gefesselt und seine belebende Stimme schweigt, als wolle er die seltsame, unheimliche Stille, die uns einsame Wanderer in diesem Augenblick umfängt, noch drückender und beängstigender machen. Doch halt! Da vernehmen wir einen dumpf krachenden Ton, der aus nicht allzu weiter Ferne zu kommen scheint. Wie düster grollender Donner hallt

es zuerst in der uns umgebenden Nebelwüste wider, aber nicht lange mäßigt sich die gewaltige Naturstimme: brüllend und schmetternd dröhnt sie in unser Ohr, wie tausend Gewitter, und das gespenstische Echo brüllt und schmettert in wenig gemilderten Tönen ihre wilden Cadenzen nach. Und siehe, unser Ohr, einmal geweckt, lauscht dem leiser und leiser verhallenden Gepolter da drüben, und als wären unsre Sinne alle dadurch aus ihrem Schlummer gerüttelt, glauben wir in verschiedenen Richtungen lauter und lauter tönende Stimmen zu vernehmen, als ob gießende Ströme über und unter uns rauschten, als ob Sturzbäche von himmelhohen Felsen auf harten Steinboden herniederregneten, und wo wir noch eben einsam in einer öden und leeren Wüste standen, beginnt sich das Leben tausendfältig zu regen, wir fühlen, daß wir mitten in Gottes großartigster Schöpfung stehen und daß nur unsern Augen zu sehen verwehrt ist, was unser Ohr schon lange vernommen, unser Geist mit ahnungsvollem Schauer begriffen hat.

Aber auch das sehnsüchtig starrende Auge soll nicht lange mehr vergeblich in die bläulich weißen Nebelmassen dringen, denn plötzlich bewegt sich die träge Dunstschicht, ein mächtiger Windstoß, über unsern Köpfen dahin sausend, wirbelt sie durch einander, so

daß sich Wolkenberge bilden, die chaotisch hin und her stürzen, sich gegenseitig verschlingen und zerdrücken, als wären sie in einem erbarmungslosen Vertilgungskampfe begriffen. Und ja, das große Werk scheint ihnen zu gelingen, denn nachdem erst ein Windstrom sich bemerklich gemacht, kommen viele seiner Gefährten herbei, und es wirbelt und kreist in den Lüften, als wollte sich eine neue Welt vor unsern Augen erzeugen, die nichts mit den Dünsten und Wolken gemein hat, welche uns noch eben umgaben. Plötzlich aber beginnt sich das düstere Chaos zu lichten; hoch über uns schimmert ein silberner Ring durch das Gewölk, und als seine siegreiche Kraft erst einmal sich fühlbar gemacht, wächst sie zu einer unwiderstehlichen Allgewalt, und während es zu unsern Füßen noch wüst und düster ist, erhellt sich über uns die feine Luft — die Nebel weichen wie im Fluge, und langsam entwickelt sich ein bläulicher Streifen durchsichtigen Aethers, der rasch an Ausdehnung gewinnt und bald den halben Horizont vor uns in unbeschreiblicher Klarheit erscheinen läßt.

Aber was ist das? Das Nebelmeer hat sich in ein goldenes Lichtmeer gewandelt und aus diesem Lichtmeer tauchen wie hellleuchtende Inseln silbern strahlende Kuppen und Spitzen auf, die wie erhabene Geister über den Wolken thronen und bis an die

blaue Kuppel reichen, die sich nun schon weit und breit über das entzückend schöne Gemälde wölbt. Pfeilschnell aber verbreitet sich das Licht und der Strahl des neugeborenen Tages; es dringt auch schon tiefer an den breiteren Fuß der schneeigen Riesen, und grüne Matten erheben sich aus dem klar gewordenen Grunde, dunkel schimmernde Wälder bauen sich wie hergezauberte Phantasiegebilde auf, die frisch duftende Erde belebt sich mehr und mehr, friedliche Menschenwohnungen treten sichtbar hervor und nun wird es uns klar, was das Dröhnen und Rauschen vorher bedeutete: wir sehen das stäubende Stürzen donnernder Lawinen von den Eisbergen und gewahren den Fall rauschender Felsbäche, die von den Stirnen der Schneeriesen herniederbrausen und so jene unbeschreibliche und grandiose Scenerie erzeugen, die nur ein Land Europa's aufzuweisen hat, und dieses Land ist — die Schweiz, das Land der freigeborenen und frei sich fühlenden Helvetier. —

Der Leser verzeihe den seltsamen Eingang unserer Erzählung, allein das wunderbare Land, in welches wir ihn zu führen beabsichtigen, beherrscht und verlockt unsre Feder, wie es einst unsere Phantasie und unsre Sinne beherrschte und verlockte, und erst allmälig vermag jene unsre traute Gefährtin die stille Bahn

wiederzugewinnen, in der sie sonst zu laufen gewohnt ist. So aber wollen wir sie jetzt an diese Bahn zu fesseln versuchen und in ruhigerer Stimmung dem Leser den Ort bezeichnen, dessen prachtvolle Scenerie wir so eben schon im Allgemeinen angedeutet haben.

Wir befinden uns im Berner-Oberland, im Anfang des Juli 1863, und der Tag, der schon vor sechs bis sieben Stunden angebrochen ist, hat sich erst spät von seinen Morgenschleiern befreit und die Sonne beginnt erst gegen Mittag ihr goldenes Licht über die himmelanstrebenden Berge und die grünenden Thäler auszugießen, die sich allmälig in ihr schönstes Gewand kleiden, um unsern Augen eben so majestätisch und erhaben, wie lieblich und reizvoll zu erscheinen.

Eines der höchstgelegenen Dörfer der Schweiz *) ist das Dorf Mürren. Auf schroffen Wänden steigt das mächtige Schilthorn vom Lauterbrunnenthale in die Höhe, und noch 1500 Fuß höher, als der fast 1000 Fuß herabstürzende Staubbach seinen Sprung antritt, da, wo die Waldregion aufhört und eine steile, kahle Grasfläche beginnt, hat es der Laune des verwegenen Menschen gefallen, sich Hütten zu bauen, von denen aus er nun bequem in die Wunder der gewaltigsten

---

*) Es liegt 5018 Fuß hoch.

aller Berggruppen der Schweiz, in die Finsteraarhorngruppe hineinblicken kann.

In der That, wenn das die Absicht der Gründer dieser abgelegenen Niederlassung war, so kann man dieselbe als gelungen betrachten, denn eine schönere Lage mag selten ein von Menschen bewohnter Ort aufzuweisen haben.

Wenn die Luft klar ist, wie an dem Morgen, wo wir nach Zertheilung der Nebel uns daselbst einfinden, rollt sich ringsum ein so großartig prächtiges Gemälde auf, wie es sich wohl keines schaffenden Künstlers Phantasie erdenken kann. Amphitheatralisch steigen gewaltige Bergmassen, Thurm auf Thurm und Spitze auf Spitze übereinander gebaut, in nächster Nähe auf; die Finsteraarhorngruppe enthüllt ihre mächtigen Zierden, den Eiger, den Mönch, das Breithorn und, in der Mitte aller, die mächtigste und schönste, die im unvergleichlichen Prachtbau sich erhebende Jungfrau, die, auf breiter grüner Unterlage beginnend, zu einem ungeheuren steinernen Coloß sich aufschwingt und, zahllose strahlende Nebenkuppen bildend, endlich in jenen wunderbar geformten Schneegipfel zuspitzt, der sein eisig glänzendes Haupt, mit Ausnahme des riesigen Montblanc, über alle Gipfel der schweizerischen Eisberge streckt und als weithin strahlende

Leuchte über tausend Thäler und Seen seiner Heimat hinblickt.

Von allen Seiten dieser erhabensten aller irdischen Jungfrauen wälzen sich meilenlange, unübersehbar breite Eisflüsse herab, die viel besprochenen Gletscher, die mit ihren steintrümmerreichen Ausläufern mitten in den grünen Matten endigen, auf denen das kostbarste Thier der Alpen, die braune Milchspenderin, die treuherzig blickende Kuh weidet, deren melodisch tönende Glocke weithin über Berg und Thal läutet.

Außer diesen zu Eis erstarrten Gletscherströmen stürzen aber noch hundert flüssige Bäche von den Höhen herab, hier in malerischen thurmhohen Sprüngen, dort in perlender Staubgestalt kopfüber der Tiefe zustrebend, um unten im Thale sich zu sammeln und in immer noch wildem, wenngleich geregelterem Lauf die blaugrünen Alpenseen aufzusuchen, aus denen sich Flüsse bilden, die zu Strömen anwachsen und nach allen Richtungen unser deutsches Vaterland durchziehen, bis sie sich endlich in das unendliche Meer ergießen, um in seinen ungemessenen Tiefen zu verschwinden und so das Schicksal alles Irdischen zu theilen.

Aber nicht allein auf Eisströme und Schneethürme, auf tosende Sturzbäche und stäubende Wasserstrahlen blickt hier das fast geblendete Auge des Wanderers

hinab, nein, auch in die düsteren graugrünen Spalten der Bergriesen senkt es sich hinein, und kaum weiß man, was bewundernswerther ist, jene erstarrten Ströme und blitzenden Schneespitzen, oder diese von Steintrümmern, grünen Matten und dunklen Tannen strotzenden Thäler, wie zum Beispiel das Roththal, das des Schmadrigletschers und des Stüfisteins, die schwer zu erreichen sind und sogar nur selten von den kundigsten Gemsjägern besucht werden.

Doch wir haben für's Erste genug von diesen Wunderwerken erwähnt — sie zu beschreiben oder nur alle zu nennen, kann hier nicht unsre Aufgabe sein — kehren wir zu dem Dorfe Mürren zurück, über welchem die von allen Dünsten befreite Sonne jetzt fast im Zenith steht, und sehen wir, was es daselbst so Ungewöhnliches heute zu schauen giebt. In dem kleinen, aus etwa vierzig Wohnungen bestehenden Ort, die ziemlich weit von einander entfernt sind, schien sich ein seltenes Ereigniß zugetragen zu haben, denn es herrschte eine auffallende Bewegung unter den wenigen Menschen, die fast alle ihre Häuserchen verlassen hatten und in kleinen Gruppen vor denselben hie und da zusammengetreten waren.

Und in der That, schon am Abend vorher war hier etwas Ungewöhnliches geschehen, etwas, was der

schweizerische Bergbewohner nicht gern hat, da es nicht nur seine patriarchalische Ruhe stört, sondern auch den allgemeinen Ruf der Sicherheit des fremden Reisenden, von dem so viele tausend Schweizer ihre Nahrung erhalten, zu gefährden im Stande ist. Mit einem Wort: einer der berühmtesten Führer der Gegend, der bedächtige, kühne Michel aus Grindelwald, war am Tage vorher mit einem Fremden aus Unterseen in Mürren eingetroffen, um von hier aus die untere Schneeregion der Jungfrau in der Gegend des Silberhorns zu besuchen. Drei Männer aus Mürren hatten sich ihnen angeschlossen und bei günstiger Tageszeit und gutem Wetter war man frohen Muthes jodelnd und jauchzend ausgezogen. Allein an demselben Abend schon war die kühne Gesellschaft zurückgekehrt, schweigend und verstimmt, denn den Fremden, der ein reicher und angesehener Mann sein sollte, hatte trotz aller Sorgfalt seiner Begleiter das Unglück ereilt, daß er, nachdem man den ersten Gletscherstrom kaum erstiegen, ausgeglitten und in eine tiefe Eisspalte gefallen war, aus der man ihn nur mit vieler Mühe und nach stundenlanger Arbeit blutend und fast leblos hervorgezogen hatte. So waren die vier Männer mit ihrer hülflosen und unbeweglichen Last Abends in Mürren

wieder eingezogen, wo sie sich im Schulhause, welches die meiste Bequemlichkeit bot, um den Kranken bemüht hatten und ihm die geringe Hülfe angedeihen ließen, die so arme und einfache Leute in ihrer Abgeschiedenheit von allem Verkehr zu bieten vermögen. Der Führer Michel aus Grindelwald aber war gleich in der Nacht nach Interlaken geeilt und hatte einen in der Wundärzneikunst berühmten Mann geholt, der dieser Aufforderung auch willig gefolgt und schon am frühen Morgen zu Pferde in Mürren eingetroffen war.

Mit kundigem Auge und sicherer Hand hatte der Mann der Wissenschaft den Fremden untersucht und den geängstigten Schulmeister wie dem niedergeschlagenen Führer Michel seine Meinung dahin verkündet: daß keine Lebensgefahr drohe, ja sogar die völlige Gesundheit des Verwundeten in einigen Wochen wiederkehren werde, daß man denselben jedoch, nachdem er sorgfältig verbunden, vorsichtig nach seinem Gasthof in Unterseen transportiren müsse, und daß er selbst dafür sorgen wolle, daß Alles geschehe, was unter den obwaltenden Umständen nothwendig und ersprießlich sei.

Dieser mit männlicher Ruhe und Sicherheit ausgesprochene Trost hatte die Aufregung aller Betheiligten wundersam besänftigt, und unter verschiedenen

Vorkehrungen hatte man sehnsüchtig den Mittag des gegenwärtigen Tages erwartet, um die dicken Nebel, die den schwierigen Transport des Schwerverwundeten bisher unmöglich gemacht, sich erst senken zu lassen, und nun standen acht kräftige Männer bereit, sobald es der Arzt befehlen würde, ihre Last auf einer sorgsam zugerichteten Tragbahre die steile Bergstraße hinunterzutragen und nicht eher von ihrem Pflegebefohlenen zu weichen, als bis er sicher und sanft in seinem Bette geborgen wäre.

Kurz vor dem Aufbruch des Zuges sah man aus dem kleinen Hause des Schulmeisters drei Männer treten, die bei dem gegenwärtigen Vorfall zumeist betheiligt schienen. Es waren drei schon in ihrer äußeren Erscheinung merklich von einander abweichende Persönlichkeiten, und während sie auf den grünen Vorplatz des Hauses treten, um bedächtig nach dem Wetter auszuschauen und vielleicht auch eine ungestörte Unterhaltung abseits des Kranken zu pflegen, wollen wir sie uns aus der Nähe betrachten und je nach ihrer Bedeutung für unsere Erzählung mehr oder minder einer sorgfältigen Musterung unterziehen.

In dem kleinen, noch ziemlich jugendlichen Mann mit dem langen grauen Rock, dem schlichten weißen

Zipfelhalstuche und der bequemen Hauskappe erkennen wir mit leichter Mühe den stillen Schulmeister des abgelegenen Ortes, der, seinem mühseligen Berufe getreu und blindlings den Befehlen seiner Vorgesetzten gehorchend, sich mit einem Amte begnügt, das ihm kaum mehr einträgt, als zum nothdürftigsten Lebensunterhalt hinreicht. Sein schmales blasses Gesicht trägt unverkennbar den Stempel der Entsagung in allen Zügen, und dennoch ist er mit seiner Lebenslage zufrieden, denn er ist ein Freund der erhabenen Natur seiner Heimat und fühlt sich wohl im Bewußtsein, ein regensicheres Dach über seinem Haupte, ein reinliches Strohlager mit einem warmen Bettstück und hinreichend Kartoffeln, Käse und Milch für seinen Appetit zu haben, welche Nahrungsmittel täglich ohne Abwechselung seinen Tisch bedecken, wie den der übrigen Bewohner seines winzigen Dorfes. Gegenwärtig ist er noch halb betäubt von dem Unfall, der sich im Bereiche seiner Wirksamkeit zugetragen, und doch auch wieder beglückt, denn die beiden Goldstücke, die ihm Michel auf Befehl des verwundeten Herrn als Belohnung für seine Mühwaltung und Gefälligkeit gereicht, machen eine Summe aus, die fast den vierten Theil seiner amtlichen Besoldung für das ganze Jahr beträgt.

Einen ganz anderen Eindruck bringt schon der berühmte Gemsjäger Michel aus Grindelwald hervor, denn solcher stämmigen, breitschultrigen Männer, an denen jede Bewegung die stählerne Kraft und Biegsamkeit ihrer Muskeln verräth, dürfte es selbst in der so starke Söhne erzeugenden Schweiz nur wenige geben. Seine braune, jetzt an verschiedenen Stellen zerrissene Jacke bedeckt eine breite, mächtige Brust, die schon manchen schweren Athemzug in großer Gefahr in der feinen Luft der höchsten Bergspitzen und auf den kalten Eisfeldern seiner heimatlichen Gletscher gethan hat. Seine schwarzen manchesternen Hosen reichen nur bis zum Knie, das in seiner braunen Nacktheit eine Musculatur aufweist, deren sich kein Gladiator des Alterthums zu schämen gehabt hätte. Seine colossalen Waden stecken in blauwollenen Zwickelstrümpfen und seine großen Füße, die so schwerfällig aussehen und doch so behende sind, um wie eine Gemse über Eisspalten von entsetzlicher Breite zu springen, in Schuhen, deren mit starken Spitznägeln beschlagene Sohlen für die Dauer eines Menschenalters bestimmt zu sein scheinen.

Das Characteristischeste seiner Erscheinung prägt sich jedoch in seinem intelligenten, ziemlich bärtigen Gesicht aus, das, in Folge der zahllosen Strapazen seines

Lebens, einem schon alternden Manne anzugehören scheint, obwohl unser Freund, der uns künftig noch häufiger begleiten wird, erst sechsunddreißig Jahre zählt. Allein die Söhne der Berge altern schnell, die Mühseligkeiten ihres Berufs verzehren ihre Lebenskräfte rasch und ein Mann von fünfzig Jahren gleicht bei ihnen in der Regel einem Siebenziger in der Ebene, welch hohes Alter sie selten erreichen, da sie nur zu häufig die Opfer ihrer Kühnheit und ihrer wagehalsigen Unternehmungen werden.

Einen fast angenehmen Eindruck machte Michel, wenn er sein großes braunes Auge lächelnd auf Jemanden richtete und dabei von heiteren Dingen sprach, während der starklippige Mund mit den milchweißen Zähnen in seinen herabgezogenen Winkeln ein ihm zur zweiten Natur gewordenes ironisches Lächeln blicken ließ. In der Haltung des beweglichen Körpers dagegen sprach sich seine ganze Kühnheit und Unerschrockenheit aus, als ob er stets auf dem Sprunge zu irgend einem Wagniß stände, wenn er, wie zur Prüfung ihrer Biegsamkeit und Elasticität, die Hüften unaufhörlich hin und her wiegte. Die Art endlich, wie er den halb zerdrückten braunen Filz mit dem Gemsbart auf einer Seite des Kopfes trug, erweckte den Glauben, daß Freund Michel bei aller seiner

natürlichen Einfachheit ein etwas trotziger, auf seine Körperkraft und Gewandtheit sicher bauender und keine persönliche Gefahr scheuender Mensch sei, für den es kein größeres Vergnügen auf der Welt gäbe, als, selbst in Voraussicht, den Hals zu brechen, einer flüchtigen Gemse von Eisfeld zu Eisfeld nachzuklimmen oder den hinterlistigen Geier zu jagen, der mit Menschen und Vieh so oft sein verrätherisches Spiel treibt.

Am heutigen Tage jedoch sprach sich in dem Wesen des kühnen Jägers eine gewisse Gedrücktheit, fast Niedergeschlagenheit aus. Sein mit so großen persönlichen Aufopferungen bis heute bewahrter Ruhm, ein stets zuverlässiger und in allen Nöthen erprobter Führer zu sein, war durch den so unglücklichen Fall jenes Herrn in seinen eigenen Augen stark erschüttert worden und er wagte kaum, das Gesicht zu den Männern zu erheben, die ihm schon wiederholt Trost zugesprochen und seinen wankenden Muth wieder aufzurichten versucht hatten. Wenn aber überhaupt Jemand in dieser Beziehung im Stande war, belebend und erfrischend auf ihn zu wirken, so war es der dritte Mann, zu dessen Beschreibung wir sogleich gelangen werden, denn zu ihm hatte er nicht allein ein ungewöhnliches Vertrauen, sondern seine Achtung für ihn und seine Leistungen war fast unbegränzt, da

er schon seit Jahren sein steter Begleiter auf vielen beschwerlichen Ausflügen in den Gebirgen gewesen war und die ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und Herzens dieses Mannes schätzen gelernt hatte.

So betrachten wir uns denn auch diesen Mann, den aus Interlaken herbeigeholten Arzt, mit einiger Aufmerksamkeit. Und da müssen wir gestehen, daß uns nur selten ein menschliches Wesen von so ansprechender Erscheinung und ein Gesicht mit so männlichen und wohlthuenden Zügen vorgekommen ist, wie dieses. Hoch gewachsen und demgemäß in allen Gliedern kräftig entwickelt, konnte dieser Mann einen Hercules der Jetztzeit vorstellen, der, sich seiner Kraft wohl bewußt, doch keinen übermäßigen Werth darauf zu legen schien, und diesem mächtigen Wuchse entsprach das edle, von der Luft dunkelgefärbte, fast bartlose Gesicht, in dessen reinen blauen Augen ein Ausdruck von Güte, Menschenfreundlichkeit und Vertrauen erweckender Ruhe strahlte, der Jedermann auf den ersten Blick nicht nur zu gewinnen, sondern auch zu beeinflussen und zu beherrschen geeignet war.

Kaum sah man diesem Mann, der eine einfache gleichfarbig dunkle Sommerkleidung und einen breitrandigen Strohhut trug, sein Alter an, denn die Raschheit und Entschiedenheit seiner Bewegungen ver-

jüngten ihn augenscheinlich; er schritt mit seinen sechsundfünfzig Jahren so leicht und sicher einher, als wären sie um die Last von zehn Wintern geringer gewesen, und nur in der Ruhe und Bedächtigkeit, mit der er sprach, prägte sich eben so viel Selbstbeherrschung wie reiche Erfahrung und Menschenkenntniß aus, die stets die untrüglichsten Zeichen reiferer Jahre sind und die sich dieser Mann in der That an verschiedenen Orten und in den seltsamsten Lebenslagen in reichlicher Fülle gesammelt hatte.

Wenn indessen die Gemüthsruhe, welche aus seinen Zügen und Blicken sprach, noch eine andere Beimischung hatte, die freilich nur ein geübtes Auge in Momenten ernsten Nachdenkens an ihm zu entdecken im Stande war, so war es ein Anflug stiller sanfter Traurigkeit, der um seinen festgeschlossenen Mund lagerte, wenn er schwieg, und der erst verschwand, wenn seine Lippen sich öffneten und Worte hören ließen, die trotz des mächtigen Klanges der Stimme freundlich und wohlthuend wirkten, aber stark von dem Dialect abwichen, der in diesen Landen gesprochen wurde. Jedenfalls war das Leben dieses geistig so reich begabten Mannes nicht immer glatt und eben verlaufen, er hatte ohne Zweifel manchen Kummer, manche Sorge kennen gelernt; aber wie man es am

Morgen der Eiche nicht anmerkt, daß ein nächtlicher Sturm ihren Wipfel erschüttert und einige ihrer Aeste auf Augenblicke gebeugt hat, so ließ auch dieser Mann nicht merken, daß es Ereignisse in seinem Leben gegeben, die manches anderen Menschen Geist zu beugen, ja sein Herz zu brechen stark geuug gewesen wären. —

Als die drei Männer von dem Häuschen fort bis an den Abhang getreten waren, an welchem der in's Thal führende Weg beginnt, blieben sie stehen und schauten schweigend nach verschiedenen Himmelsgegenden aus. Während aber Michel und der Schulmeister das Aussehen des Himmels, den Zug der Luftströmung und die in der Tiefe immer mehr verschwindenden Nebelstreifen prüften, haftete des Arztes Auge mit wahrem inneren Wonneschauer auf der sich ihm darbietenden Aussicht und sein strahlendes Auge flog von Berg zu Berg, von Thal zu Thal, als sende es Grüße über Grüße aus, und dabei war er so tief in Gedanken versunken, daß er die schon zweimal an ihn gerichtete Rede des Führers überhört hatte.

Endlich aber legte Michel, der vielleicht ungeduldig war, mit dem Kranken von dem Orte wegzukommen, seine schwere Hand nachdrücklich auf des Arztes Arm, drückte ihn fühlbar und wiederholte dabei: „Ja, ja, Herr Doctor, hören Sie doch: es wird

Zeit, daß wir aufbrechen. Das Wetter hat sich vollständig aufgeklärt, unser Weg liegt ohne Hinderniß vor uns, und da die Männer zur Hand sind, die den kranken Herrn nach Hause tragen wollen, so sehe ich keinen Grund, warum wir noch länger hier oben zögern sollten."

„Gemach, Michel, gemach!" erwiderte der Arzt nach einer Weile, wie aus einem Traume erwachend und den ungeduldigen Mann mit seinem ruhigen Auge betrachtend, „wir haben uns auf keine Weise zu übereilen. Ich komme nur selten hier herauf und sättige mein Auge gern an Gottes großer Schöpfung. Ach ja, es ist schön, sehr schön hier — doch Ihr wollt fort, ich sehe es. Nun denn, ja, vorwärts, sage auch ich. Ruft die Männer herbei, daß sie den Kranken herausbringen, die frische Luft wird ihm wohl thun. Dann mache Gott ihre Arme und Füße stark und dauerhaft, denn sie werden eine tüchtige Last auf schlechtem Wege sechs Stunden lang zu tragen haben."

Michel ließ sich diese Aufforderung nicht zweimal sagen. Flugs eilte er nach dem nächsten Hause, in welches sich, einer Herzstärkung wegen, die acht Träger so eben zurückgezogen hatten, und rief sie herbei. Die Männer folgten seinem Rufe bereitwillig

und bald waren sie unter Vorantritt des Arztes in den Flur des Schulmeisterhauses getreten, in welchem der Kranke bereits auf einer mit Heu und Decken gepolsterten Tragbahre so bequem lag, wie man es unter den obschwebenden Verhältnissen nur hatte möglich machen können.

Es war ein Mann von feinem Aussehen, dessen Gesichtsausdruck allein schon einen hohen Grad von Bildung und Intelligenz verrieth. Gegenwärtig war dieses von dunklem Haar und Bart eingerahmte Gesicht allerdings überaus bleich, allein der Schreck über seinen Unfall und die ersten Schmerzen der verletzten Gliedmaßen waren bereits gewichen, und da der sorgsame Arzt den verwundeten Fuß und Arm der linken Seite wohl verwahrt und für den schwierigen Transport zweckmäßig gelagert hatte, so ertrug er sein Geschick mit Ergebung, mit deren Ausdruck auf seinen wohlgebildeten Zügen sich sogar ein freundliches Lächeln verband, als er den Arzt mit vier Männern wieder bei sich eintreten sah.

„Nun, mein Herr," wandte sich der Arzt an ihn, „soll Ihr Wunsch, von hier fortzukommen, bald befriedigt werden. Alle Nebel, die unsern Weg verdunkelten und unsicher machten, sind verschwunden, es wird den ganzen Tag gut Wetter bleiben und wir

wollen getrost unsre Reise beginnen. Haben Sie noch einen Wunsch oder ein Bedürfniß?"

Der Kranke schüttelte leise den Kopf, dessen Stirn auch noch einige blutige Striemen von seinem Falle zeigte, und sagte dann mit leiser Stimme: „Nein, mein Herr, ich danke Ihnen; ich habe keinen Wunsch mehr als den, zu Hause, das heißt bei meiner Frau in Unterseen zu sein."

„Gut, der Wunsch soll mit Gottes Hülfe erfüllt werden. Sie wohnen also bei Ruchti?"

„Ja, in Beausite."

„Ich will es mir merken. So. Und nun, Kinder, faßt an, wir sind fertig. Geht vorsichtig und langsam, wie Ihr es sonst thut, wenn Ihr Jemanden die Berge hinab tragt, und wenn Einer von Euch sich schwach werden fühlt, sagt er es bei Zeiten, damit ein Anderer ihn ablöst."

Mehr brauchte den sachkundigen Landeskindern nicht gesagt zu werden; sie wußten, um was es sich handelte, und so hoben sie mit gewohnter Umsicht und Kraft den Tragsessel auf und sogleich setzte sich der Zug in Bewegung, indem die vier Reserveträger voranschritten, die Bahre folgte und der Arzt achtsam hinterherging, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn sein Beistand irgend einmal verlangt werden sollte.

Ihm zunächst hatte sich der Führer Michel angeschlossen, der nach Grindelwald zurückkehren wollte, und hinter diesem ging der Schulmeister von Mürren mit einem gewichtigen Alpstock, da er ein Geschäft in Lauterbrunnen zu verrichten hatte und den Weg lieber in Gesellschaft als allein machte. Unmittelbar hinter dem letzten Manne her aber schritt vorsichtig und gewandt eine kräftige Rappstute, welche dem Arzt gehörte und ihn in der Nacht auf die Höhe getragen hatte. Sie war eins jener klugen und unbezahlbaren Thiere, wie man sie nur in der gebirgigen Schweiz findet, die von der Natur den Instinct empfangen haben, stets zu wissen, was der Mensch von ihnen will, und die bis zum letzten Athemzuge bereit sind, ihm mit allen ihren Kräften zu dienen und ihre mühselige Arbeit mit einer Vorsicht und Sicherheit vollbringen, die den achtsamen Reisenden oft genug mit Staunen und Bewunderung erfüllen.

So bewegte sich denn der Zug, noch lange von den jüngeren Bewohnern des Dorfes Mürren begleitet, langsam den beschwerlichen Weg nach dem Lauterbrunnenthale hinab; wir beabsichtigen jedoch nicht, dem Leser denselben Schritt für Schritt zu beschreiben, sondern bemerken nur, daß alle Schwierigkeiten glücklich überwunden wurden, daß die Träger ihre Aufgabe

geschickt wie immer lösten und daß man endlich nach fast drei Stunden mühevollen Bergabsteigens das schöne Thal erreichte, das von den zahllosen Quellen, die aus allen Felsspalten hervorsprudeln oder von den Bergfirsten gießend und stäubend herniederrieseln, seinen Namen erhalten hat.

Auf diesem langen und beschwerlichen Wege wurden zwischen dem Arzt und seinen Begleitern nur wenige Worte gewechselt; erst als das Gasthaus zum Steinbock in Lauterbrunnen erreicht war, wo man eine kurze Rast zu nehmen gedachte, sammelte man sich um den Verwundeten, der die Reise leidlich ertragen hatte, und richtete theilnehmende Fragen an ihn, die er freundlich und dankbar beantwortete und sich über sein Befinden befriedigend äußerte. Hier war es auch, wo Michel von ihm vor der Hand Abschied nahm, wiederholt versprach, ihn recht bald in Unterseen zu besuchen, und dann dem Arzt einen Wink gab, ihm vor die Thür zu folgen, da er noch einige Worte insgeheim an ihn zu richten hatte.

Während die Träger mit Bier und Kirschwasser gelabt wurden, trat der Arzt vor die Thür des Wirthshauses und schritt mit Michel und dem Schulmeister, der sich von Ersterem noch nicht trennen zu können schien, unter einen dichtbelaubten Nußbaum. Hier

blieb der Gemsjäger stehen, reichte dem Arzte die Hand und sagte:

„Nun also, Herr Doctor, will ich Ihnen den armen Herrn allein überlassen, dessen Unfall mich vier Wochen lang unglücklich machen wird. Mag es Ihrer Kunst gelingen, ihn bald wieder herzustellen und mich von der Sorge zu befreien, die auf meinem Herzen lastet. Aber wie, kann ich mich versichert halten, daß Sie, wenn Jemand in Interlaken mich tadeln sollte, auf meine Seite treten, damit mein guter Leumund keinen Schaden erfährt?“

Der Arzt lächelte freundlich, drückte dem biederen Gemsjäger die Hand und versetzte: „Darum seid außer Sorge, Michel. Auf Euch und Eure bekannte Sorgfalt im Führeramt kann nicht die Spur eines Schattens fallen. Ihr habt Eure Pflicht wie immer erfüllt, und der Reisende, der Eure wiederholte Warnung nicht beachtete, hat sich allein die Schuld seines Unfalls beizumessen. Das will ich Jedermann verkünden, der es hören will. Nun aber gehet mit Gott und grüßt Eure Frau von mir. Nächstens komme ich nach Grindelwald und dann wollen wir wieder einen unserer alten Berggänge ausführen. Gehabt Euch wohl, wackerer Freund, es wird Zeit, daß wir aufbrechen, denn ich möchte noch vor Sonnenuntergang in meiner Behausung sein.“

Die beiden Männer schüttelten sich noch einmal die Hände, dann verließ der Arzt den Führer, und nachdem er sich auch von dem Schulmeister verabschiedet, begab er sich zu seinem Kranken zurück, mit dem er einige Worte wechselte und dann den Trägern befahl, die Reise weiter fortzusetzen, was auch sogleich mit frisch gesammelten Kräften geschah.

Während aber der Arzt seine Rappstute, die geduldig den Aufbruch erwartete, nach einigen Liebkosungen bestieg und langsam dem vorangehenden Zuge nachritt, blieben Michel und der Schulmeister noch unter dem Nußbaum stehen und schauten den abziehenden Männern nach, so lange sie mit den Augen zu erreichen waren; als aber zuletzt der ruhig schreitende Rappe hinter einer Felsecke verschwunden war, wandte sich der junge Schulmeister, der so lange seine Neugier bezwungen, mit einer gewissen Hast an seinen Begleiter und sagte halb flüsternden Tones:

„Das ist ein netter Mann, Michel, und Euer Patient scheint mir in guten Händen zu sein. Ja. Aber sagt mir, wer ist und wie heißt er und wie habt Ihr ihn so schnell nach Mürren hinaufgebracht? So viel ich mich erinnere, habe ich ihn noch nie gesehen, was freilich kein Wunder ist, denn während der drei Jahre, die ich in Mürren wohne, ist erst einmal ein

Arzt oben gewesen, um einen Kranken zu besuchen. Wie ich aber aus seiner Sprache entnehme, ist er kein Schweizer oder höchstens aus einem der nördlichen Cantone, deren Sprachweise ich noch nicht aus Erfahrung kenne, wie?"

Michel schaute eine Weile sinnend vor sich nieder und lächelte still in sich hinein, ehe er antwortete. „Hm! Ja freilich," fuhr er dann auf und schnippte mit den Fingern der rechten Hand in die Luft, „ein geborener Schweizer ist er nicht, aber ein sehr geschickter Arzt und ein vortrefflicher Mann obendrein gewiß. Wenn Sie noch länger in dieser Gegend wohnen, Herr Schulmeister, werden sie ihn schon besser kennen lernen, denn den Doctor Marssen im Bödeli weiß jeder Junge ringsherum bei Namen zu nennen. Ja, hm! Freilich, ein Arzt, so wie die andern vornehmen Herren da unten im Thale sind, ist er nicht, er reitet nicht um Geld in die Berge, wohl aber aus Menschenfreundlichkeit, und wenn Jemand einmal in rechter Noth ist, wie ich es gestern war, dann ist er gerade der Mann, der immer zuerst bei der Hand ist."

„So. Also Marssen heißt er und im Bödeli wohnt er?"

„Ja, schon seit sechs Jahren, und er hat sich da

ein ganz hübsches Nest zugelegt und sich redlich bei uns eingebürgert, das muß man sagen."

„Aber wo ist er denn hergekommen? Und was für ein Landsmann ist er?"

Michel sann wieder einige Augenblicke nach, dann wiederholte er, wie es schien, halb unwillig: „Was für ein Landsmann? Na, das müssen Sie doch gleich weghaben, daß er ein Deutscher ist?"

„Nun ja, das habe ich wohl gehört."

„Ein Deutscher!" sprach Michel wie zu sich selbst und fuhr mit der Hand durch sein krauses Haar, von dessen vor der Zeit ergrauten Spitzen dicke Schweißtropfen niederrieselten. „Ein Deutscher, weiß es der liebe Gott, und ein kreuzbraver Mann, das ist gewiß. Aber das ist es eben, was ich noch immer nicht begreifen kann —"

„Was könnt Ihr denn nicht begreifen?"

„Daß er als Deutscher hierhergekommen ist oder vielmehr, daß er als solcher hierherkommen mußte, denn er hat sicher nicht sein Vaterland aus freien Stücken verlassen —"

„Ah!" unterbrach ihn der Schulmeister, der endlich zu begreifen anfing, was seinen Gefährten so wurmte. „So ist er wohl einer der auswärtigen Verbannten, die leider Gottes unsre Schweiz so reichlich bevölkern helfen?"

„Verbannter!“ fuhr Michel trotzig auf. „Was weiß ich es und was geht es uns eigentlich an! Aber ärgern thut es mich dennoch, wenn ich so etwas sehe. Bei meiner verstorbenen Mutter Sarg — Gott habe sie selig! — das große Deutschland muß einen ungeheuren Ueberfluß an bedeutenden und guten Männern haben, wenn es Leuten, wie diesen da, den Stuhl vor die Thür setzt, ihnen das Haus vor der Nase zuschließt und den Abschiedsgruß zuruft: Hol Dich der Henker! Tausendsapperlot, so dumm ist in keinem andern Lande ein Mensch, als diese deutschen — Stuhlsetzer und Hausverschließer sind. Bei meiner Ehre! Das thun nicht einmal die tollköpfigen Engländer, die ich, wie jede Krähe weiß, nicht leiden kann, wenn sie uns auch für zehn Schritte immer einen Franken zahlen. Nein, das thun die verrückten, starrköpfigen, nur sich selbst sehenden Engländer nicht, die wissen ihre klugen Leute besser im Inlande zu gebrauchen und nur die überfrachtigen Narren schicken sie auswärts. Haha! Und auch die Franzosen, die so gern unsere Freunde sein möchten und doch blos gierig nach unsern Bergen und Seen sind, auch sie behalten ihre Kinder im Hause und nur ihre liederlichen Frauenzimmer schicken sie nach Genf und anderen Orten, weil sie sie nicht allein bezahlen wollen, haha! Und wer schickt uns

noch seine klugen Leute her, etwa die Russen und Italiener? O nein, die sind auch klug genug und behalten für sich, was sie gebrauchen können. Freilich, schwatzende Polen drängen sich genug bei uns ein, aber was gehen uns die Polen an, die fliehen vor den Russen und nicht vor den eigenen Potentaten. Zum Teufel! ich werde warm, wenn ich daran denke, daß gerade die Deutschen, die mit uns eine Sprache reden, verdammt sind, wie wilde Bestien von Haus und Hof vertrieben zu werden, und wer glaubt es den deutschen Regierungsherren, wenn sie behaupten, daß gerade sie einen so großen Ueberfluß von Unkraut haben? Nein, nein, das kann und werde ich nie begreifen, wenn ich die Vertriebenen und Verbannten, die sie in unsere Berge jagen, aus der Nähe betrachte. Es sind lauter gescheidte, kluge und überaus ruhige Leute, deren Herz nur nicht gerade so viel Pulsschläge zählt, wie es nach der höheren Polizeiverordnung bei ihnen zu Hause zählen soll. Na, laß sie sie nur verjagen, wir wissen die Spreu schon vom Weizen zu sondern und in unsern Bergen ist Raum genug, ein ganzes Heer Solcher, wie da eben einer von uns ging, zu ernähren. Ja, bei Gott! jeder Prinz, meine ich, an denen die Deutschen so reich sind, müßte sich freuen, solche Männer vor seinen Karren zu spannen. Ein

Land voll solcher Männer muß ein glückliches Land sein, weil ein Land nur durch wahre Männer groß werden kann. Nun ja, Herr Schulmeister, das ist so meine dumme Politik, und jener Mann, der Doctor Marssen, das ist ein wahrer Mann. Hm — lassen Sie mich einen Augenblick nachdenken — ja, es sind in diesem September nun gerade sechs Jahre, daß er mit seiner Schwester, außer der er nur noch einen Sohn hat, hier ankam. Ich führte just eine mondsüchtige englische Familie mit tausend Schachteln und Taschen durch das Land und sah ihn in Neuhaus aus dem Thuner Dampfer steigen. Er hatte nur zwei winzige Koffer bei sich, an Geld aber schien er keinen Mangel zu leiden. Schon nach wenigen Monaten kaufte er sich im Bödeli ein Haus, richtete es sich hübsch ein und wohnt nun als naturalisirter Schweizer unter uns, indem er unsere Gesetze befolgt und Jedem hilft, wo er kann. Das ist die rechte Art, Herr Schulmeister, und loben muß man den Mann, der also handelt. Weiter aber weiß ich nichts von dem Herrn und nun habe ich genug mit Ihnen über ihn geschwätzt. — Wohin gehen Sie jetzt?"

„Ich will auf die Pfarre. Gehet mit Gott, sage auch ich, und mag Euch nicht oft ein Unheil begegnen, wie gestern. Lebt wohl, Michel!"

Der kleine schmächtige Schulmeister reichte dem treuherzigen Gemsjäger die Hand, die dieser leise schüttelte, worauf er sich, ohne ein Wort zu erwidern, von ihm abwandte und den nächsten Weg nach Grindelwald einschlug. Die letzten Worte des Mürrener Gelehrten hatten ihn wieder an sein kaum vergessenes letztes Unglück erinnert und er verfolgte langsam seinen Weg, ohne sich nach irgend etwas umzuschauen, nicht jodelnd und jauchzend wie sonst, wenn er nach einem glücklichen Ausflug, in den Taschen die klingenden Goldstücke tragend, aus den Bergen kam und in sein stilles heimatliches Haus zurückkehrte, denn daß neben ihm, dem gesuchtesten und erfahrensten Führer, ein Reisender beinahe das Leben verloren, wurmte ihn schwer, und tief bedrückt schlich er auf stillen Fußpfaden dahin, absichtlich jedem Begegnenden ausweichend, der durch Zufall ja schon sein unerhörtes Mißgeschick erfahren haben konnte.

Unterdessen waren die Träger mit dem Kranken schon ziemlich auf der Landstraße vorgerückt; leichten elastischen Schrittes bewegten sie sich auf dem ebenen Boden fort und dabei suchten sie achtsamer Weise jede Erschütterung des Verwundeten zu vermeiden, so daß

dieser sanft wie in einem stillstehenden Bette lag. — Unmittelbar hinter dem Tragsessel hielt sich Doctor Marssen. Die Zügel hatte er auf den Hals seines wackeren Pferdes gelegt, das seinen Weg kannte und keiner Führung bedurfte, und zwischen den Lippen hielt er eine angenehm duftende Cigarre, deren bläuliche Rauchwirbel, wie sie einem Wölkchen gleich gegen die riesigen Felswände aufstiegen, er mit heiterem Blicke verfolgte. Den Weg, den er jetzt machte, hatte er schon oft zu Fuß und zu Pferde zurückgelegt, aber immer wieder zog das romantische Thal mit der rauschenden Lütschine, den hochgethürmten, vielgestaltigen Felsmauern und den düsteren Schluchten mit ihren tausend und aber tausend quellenden Wassern sein Auge an und er genoß diese Schönheiten alle wie ein Mensch, der sich bewußt ist, daß der Schöpfer der Welt sie hierhergesetzt hat, damit sein edelstes Geschöpf, der Mensch selber, seine Freude daran habe.

Doch lange bevor man Zweilütschinen, den Vereinigungspunct der schwarzen und weißen Lütschine, erreicht hatte, sollte seine stille Bewunderung der großartigen Natur durch den Kranken unterbrochen werden, den er im Schlafe und also nicht stören zu dürfen glaubte. Denn als die Träger eben die Bahre niedersetzten, ihre Gefährten sie in der Arbeit ablösten

und der Arzt sich dem Lager des Kranken näherte, erhob dieser den Kopf, nickte seinem Beistand freundlich zu und sagte auf dessen Frage nach seinem Befinden:

„Ich danke Ihnen, es geht mir gut und ich bin mit meiner Lage zufrieden.“

„Dann werden Sie auch bis Unterseen in diesem Zustande verharren, denn der Weg bleibt so glatt und eben, wie er hier ist, bis vor Ihrer Thür in Beausite. Bewahren Sie nur Ihren Muth und Ihr Vertrauen, das Uebrige wird sich finden. Allerdings haben Sie ein bedauernswerthes Unglück gehabt, allein das Leben ist Ihnen erhalten und Sie hätten leicht noch ärger können beschädigt werden. Schmerzt der Fuß noch so sehr wie vorher?“

„Nein,“ erwiderte der Kranke nach einigem Besinnen und dabei freudig aufblickend, „die Schmerzen sind erträglich und nur einige Mal hat es auf dem Berggang fürchterlich in Arm und Bein gezuckt. Daß mir altem Bergsteiger so etwas begegnen mußte! Viermal bin ich schon in der Schweiz gewesen, ein Dutzend Gletscher habe ich erstiegen, und diesmal bin ich kaum drei Tage im Angesicht der Jungfrau, so faßt sie mich und fügt mir das große Leid zu.“

Doctor Marssen schwieg auf diese halb scherzhafte

Klage, während die neuen Träger den Sessel wieder aufhoben und damit ruhig weiterschritten. Jedoch hielt er sich jetzt dicht neben dem Kranken und schien Lust zu haben, das begonnene Gespräch noch eine Weile fortzusetzen.

„Strengt Sie das Sprechen auch nicht an?“ fragte er nach einer kurzen Pause.

„O nein, ganz und gar nicht und ich unterhalte mich gern mit Ihnen. Vor allen Dingen aber würde es mir angenehm sein, zu wissen, wen ich in Ihnen vor mir zu sehen die Ehre habe. Ich selbst, um Ihnen ein gutes Beispiel zu geben, bin von Hause aus ein Jurist, habe aber, als mein Vater starb, in Frankfurt am Main sein Bankgeschäft übernehmen müssen und bin jetzt nebenbei ein Stück Regierungsmaschine der alten freien Reichsstadt, was man bei uns Senator nennt. Mein Name ist von Dannecker. Ich bin direct in einem Zuge von Frankfurt nach Unterseen gefahren, um rasch an Ort und Stelle bei dem guten Ruchti zu sein, den meine Frau alle Jahre sehen muß, und sie würde mich vorgestern Morgen begleitet haben, wenn sie nicht einen starken Schnupfen gehabt hätte. O wie preise ich jetzt diesen Schnupfen, den ich vorgestern so unausstehlich fand! Denn welche Angst würde das arme Weib ausgestanden haben, hätte sie

mich da unten in der Eisspalte liegen sehen, während man oben noch nicht wußte, ob ich todt oder lebendig sei! Doch nun genug der Klage — darf ich vielmehr um Ihren Namen bitten?"

„Mein Name ist Marssen und ich wohne in Interlaken, nicht weit vom Jungfraublick, wo ich mich seit einigen Jahren angesiedelt habe."

„Ah, das ist prächtig, da haben Sie es nicht weit bis Ruchti, um mir Ihre Besuche abzustatten. Ich setze nämlich voraus, daß Sie so gütig sein werden, die ärztliche Behandlung meiner geringen Person bis zu meiner vollständigen Genesung zu Ende zu führen."

Dem begierig eine zusagende Antwort erwartenden Frankfurter Senator, auf den der fremde Arzt schon seit seinem ersten Worte einen entschieden günstigen Eindruck hervorgebracht hatte, schien diese Antwort etwas lange auszubleiben, und die auffallende Pause, welche seiner Rede folgte, war nicht dazu angethan, seine Hoffnung auf augenblickliche Erfüllung seiner Bitte zu steigern. Schon sah er zweifelhaft forschend nach dem ernsten Gesicht des neben ihm reitenden Mannes hinüber, als dieser freundlich aber fest sagte:

„Eigentlich, mein Herr Senator, sollte ich Ihr

mich ehrendes Gesuch ablehnen, allein da Sie mich für unhöflich und vielleicht sogar für gewissenlos halten könnten, will ich dasselbe erfüllen und, wenn Sie es wünschen, Ihre Behandlung auch in Unterseen übernehmen."

Der Kranke sah den so ernst Redenden groß an; augenscheinlich begriff er den Arzt nicht, der keine besondere Neigung verrieth, einen bemittelten Patienten mehr in seine Hände zu bekommen. „Wie soll ich mir Ihre dunklen Worte erklären?" fragte er dann freimüthig.

„Einfach so: ich habe mich nicht als practischer Arzt, sondern nur als Privatmann in Interlaken niedergelassen, und da es mehrere Aerzte daselbst giebt und ich keinem von ihnen sein Brod schmälern möchte, so nehme ich in der Regel, namentlich bei wohlhabenden Leuten, Anstand, Aufforderungen Folge zu leisten, wie Sie sie eben an mich gerichtet haben."

„Ah, nun verstehe ich. Aber Sie lassen doch Ausnahmen gelten?"

„Gewiß, und als eine solche betrachte ich die Uebernahme der ferneren Behandlung Ihrer Person."

„So bin ich Ihnen doppelt dankbar — doch, da sind wir in Zweilütschinen!" —

Das Gespräch brach hier ab, da viele Wagen

auf der schmalen Straße daherrollten und der Reiter deshalb von der Seite seines Patienten weichen mußte. Auch wurde der ganze Weg fernerhin schweigend fortgesetzt, der Kranke fing an zu schlummern und wurde erst wieder vollkommen munter, als man sich Interlaken näherte und das brausende Leben, welches diesen paradiesischen Ort gegen Abend erfüllt, allmälig zu seinen Ohren drang. Allein es lag nicht in der Absicht des Doctor Marssen, seinen Patienten mitten durch das lebhafte Gewoge des Badeorts zu führen, er ließ vielmehr die Träger einen Seitenweg einschlagen und so gelangte man, nur von wenigen Menschen bemerkt, von der Neuhauser Seite nach Unterseen, nachdem der Arzt schon längere Zeit vorausgeritten war, um den Wirth und die Frau des Verwundeten auf die Ankunft desselben vorzubereiten.

Wie gewöhnlich an jedem Abend, wenn die Schneekuppen und Felsstirnen der Riesenberge sich mit ihren schönsten Farben zu schmücken pflegen, war die ganze Pensionsgesellschaft von Beausite auch heute vor den Thüren unter der Halle des gastlichen Hauses gemüthlich versammelt. In verschiedene Gruppen gesondert, hier ein Kranz älterer und jüngerer Damen, plaudernd oder mit einer Handarbeit beschäftigt, dort Herren, rauchend und dabei politisirend oder die

neuesten Tagesvorfälle in der kleinen Sommercolonie besprechend, saßen sie wie die befreundeten Glieder einer großen Familie beisammen, und wenn sie auch verschiedenen Nationen Europa's angehörten, obwohl die Deutschen in Beausite an Zahl überwiegend zu sein pflegen, so herrschte doch unter ihnen jederzeit die herzlichste Eintracht, die geselligste Ungezwungenheit, wozu vielleicht der liebenswürdige Wirth und die natürliche Harmlosigkeit des dienstbaren Personals des Gasthauses einen beachtenswerthen Theil beiträgt, und nicht selten werden in dieser oder einer ähnlichen Pension unter Personen verschiedenster Nationalität Freundschaften geschlossen, die das ganze Leben hindurch andauern und ohne eine Schweizerreise gewiß niemals zu Stande gekommen wären.

Die harmlose Unterhaltung am heutigen Abend wurde jedoch durch die plötzliche Ankunft des Doctor Marssen nicht gerade sehr angenehm unterbrochen. Nachdem er nämlich dem sogleich herbeispringenden Wirthe mit kurzen Worten das traurige Ereigniß mitgetheilt, bat er denselben, ihn ohne Verzug der Gattin des Verwundeten vorzustellen, was Herr Ruchti auch alsbald mit zitternden Lippen vollbrachte, während sein gewöhnlich bleiches Gesicht eine noch leblosere Farbe annahm. Die noch jugendliche Frau trat

verwundert dem ihr fremden Manne entgegen, der sich schnell und mit überlegter Vorsicht seiner traurigen Pflicht entledigte, aber trotzdem auch in dem größeren Kreise eine Aufregung erregte, die anfangs einer fast kopflosen Bestürzung glich. Am gefaßtesten von Allen zeigte sich im ersten Augenblick die Frau des Senators, und erst als die erschöpften Träger denselben unter die Halle trugen und sie sich an seine Brust warf, brach sie in einen Strom von Thränen und in lautes Jammergeschrei aus.

Zwanzig Arme und Hände waren sogleich bereit, dem Verwundeten alle möglichen Bequemlichkeiten zu bereiten, und in wenigen Minuten lag Herr von Dannecker in seinem guten Bett, war von Neuem verbunden und fühlte sich so behaglich und zufrieden, wie es sein Zustand nur gestattete. Nachdem nun Doctor Marssen seine letzten Verordnungen gemacht, der immer noch schluchzenden Frau den herzlichsten Trost zugesprochen und seinen Besuch am frühen Morgen des nächsten Tages verheißen hatte, überließ er den ermüdeten Patienten der Fürsorge seiner Gattin und deren Freunde. Fünf Minuten später hatte er sein Pferd bestiegen und ritt, in ernste Gedanken versunken, von Beausite fort, um auf dem Nebenwege, den er vorher eingeschlagen, nach seinem Hause zu gelangen, welches,

seitwärts vom Höhewege, der gewaltigen Bergkette näher lag, welche sich im Süden von Interlaken erhebt und allmälig zur Jungfrau aufsteigt, die in ihrer ganzen Majestät und Pracht wie eine Königin der Berge über alle übrigen fortragt und mit ihrem leuchtenden Auge das ganze Bödeli und meilenweit hinaus einen großen Theil der alpenreichen Schweiz überblickt.

Wenn er auch als Arzt, der früher eine ausgedehnte Praxis betrieben, an die Ausbrüche des Schmerzes, des Jammers und der Verzweiflung an Krankenbetten gewöhnt war, so hatte sich sein weiches Gemüth doch keineswegs gegen die Leiden seiner Mitmenschen abgestumpft, vielmehr fühlte er tief und innig die fremden Schmerzen mit, die vor seinen Augen und Ohren laut wurden. Der jammervolle Aufschrei, den die junge Frau vorher hatte hören lassen, als sie das bleiche, mit blutigen Striemen bedeckte Gesicht ihres Mannes sah, den sie vor wenigen Tagen vollkommen gesund, frisch und lebensfroh verlassen, klang ihm noch immer peinlich im Herzen wieder, und es bedurfte einer nicht geringen Anstrengung seines Geistes, sich von den Eindrücken dieser bittern Stunde loszureißen. Da aber, bei einer Wendung des Weges, trat der schneeweiße Gipfel der Jungfrau, von den Strahlen der allmälig sinkenden Sonne rosig ange-

haucht, in seinen Sehkreis, und fast augenblicklich ließ die Spannung seiner Seele nach, sein umflortes Auge blickte freudiger auf und er fühlte sich wieder in den behaglichen Kreis seines alltäglichen Lebens zurückversetzt.

Fast noch mehr beruhigend auf ihn aber wirkte gleich darauf der Anblick des breiten Daches seines von schönen Nußbäumen beschatteten Hauses, das alsbald seine grünen Fensterläden durch die Zwischenräume der mit Früchten beladenen Zweige schimmern ließ; und als er zuletzt einer lieben und treuen Frauengestalt vor der Thür des stattlichen Gebäudes ansichtig wurde, die ihm mit erwartungsvollem Herzen entgegenschaute, da drückte er seinem müden Rappen die Schenkel fester an und rasch flog er vor das stille Haus, in dessen Innern der ganze unbeschreibliche Frieden lag, den er sich endlich nach so langen Kämpfen und Widerwärtigkeiten eines bewegten Lebens errungen hatte.

Zweites Kapitel.

Im Bödeli.

Für den Leser, der noch nicht in der Schweiz gewesen ist und das Bödeli aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, glauben wir einige wenige Worte zur Schilderung dieses viel besuchten Ländchens voranschicken zu müssen.

Wenn je ein Stückchen Land es durch seine reizende Lage, seine Fruchtbarkeit und seine Bedeutung für die jetzige Reisewelt verdient hat, daß ihm seine ursprünglichen Bewohner einen wohlklingenden Schmeichelnamen verliehen, so ist es jener, etwa eine kleine Meile lange und breite, ebene Thalboden (davon Bödeli), der sich etwa im Mittelpunct der Schweiz im Berner Oberlande, zwischen den schönen Seen von Thun und Brienz befindet und von der, beide Seen verbindenden grünschimmernden Aare durchströmt wird.

Wie jene Wasserbecken aber im Westen und Osten das Bödeli begränzen, so schließen es im Norden und Süden himmelhohe Bergketten ein, die mit ihren gewaltigen Steinwänden und noch höher hinaufragenden Gipfelspitzen, ewig weiß und glänzend vom frischgefallenen Schnee, über das liebliche Thal fortschauen und ihm seinen eigenthümlichen Character, seine unübertreffliche Schönheit und seinen unvergänglichen Reiz verleihen.

Vor Allen ist es die majestätische Jungfrau, die höchste und schönste Pyramide der Finsteraarhorngruppe, deren schimmernder Pracht dieser Erdenfleck seinen größten Glanz verdankt. Wie ein sich allmälig zuspitzender Thurmbau, von zahllosen Nebenthürmen gestützt und zusammengehalten, steigt sie von ihrer ungeheuren breiten Basis in den edelsten und reinsten Verhältnissen zu dem im Sonnenschein diamantartig blitzenden Gipfel empor, und damit ihre colossale Gestalt nicht den staunenden Blick des Wanderers bedrücke und beklemme, hat die Natur vor ihrer eisgepanzerten Brust kleinere grüne Bollwerke aufgepflanzt, die das Auge allmälig auf ihre Größe vorbereiten, indem sie ihre starren Felsenrippen hinter üppig grünen Waldungen verstecken und nur in gewissen malerischen Lücken die einzelnen Schneespitzen der Nebenberge der Jungfrau hervorblitzen lassen. So erhebt sie sich von der Südseite des Bödeli langsam

von der Thalsohle bis zu einem an 14000 Fuß hohen Felskegel in einer, im ersten Augenblick unfaßbaren, weil wunderbar reichen und mannigfaltigen Gruppe, die immer und ewig, bei sonnenklarem Tage und sternenfunkelnder Nacht, das nimmersatte Auge des Reisenden anzieht und seine Brust vor Entzücken und Staunen hoch und voll schlagen läßt.

Blicken wir uns aber in der Ebene des Bödeli selber um, so werden wir durch die mitten zwischen Felsenmauern und wogenden Gewässern ausgebreitete Fruchtbarkeit des kleinen Landes angenehm überrascht. Weitgedehnte Obstgärten, Wiesengründe, Ackerfluren und stattliche Gruppen gewaltiger Wallnußbäume bedecken es ganz und gar und dazwischen haben sich Menschen in einem Städtchen und mehreren großen Dörfern wohlweislich angebaut, ohne im Anfang ihrer Niederlassung eine Ahnung zu haben, daß dieselbe einst der Mittel- und Zielpunct Tausender von Reisenden aus allen Nationen und Weltgegenden werden würde.

Das Städtchen ist das schon oft genannte Unterseen, zunächst dem Thuner See gelegen, und von seinem östlichen Ende führt ein breiter Weg, mit uralten, reichbelaubten Kastanienbäumen eingefaßt, nach dem Hauptorte des Bödeli, dem reizenden Interlaken, einem paradiesischen Dorfe und allmälig aus einem Kloster ent-

standen, das seinen Ursprung längst verschollenen Mönchen verdankt, die zu allen Zeiten und an allen Orten die Schönheiten der Welt zu schätzen und den Vortheil, den sie daraus ziehen konnten, zu nutzen wußten.

Aber auch die späteren Generationen haben es sich nicht entgehen lassen, die reizende Lage des Ortes nach Kräften auszubeuten. Speculation, im Bunde mit Kunst- und Geschmackssinn, haben es verstanden, aus dem ehemaligen schlichten Dorfe eine Colonie zu schaffen, die mit ihren strahlenden Palästen und comfortablen Wohnhäusern weithin ihres Gleichen sucht und kaum noch eine Spur ihrer einstigen Einfachheit und Genügsamkeit auffinden läßt. Hierher pilgern denn von allen Seiten die Müden und Schwachen, aber auch die Gesunden und Lebenslustigen aller Völker Europa's. Aus den kalten Steppen Rußland's, von Norwegen's Fjorden, aus dem romantischen Hochlande der Schotten, aus Londons überfüllten Straßen wie aus dem rauschenden Paris, ja selbst aus Spanien's und Italien's schönen Fluren wandern Menschen jeden Alters und Geschlechts hierher, und Reiche wie weniger Bemittelte finden Unterkommen und Pflege, je nachdem ihr Beutel es ihnen gestattet oder ihre mehr oder minder raffinirte Genußsucht es verlangt. An luxuriöse, strahlende Gasthöfe reihen sich stille, bescheidene Pensionen, hie und da

taucht noch an abgelegeneren Stellen ein kleiner Privatsitz auf, und wo noch ein unbenutztes Fleckchen frei ist, nistet sich ein speculativer Kopf ein, der fast niemals seine Rechnung umsonst gemacht hat, denn alle Jahre mehren sich die vergnügungssüchtigen Pilger und fast alle Tage rauschen die stattlichen Dampfer beider Seen mit gefüllteren Decken heran.

An diesen reizenden Ort — wie und woher? werden wir später erfahren — war auch vor etwa sechs Jahren Doctor Marssen gelangt. Das Glück war ihm günstig gewesen, er hatte eine Niederlassung ausfindig gemacht, die seinen Mitteln und seinem Geschmack entsprach, und so lernen wir ihn jetzt als beständigen Bewohner des Bödeli kennen, das er sich als seine zweite Heimat erwählt und worin er endlich die lange ersehnte Ruhe gefunden, die ihm seine erste so grausam versagt hatte.

Nicht weit von dem bekannten Hôtel zum Jungfraublick entfernt, den Bergen näher als dem Höhewege, lag, wie wir schon gehört haben, sein gemächliches, nach Schweizer Art gebautes Haus, mit weit vorspringendem, flachen Dache, die Giebel und Dachfirsten verziert mit geschnitztem Holzwerk, die äußeren Wände mit herzförmigen kleinen Schindeln bekleidet und diese mit einem goldfarbigen Firniß überzogen. So lag es zierlich

und einladend mitten in einem prangenden Obstgarten, rings von Wallnußbäumen beschattet und durch eine drei Fuß hohe Weißdornhecke von seinem nächsten Nachbar getrennt, einer stillen Pension, deren Obstgarten so dicht mit dem des Arztes zusammenstieß, daß die Apfelbäume beider sich berührten und ihre Früchte sich gesellig unter einander mischten.

Der Eingang des nur ein Stockwerk hohen Hauses lag auf der schmaleren Giebelseite, an einem Nebenwege, der auf die Straße mündet, welche nach Lauterbrunnen führt. Diese, wie auch die entgegengesetzte Giebelseite, die beide ein langer, schmaler Corridor verband, auf welchen die Thüren der Zimmer gingen, faßte eine breite, geräumige, mit Weinlaub reich bedeckte Veranda ein; die acht Fenster beider Längenseiten aber, nur Nachts durch grüne Jalousieen geschlossen, ließen durch die Lücken der Bäume nach Süden wie nach Norden unbehindert die Herrlichkeiten schauen, die sich zu jeder Jahres- und Tageszeit, in wunderbarer Fülle und Abwechselung hier den naturliebenden Bewohnern darboten.

Eine unbeschreiblich wohlthuende Stille umgab dieses in seinen äußeren Verhältnissen schon, wenn nicht elegante, doch gewiß sehr stattliche Haus. Fern vom Gewühl des rastlosen Treibens in Interlaken selbst,

störte seine Ruhe kein Mißlaut, kein Lärm, denn die gewaltigen Donnerstimmen der Natur, die sich von den Eisfeldern der Jungfrau her bei Tage und zumeist des Nachts vernehmbar machten, störten die friedlichen Bewohner nicht; ihnen lautete das Fallen und Brechen der Schneelawinen und der Wiederklang ihres Getöses an den fernen Felswänden wie eine trauliche Musik, die sie nicht oft genug hören konnten, und selbst wenn Doctor Marssen's Ohr in der Nacht das krachende Gepolter vernahm, fühlte er sich heimisch und wohl in seinem Bett, denn er sagte sich, daß nur der schwache Mensch der Ruhe und des Schlafes bedürfe, daß der große Weltgeist da draußen aber ewig wachen und thätig sein müsse, um fort und fort zu schaffen und zu wirken an der urewigen Arbeit seiner Schöpfung und die Gesetze buchstäblich sich erfüllen zu lassen, die er den erzeugenden und zerstörenden Kräften der Natur vom unabsehbaren Anfang an bis zum unabsehbaren Ende unwiderruflich vorgeschrieben hat.

Dieses stille und abgelegene Haus nun, das fast unter der Fülle der es umgebenden Blätter verschwand, war dennoch nicht der Aufmerksamkeit der ständigen Bewohner des Ortes entgangen. Früher freilich war es als schmuckloses Privathaus ziemlich unbeachtet ge-

blieben, seitdem es aber Doctor Marssen bewohnte, hatte es für die nähere und fernere Umgebung einen bei Weitem höheren Werth erhalten. Obgleich nämlich Doctor Marssen, wie wir bereits aus seinem eigenen Munde wissen, nicht als Arzt und um dem Berufe eines solchen zu leben, nach Interlaken gekommen war, so hatte sich doch sehr bald von dem kleinen Kreise seiner Hausgenossen und Diener aus die Kunde verbreitet, daß er geschickt in der Heilkunst und sehr erfahren in der Anwendung heilsamer Kräuter sei. Verschiedene Unglücksfälle in der nächsten Umgebung und einige plötzliche schwere Erkrankungen, denen er zufällig seine Beachtung schenkte oder zu denen er freiwillig ging, weil er vernommen, daß augenblicklich kein anderer Arzt gegenwärtig sei, hatten sein Kunst und sein Vertrauen erweckendes Verfahren am Krankenbett bald in den Mund der Leute gebracht, und so kam es, daß er schon im Laufe des zweiten Jahres seines Aufenthaltes im Bödeli häufig von Kranken verlangt wurde, die gerade von seinem Rath eine besondere Hülfe erwarteten. Willig und gern unterzog er sich diesen Anforderungen, seine ihm angeborene Menschenfreundlichkeit wie das Interesse für seine Wissenschaft nöthigten ihn gleicher Weise dazu, und da er, wie bekannt, nicht des Verdienstes oder

Gewinnstes wegen seine Besuche machte, blieb er mit den in Interlaken ansässigen Aerzten stets auf gutem Fuße und Niemand lebte in der Nähe, der mit neidischen oder vorwurfsvollen Augen auf den still wirkenden Mann geblickt hätte.

Allein noch ein anderer Umstand oder vielmehr eine andere Person trug dazu bei, das Haus des Doctor Marssen in einen gewissen Ruf zu bringen, so daß ihm Viele schon im Stillen den Namen „das Hospiz“ beilegten, und das war die unverheirathete Schwester des Arztes, die ihm das Hauswesen führte, in jeder Beziehung in Uebereinstimmung mit ihm lebte und alle seine Neigungen theilte, mochten sie die Wissenschaft oder die Natur in ihrem großen und kleinen Walten betreffen. Sehr bald hatte sich die Kunde von der Milde, dem Wohlthätigkeitssinn und dem ächt weiblichen Herzen dieser Dame in der Umgebung verbreitet, und da sie zu jeder Stunde arme Kranke mit einem Heilmittel zu versehen, Hungrige zu speisen oder überhaupt Hülfsbedürftige zu unterstützen bereit gefunden wurde, so hatten sie Groß und Klein, Alt und Jung aus ähnlichen Gründen wie ihren Bruder liebgewonnen, und die beiden einsam lebenden Menschen sahen sich so ohne ihr Zuthun in eine Thätigkeit versetzt, die ebenso ihr eigenes Gemüth befriedigte, wie

sie Andern eine nicht zu verkennende, aber auch nirgends geläugnete Wohlthat war.

Die Schwester hatte den Bruder in der letzten Hälfte des verflossenen Tages mit wachsender Unruhe erwartet. Er war lange vor Tagesanbruch bei ungünstigem Nebelwetter fortgeritten und konnte, wenn keine ungewöhnlichen Verhältnisse vorlagen, mit Beginn des Nachmittags längst von Mürren zurück sein. Wenn sie auch daran gewöhnt war, ihn Tage lang zu entbehren, falls er, wie oft geschah, mit einem zuverlässigen Begleiter einen kühnen Berggang unternahm, so war sie dann doch stets auf eine längere Abwesenheit vorbereitet worden; ein einfacher Krankenbesuch in Mürren aber, und weiter lag ja nach ihrer Meinung nichts vor, der am Nachmittag des Tages noch nicht beendet war, schien ihr bei dem gewöhnlichen schnellen Reiten des Bruders doch zu lange zu dauern, als daß sie nicht irgend eine Befürchtung wegen des bösen Weges den Schiltberg hinauf und hinab hätte hegen sollen. Daß der Bruder, da er einmal unterwegs war, den Aufenthalt in Mürren zu einem weiteren Ausfluge benutzen könnte, das anzunehmen, lag ihr fern, denn das that er niemals, ohne es vorher zu sagen, um

sie bei ihrer bekannten Reizbarkeit nicht in unnöthige Unruhe zu versetzen.

Den trüben Morgen des Tages, denn die Nebel der Berge waren auch bis in's Bödeli hinabgestiegen, hatte sie dazu benutzt, das ganze Haus und namentlich die beiden Zimmer, die der Hausherr bewohnte, mit ihrer gewohnten Ordnungsliebe in den Zustand höchster Sauberkeit zu versetzen, da sie ja wußte, wie lieb ihm selbst Ordnung und Reinlichkeit in allen Dingen war. So sah denn Alles blank und glänzend in dem freundlichen Wohnzimmer aus, das mit dem Schlafcabinet nach dem südlichen Gebirge hin lag; die Gläser der schönen Kupferstiche und Aquarellen, sämmtlich ausgezeichnete Schweizerlandschaften darstellend, blitzten, eben so die modernen Möbel von dauerhaftem Nußbaumholz. Jeder Sessel, jeder Stuhl behauptete seinen Platz, jedes aufgeschlagene Buch auf dem großen Schreibtisch hatte seine richtige Stelle wieder eingenommen, wie es der im Hause stets studirende Mann hingelegt, und was sonst noch zu seiner Bequemlichkeit vorhanden war, stand und lag bereit, seinem Auge wohlgefällig und seiner Hand erreichbar zu sein.

Von Mittag an aber, wo sie längst mit ihren häuslichen Verrichtungen zu Stande gekommen und das

einfache Mahl für den Rückkehrenden vergebens bereitet war, begann ihre Unruhe, und da er immer noch nicht kam, ging dieselbe in den späteren Nachmittagstunden in Besorgniß über, so daß sie es nicht mehr im Hause, kaum noch in dem kleinen Blumengarten aushielt, der sich dicht um das Haus zog. Gegen sechs Uhr endlich, gerade als Doctor Marssen mit seinem Patienten in Beausite angekommen war und ihn zu Bett brachte, ging sie eilfertig die Straße nach Lauterbrunnen hinab, als sie aber den so sehnlich Erwarteten auch da nicht wahrnahm, kehrte sie mit höher schlagendem Herzen in das Haus zurück und befahl der Magd, das Abendessen jeden Augenblick bereit zu halten und den Tisch vor der Hausthür unter der Veranda zu decken, wo man gewöhnlich an stillen warmen Abenden das Nachtessen einzunehmen pflegte.

Als die junge Magd, in der Oberländer Tracht einhergehend, die einer wohlgewachsenen Person immer so vortheilhaft steht, in das Zimmer von Fräulein Caroline trat und meldete, daß der Tisch gedeckt und alles Erforderliche bereit sei, begab sich Letztere selbst nach der Veranda, um die letzte ordnende Hand anzulegen, und hier, während sie mit ihren feinen Fingern bald dieses, bald jenes Geräth zurechtrückt, haben wir die günstigste Gelegenheit, einen Blick auf ihre Gestalt

und ihr Gesicht zu werfen, um die angenehme Persönlichkeit der fürsorgenden Hausfrau dem Leser auch von dieser Seite näher zu führen.

Caroline Marssen zählte fast fünfzig Jahre, sah aber, wie ihr Bruder, um zehn Jahre jünger aus. Sie war schlank gewachsen und eher groß als klein zu nennen. Gekleidet war sie in ein dunkelbraunes, leichtwollenes Gewand, das ihr bis an den Hals hinaufging, die Taille eng umschloß und eine Büste zeigte, deren noch immer schöne Formen eine bedeutendere Jugendlichkeit verriethen, als die Inhaberin sie wirklich besaß. In ihren Bewegungen war sie zwar rasch und entschieden, wie der Doctor, aber sie führte sie mit ungleich größerer Anmuth aus, wie sie dem weiblichen Geschlecht leider nicht immer von der Natur vergönnt ist.

Einen eben so vortheilhaften Eindruck, wie ihre Gestalt, machte auf den Beschauer der feine Kopf und das kluge, wenngleich bleiche Gesicht, das offenbar das Gepräge eines tiefen stillen Leidens trug, welches mehr geistiger als leiblicher Natur zu sein schien. Die blonden Haare trug sie ganz einfach in kaum die äußeren Augenwinkel berührenden glatten Scheiteln, und da sie noch üppig und reich wie in ihrer Jugend waren, bedurfte sie keiner sonstigen verschönernden Kopfverzierung, wenn wir nicht einen kleinen netzartigen Schleier dazu rechnen,

den sie über die hinteren Flechten zu schlagen pflegte und bis in den wohlgerundeten Nacken herabhängen ließ.

Mit jener mattbleichen Hautfärbung stimmte der sanfte Ausdruck des ganzen Gesichts überein, und namentlich aus den hellblauen, verständigen Augen schimmerte ein tiefes, inniges Gefühl, aber von einem festen Willen, den besonders die häufig zusammengepreßten Lippen verriethen, gleichsam im Hintergrund gehalten, als bemühe sich Caroline, dasselbe zu verhüllen, oder als gebe es eine dunkle geheime Gewalt in ihrer Seele, die es nie zum Durchbruch habe kommen lassen wollen.

Außerdem hatte sie den Ausdruck der Güte und Menschenfreundlichkeit, den wir schon an ihrem Bruder gerühmt, mit diesem gemein und hierin bestand wohl die größte Aehnlichkeit zwischen Beiden, da die männlichen und entschlossenen Züge des Arztes bei Weitem characteristischer entwickelt waren und sein gewichtiges Studium, seine von jeher ernsten Beschäftigungen, und vor Allem eine viel höhere Intelligenz denselben ein bedeutenderes Gepräge verliehen hatten, als das ruhige Nachdenken es einer Frau, die eben im Nachdenken ihre süßeste Beschäftigung findet, jemals zu geben im Stande ist.

Im Ganzen also besaß Tante Caroline, wie sie von den Hausgenossen gewöhnlich genannt wurde,

eine angenehme und Vertrauen erweckende Persönlichkeit, und wenn der bisweilen etwas stark hervortretende leidende Zug um den Mund und um die sanften, fast melancholisch blickenden Augen nicht gewesen wäre, der einen Kenner weiblicher Physiognomie hier sehr bald auf ein verfehltes Jugendleben schließen ließ, so würde der Eindruck, den sie auf den Beschauer machte, ein entschieden wohlthätiger und zufriedenstellender gewesen sein. —

Als an dem zierlich besorgten Abendtische nichts mehr zu ordnen und zu regeln war, trat Tante Caroline von dem zwei Stufen hohen Balcon unter der Veranda herab und schritt seufzend und kaum noch ihrer Besorgniß Herr in den dicht belaubten Garten, und nachdem sie auch hier keine Beruhigung gefunden, ging sie langsam und fast unwillkürlich auf die Straße hinaus, die nach Unterseen führte.

Die Sonne war in diesem Augenblick schon so tief gesunken, daß sie von dem Garten aus nicht mehr sichtbar war, nur füllten ihre schrägen Strahlen noch die ganze Gegend mit einem allmälig ermattenden Lichte an und auf den höchsten Kuppen der Schneeberge begann sich eine sanfte Rosenfarbe zu zeigen, die wie ein lieblicher, hauchartiger Schatten erschien, der immer länger, breiter und dunkler wurde und zuletzt alle sichtbaren Gipfel wie mit glühender Lohe bemalte.

Von dem prachtvollen, nicht gar zu häufig sich zeigenden Naturbilde lebhaft angezogen, wollte die einsame Dame eben ihre Blicke tiefer in die unermeßlichen Schneefelder der Jungfrau senken, als sie plötzlich zu ihrer freudigen Ueberraschung das wohlbekannte Schnauben des wackeren Rappen vernahm. Doch gleich darauf blieb sie erstaunt stehen, denn sie bemerkte, daß ihr Bruder von Unterseen und nicht von Lauterbrunnen her kam; bevor sie sich aber noch selbst darüber eine Meinung abgelegt, trabte der Rappe stolz an sie heran, und gelenkig, wie er war, schwang sich der Bruder sogleich aus dem Sattel, den lauten Zuruf der Schwester mit herzlichem Gegengruß erwidernd.

„Leo!“ rief sie, des Bruders dargereichte Hand hastig ergreifend und warm drückend, worauf Beide ohne Zögern der nahen Veranda zuschritten und es dem Rappen überließen, sich in Abwesenheit des Knechtes seinen Stall selbst zu suchen, „Leo, ich habe mich recht geängstigt. Du bleibst so lange aus, wie nie; hat Dein Krankenbesuch den ganzen Tag fortgenommen?“

„Den ganzen Tag, Caroline, ja!“ erwiderte der Bruder und ließ seinen gewichtigen Körper auf einen Stuhl nieder, der am Tische unter der Veranda stand. „Ja, den ganzen Tag hat er mir genommen und er hätte leicht noch mehr Zeit in Anspruch nehmen können.

Aber ich bin zufrieden, daß ich hier bin, und eben so froh, daß ich Dich wiedersehe." Und dabei nahm er seinen Strohhut vom heißen Kopf und trocknete sich die Stirn mit einem seidenen Tuche ab.

„War es denn ein so schwerer Fall?" fragte Caroline weiter, „und wer ist der neue Patient?"

Doctor Marssen berichtete Namen und Stand desselben, erzählte die Art und Weise seines Unfalls und fügte schließlich die jüngst in Beausite erlebte Scene hinzu, die ihm hierbei wieder lebhaft in Erinnerung kam.

„Das muß ja schrecklich für die arme Frau gewesen sein!" fuhr die Schwester fort, der das Mitgefühl schon Thränen zu erpressen begann. „Ach, nun kann ich mir Dein langes Ausbleiben sehr gut erklären. Aber hat sich der Herr denn schwer verletzt?"

„Nun, wenn nicht gerade schwer, doch ernstlich genug. Der ganze Körper ist ihm fast zerschunden, Kopf und Gesicht haben tüchtige Schrammen davon getragen, das Schlimmste aber hat er an den Extremitäten erlitten. Der linke Fuß ist im Gelenk arg gequetscht und der linke Arm über dem Ellbogen gebrochen. Das ist Alles, Caroline."

„Mein Gott, das ist genug, denke ich. Aber Du wirst ihn doch wieder herstellen?"

„Mit Gottes Hülfe ohne Zweifel; ich habe schwerer Verletzte vortrefflich genesen sehen. Nur den Arm wird

er auf seiner Vergnügungsreise dieses Jahr nicht gebrauchen können."

„Der arme Mann! — Aber nun, da ich ihm doch nicht helfen kann, laß mich an Dich denken. Du bist müde?"

„Ja, herzlich!"

„Und hungrig?"

„Tüchtig, laß mich bald essen und füge meiner gewöhnlichen Portion Milch und Brod auch noch etwas Fleisch hinzu."

„Gern, gern, das Abendessen ist auf der Stelle bereit. Soll ich Dir auch eine Flasche Burgunder heraufholen lassen?"

„Allerdings, meine Liebe, und Du wirst hoffentlich ein Glas mit mir auf die baldige Genesung des armen Senators trinken."

Caroline hatte die Veranda schon verlassen, und wenige Minuten später trug die flinke Magd das begehrte Essen herbei und zugleich brachte die Tante selbst eine bestäubte Flasche alten Burgunders, die sie mit eilfertiger Hand entkorkte, worauf sie ein schönes Kelchglas mit dem blutrothen Weine füllte.

Doctor Marssen sprach zuerst mit langem Zuge dem feurigen Getränk zu, dann griff er rasch nach der Fleischspeise, ohne in den ersten Minuten ein Wort zu sprechen,

vielmehr überließ er sich ganz seinem gesunden Appetit, wobei seine langsam mitessende Schwester ihn liebevoll ansah, ihm eine Schüssel nach der andern zureichte und das bald geleerte Glas von Neuem füllte.

Da machte der mit sichtbarem Behagen Essende endlich eine kurze Pause, lehnte sich in seinem Stuhl zurück, und während die Magd eine Lampe auf den von Weinlaub dunkel beschatteten Tisch stellte, sagte er: „Ah, es schmeckt mir trefflich, Caroline.“

„Ich glaube es, Du hast auch Dein Abendbrod wohl verdient.“

„Ja freilich; aber nun sprich' Du und erzähle mir, wie Du den Tag zugebracht hast.“

„Wie immer, mein Lieber. Doch nein, nicht ganz wie immer. Ich habe Deine Abwesenheit benutzt, um das Oberste zu unterst zu kehren —“

„Will aber hoffen, daß Alles wieder auf seinem Platze steht —“

Caroline lächelte dem ebenfalls lächelnden Bruder freundlich zu, der den Reinigungseifer der Schwester schon aus Erfahrung kannte. Darauf begab er sich zuletzt an seine Lieblingsspeise, einen Teller mit duftigen Walderdbeeren, und unterdessen erzählte sie ihm, wie sie den Tag verbracht und zuletzt ihn sehnlich erwartet hatte.

Als sie mit ihrer kurzen Erzählung fertig, war auch der Essende mit der Speise zu Ende gekommen. Er lehnte sich gemächlich in seinem Stuhl zurück und, bereits nach der Cigarrentasche greifend, fragte er wie zufällig:

„Briefe sind wohl nicht gekommen?"

Es entstand eine Pause, die, so kurz sie war, dem aufmerksamen Hausherrn nicht entging, der auch sogleich den Kopf erhob, die schon ergriffene Cigarre bei Seite legte und seine Schwester still fragend anblickte.

„O, doch!" sagte sie endlich mit merklicher Befangenheit und, wie es schien, innerer Selbstüberwindung. „Aber es ist nur ein Brief gekommen."

„So. Nun, ein Brief ist oft besser als zehn. Woher und von Wem ist er?"

Caroline wandte das bleiche Gesicht etwas vom Bruder ab und dem Schatten zu, als suche sie irgend Etwas; dann sagte sie leise, vielleicht um das Erbeben ihrer Stimme weniger hörbar werden zu lassen: „Er ist aus Hamburg, Leo, und, wie mir scheint, von Deinem guten Freunde, dem Bankier Eversen. Ich will ihn holen, er liegt schon auf Deinem Schreibtisch."

Sie verließ den gedankenvoll vor sich hinblickenden Bruder leise wie ein Schatten, und eben so leise

und den Brief schweigend auf den Tisch legend, kam sie nach kurzer Zeit wieder.

Doctor Marssen nahm den Brief auf, betrachtete Adresse und Siegel und nickte stumm mit dem Kopfe. Dann brach er das Siegel und zog den aus zwei Bogen bestehenden Inhalt heraus. In diesem Augenblick hatte sich Caroline wieder entfernt, um die Magd zum Abtragen des Tisches zu veranlassen, und das war zu rechter Zeit geschehen. Denn kaum hatte Doctor Marssen den ersten Bogen aufgeschlagen, so las er:

„Diese Zeilen sind für Dich allein geschrieben, guter Leo!“

Und sich rasch umblickend, ob auch die Schwester sein Thun nicht bemerke, faltete er das engbeschriebene Blatt zusammen und steckte es hastig in seine Brusttasche. Als Caroline gleich darauf wieder zu ihm trat, fand sie ihn unbefangen den Brief des Freundes lesend, der wider ihr Erwarten sehr kurz war.

Bald hatte sich auch der Leser mit dem Inhalt vertraut gemacht und legte nun das Blatt vor sich auf den Tisch, ohne daß seine Schwester das geringste Verlangen hätte blicken lassen, zu erfahren, was in den Zeilen enthalten sei. Sie saß dem Bruder gegenüber, strickte an einem Strumpf und warf erst nach geraumer Zeit, da Leo schwieg, einen Blick nach dem

offenen Schreiben, wobei sie sich versicherte, daß die Zeilen wirklich nur eine Seite bedeckten.

„Nun," begann sie zu reden, „Du bist ja so still? Und Herr Eversen hat sich ja diesmal sehr kurz gefaßt?"

„Er wird mir nichts Langes und Breites zu sagen haben und der Mangel an Neuem ist unter Umständen ganz erwünscht, denn das Neue ist selten gut. Willst Du aber nicht wissen, was er in diesen Zeilen schreibt? Sie betreffen am meisten Dich selber."

„Ich kann es mir denken, es wird die alte, halbjährlich sich wiederholende Geschichte sein."

„Die Geschichte!" wiederholte der Bruder sinnend. „Ja, die alte Geschichte, hm! Du hast es errathen," fuhr er lebhafter fort. „Eversen theilt mit, daß er die Zinsen Deines Capitals am ersten dieses Monats erhoben und wieder wie sonst zum Capital geschlagen hat. Uebrigens könntest Du jede beliebige Summe zu jeder beliebigen Zeit von ihm oder irgend einem Bankier in Bern durch Wechsel auf ihn beziehen. Brauchst Du Geld?"

Die Schwester sah ihn verwundert, ja, halb erschrocken an, dann wurde sie, eine bei ihr sehr ungewöhnliche Erscheinung, dunkelroth. „Wozu sollte ich Geld gebrauchen?" fragte sie mit fast heiser geworde-

ner Stimme. „Heute so wenig wie früher, und künftig so wenig wie heute —“

„Das kann man nicht wissen!“ versetzte der Doctor sehr ernst. „Und wie lange soll das viele Geld denn unbenutzt — von Niemanden benutzt — todt daliegen, wie? Mach' ein Ende, Caroline, und entschließe Dich zu irgend Etwas. Dein langes Zögern, einen vernünftigen Entschluß zu fassen, wird peinlich, Dir selbst am meisten, ich sehe es —“

„Leo!“ bat Caroline mit zärtlich ihn anblickendem Auge und streckte dem Bruder die Hand bittend über den Tisch entgegen.

Er legte seine Rechte in die ihre und drückte die Linke mit einem bedeutsamen Blick gegen seine Lippen, worauf er sagte: „Still, ich schweige schon. Doch — ich mag nicht von allen Dingen und Personen schweigen — so will ich denn von anderen reden, was Du gewiß lieber hören wirst. Ja, Caroline, ich habe heute auf dem ganzen Wege, als ich die schönen Felsen und Wasserbäche sah, recht lebhaft an Franz gedacht, und wenn mir Solches begegnet, dann folgt in der Regel die Erfüllung meiner bescheidenen Wünsche. Ich entbehre den Jungen gerade jetzt ganz außerordentlich und wünschte, er wäre erst von seinem Kunstausfluge nach den Eisfeldern des Montblanc wieder zurück.“

Caroline blickte rasch und freudig empor, so daß man sah, wie wohl ihr die Wandlung des Gesprächs that. „Ja wohl," sagte sie lebhafter als vorher, „je eher er kommt, um so lieber soll er auch mir sein. Sein Zimmer steht zu seinem Empfange bereit und sein kleines Atelier läßt in seiner Anordnung nichts mehr zu wünschen übrig."

„Das glaube ich, dafür wirst Du schon gesorgt haben — er ist ja Dein Liebling. Und doch weiß ich eigentlich nicht, wer den braven Jungen, meinen einzigen Sohn, lieber hat, Du oder ich. Und das verräth sich am meisten in meiner Sorge um ihn."

„In Deiner Sorge? Wie soll ich das verstehen?"

„Ja, in meiner Sorge. Ich denke an seine Gesundheit und an die Rastlosigkeit in seinen künstlerischen Bestrebungen. Kein Wesen in der Welt, selbst das begabteste nicht, darf seine Fähigkeiten zu rasch entwickeln, ohne Schaden an irgend einem leiblichen oder geistigen Organ zu nehmen. Und Franz hat sich von Kindheit an in Allem und Jedem zu rasch entwickelt. Zuerst in seinen leiblichen Verhältnissen, dann in seinen geistigen Studien, zuletzt in seiner schönen, von ihm über Alles geliebten Kunst. Ich habe in den letzten Jahren, je höher man seine Leistungen zu schätzen begann, eine wahre Angst um ihn ausgestanden.

Er ist mit sechsundzwanzig Jahren zu jung, um schon den Ruhmesgipfel zu erreichen, nach dem er, ohne sich je genug zu thun, ohne Halt und Rast jagt, wie von einer inneren Furie getrieben."

„Oho! So arg ist es doch wohl nicht!" schaltete Caroline besänftigend ein.

„Vielleicht nicht ganz so arg, mag sein. Aber zu hastig strebt er mir doch vorwärts. Wenn ich ihn erst hier habe, soll er einmal ruhen, denn auch die wichtigste Arbeit muß durch ein zweckdienliches System der Ruhe geregelt werden. Je größer sein Talent ist — und darin stimmen ja alle Kenner überein — um so weniger darf er es abnutzen, ohne den Verbrauch von Außen her zu ersetzen. Er soll mir also nicht Tage lang und den ganzen Tag ohne Unterlaß an der Staffelei sitzen, wie sonst, hinaus in die Berge soll er, in die frische, kalte, belebende Luft, mit mir, ohne mich, mit Wem er will, mir ist es einerlei, aber er soll — wahrhaftig, er soll es nicht — seine ganze Jugend versitzen, wie er bisher gethan."

„Er kommt ja eben erst aus den Bergen und aus einer hübsch kalten Luft, denke ich!" entgegnete die Schwester lächelnd.

„Ja, freilich, aber glaubst Du denn, daß er da die Augen zu seinem Vergnügen aufgemacht und mit

allen Poren den stärkenden Aether eingesogen hat? Nur um seine Skizzenblätter zu füllen, hat er sie aufgemacht, und von der eigentlichen Welt, außer der, die sein Auge wahrnimmt, hat er nichts, gar nichts gesehen."

„Nun, mit diesen seinen Augen die Dinge zu sehen, wie sie sind, das ist ja gerade sein höchstes Vergnügen, lieber Leo, darin findet er ja nur allein seinen irdischen Genuß."

„Ja doch, ich weiß es, aber man muß in allen Dingen Maaß und Ziel halten. Er soll Friedrich Lessing's Worten glauben, der ihm voriges Jahr geschrieben: „Ruhe, Franz, keine Ueberstürzung! Wenn Sie sich noch etwas Ruhe aneignen können, haben Sie Alles, was ein großer Maler und Künstler der Jetztzeit besitzen muß, denn alles Uebrige, wenigstens die Anlagen dazu, hat Ihnen in reichlichem Maaße die Natur verliehen."

Die Schwester lächelte überglücklich. „Ich weiß wohl," sagte sie, „daß sein Lehrer und Freund Lessing, der große Lessing, ihm das geschrieben hat, aber der, scheint mir, ist auch seine eigenen Wege gegangen, ist seinem Naturell gefolgt, und daran hat er gewiß gut gethan, er sollte also auch Andere die ihrigen gehen lassen."

„O gewiß, gewiß, Caroline, versteh' mich nur

recht. Aber einen guten Rath muß er von einem Meister immer annehmen, ich stelle mich in diesem Puncte ganz auf dessen Seite. Mir ist es wahrhaftig nicht gleichgültig, daß mein Sohn frühzeitig sich zu einem geachteten Manne macht; aber auf Kosten seiner Gesundheit soll er es nicht, nein, gewiß nicht. — Was giebt es, Resi?"

Diese Worte richtete er an die Magd, die so eben vom Garten her unter die Veranda trat.

„Herr Doctor," sagte sie, „es ist so eben ein Bote aus den Bergen gekommen, der des jungen Herrn große Mappe und einen Brief bringt und Sie gleich sprechen möchte."

Doctor Marssen wie seine Schwester sprangen von ihren Sitzen wie electrisirt in die Höhe. Ersterer aber rief frohlockend: „Der Wolf in der Fabel! Wahrhaftig, das alte Lied! Laß den Mann heraufkommen, sogleich, Resi!"

Der Bote war so schnell bei der Hand, daß die Geschwister kein Wort mehr über das freudige Ereigniß wechseln konnten. Es war ein fremder, noch junger Mann, in der gewöhnlichen Tracht der Bergbewohner, der unter dem linken Arm eine große, vorsichtig in Wachsleinewand geschlagene Mappe und in der andern Hand einen Brief hielt, den er dem

Doctor Marssen hinreichte und dann den Hut abnahm, nachdem die Magd zu ihm gesagt: „Hier, Mann, ist der Herr Doctor!“

„Woher kommt Ihr?“ fragte der Hausherr eilig aber freundlich, indem er ihm den Brief, wie Tante Caroline die Mappe abnahm.

„Ich komme vom Rhonegletscher, und zwar aus dem neuen Gasthof am Fuß desselben, wo ich der zweite Hausknecht bin. Der Herr, der diesen Brief geschrieben, hat mich gedungen, ihn hier abzugeben, und mich beauftragt, mit den Pferden und deren Führer, die Sie ihm schicken werden, morgen wieder dahin zurückzukehren.“

„Mit den Pferden, die ich ihm schicken werde?“ fragte Doctor Marssen verwundert.

„So lies doch nur erst den Brief,“ ermahnte Caroline, „der wird Dir ja bessern Aufschluß geben, als dieser Mann es kann.“

„Ja, Du hast Recht. Resi, nimm den Boten mit Dir und laß ihn essen und trinken. Nachher will ich weiter mit ihm reden.“

Resi hatte sich mit dem Boten entfernt und die beiden Geschwister saßen jetzt eng bei einander vor der Lampe, um den noch immer unerbrochenen Brief zu lesen. Carolinens Hände, mit denen sie nach ihm

griff, zitterten, und so sagte Doctor Marssen gelassen, indem er den Brief mit seiner breiten Hand bedeckte:

„Ruhe, Caroline! Man soll jede neue Nachricht, die angenehme wie die befremdliche, ja auch die traurige, mit Ruhe lesen. So setze Dich geduldig auf Deinen Stuhl da und höre mir zu, ich will Dir vorlesen.“

Die Schwester gehorchte sogleich, Doctor Marssen aber, nachdem er noch einen Blick auf die mit kräftiger wiewohl flüchtiger Hand geschriebene Adresse geworfen, öffnete den Brief und las zu seiner Verwunderung, die Caroline wo möglich noch in höherem Grade theilte, folgende Worte:

„Mein lieber guter Vater! Zuerst grüße ich Dich und Tante Caroline herzlich und melde Euch, daß ich ganz gesund und in fröhlicher Stimmung bin. Meine kleine Kunstreise in diesem Frühjahr ist zu Ende und ich kehre zu Euch zurück, um hoffentlich bald meine große — Ihr wißt, wohin? — anzutreten. Es lag ursprünglich in meiner Absicht, von Chamouny direct über Martigny, Lausanne und Bern zu Euch heimzukehren, allein ich ließ mich von dem guten Wetter und einer Anwandlung von Laune verführen, den ergiebigen Umweg über den Monte-Rosa, an den Lago-maggiore einzuschlagen und von

da über den Gotthardt durch das malerische Reußthal ins Oberland einzutreten.“

„Das ist recht, das ist recht!“ unterbrach sich der Vater im Lesen und Caroline nickte beistimmend mit dem Kopfe dazu. Dann aber las er weiter:

„Ganz wider Erwarten aber bin ich hier an den Rhonegletscher gefesselt worden, wo mir ein kleines Abenteuer begegnet ist, das zu hören, wenn ich zurück bin, Euch Vergnügen machen wird.“

„Ein Abenteuer?“ unterbrach jetzt Caroline den Leser. „Er wird doch kein Unheil erlebt haben?“

„Bewahre! Das geht ja ganz und gar nicht aus der Einleitung hervor. Höre nur weiter und unterbrich mich nicht:

„Ich befinde mich augenblicklich mit einer größeren Gesellschaft im neuen Gasthaus am Rhonegletscher und das Wetter ist so bös, daß wir nicht fortkönnen und förmlich eingeschneit sind. Wir haben uns also geduldig vor Anker gelegt, wie wir vor Zeiten sagten, und warten eine Wendung zum Besseren ab. Nun aber habe ich eine Bitte, um deren Erfüllung ich, wenn es irgend in Deiner Macht steht, Dich herzlich ersuche. Sende mir Jürgen und die drei Pferde, wenn Du sie entbehren kannst (mein Schimmel wenigstens hat jetzt nichts zu thun und

Tante Caroline wird ihre sanfte Fuchsstute gern auf einige Tage leihen); der Bote, der Dir diesen Brief bringt, kann ja dann mit Jürgen zugleich auf dem kürzesten Wege hierher zurückkehren."

Doctor Marssen hielt im Lesen inne und sah seine Schwester groß an. „Was will er denn mit den drei Pferden zugleich?" fragte er.

„So lies doch nur weiter, Leo, Du wirst es gewiß gleich hören."

„Gut," sagte der Doctor und las:

„Aber nun kommt die Hauptsache, die Euch gewiß auffallend erscheinen wird, aber sie muß ausgesprochen werden. Alle drei Pferde müssen mit guten Damensätteln versehen sein, und da nur Tante Caroline einen besitzt, so wirst Du die anderen wohl bei einem Bekannten in Interlaken leihen müssen."

Caroline schlug die Hände zusammen und Doctor Marssen lachte laut. „Drei Damensättel!" rief sie. Der Doctor aber gebot durch einen Wink mit der Hand Stillschweigen und fuhr fort zu lesen:

„Ich zweifle keinen Augenblick, daß Du meine Bitte erfüllen wirst, wenn es Dir möglich ist, da Du immer so gütig gegen mich warst, aber wisse, ich will, sobald die Pferde auf der Grimsel eingetroffen sind, bis wohin sie nur zu gehen brauchen, mit der Gesell-

schaft, die ich hier gefunden, durch das Haslithal nach den Reichenbachfällen gehen und von da über Brienz nach dem Bödeli zurückkehren. In der Hoffnung, daß meine Wünsche erhört werden, verheiße ich Euch eine recht umfassende Schilderung meiner Erlebnisse und freue mich schon jetzt unendlich, Euch gesund und froh wiederzusehen.

Euer dankbarer und treuer Sohn und Neffe

Franz Marssen."

Der Brief war zu Ende gelesen und den Gesichtern der beiden Geschwister, die sie jetzt längere Zeit schweigend auf einander richteten, sah man die innere Verwunderung, aber auch zugleich die Liebe zu dem Schreiber des räthselhaften Briefes an.

„Nun, das muß ich sagen," rief der Doctor, der sich zuerst von seiner Verwunderung erholt hatte, „das scheint ein hübsches Abenteuer zu sein. Drei Pferde und noch dazu mit Damensätteln —"

„Ja, und gleich mit dreien!" unterbrach ihn Tante Caroline, die sich gar nicht fassen zu können schien.

„Nun, das ist weniger gefährlich, als wenn er nur einen verlangte, wie mir däucht," entgegnete ihr Bruder. „Aber es müssen in der That interessante

Damen sein, die unsern ernsten Jungen fesseln und zu solcher Galanterie bewegen können. Haha! Allein, ein Vergnügen gönnen wir ihm gewiß und wollten ihn ja noch so eben wider seinen Willen dazu zwingen. Sieh, wie die Vorsehung, der wir selbst in ihr Handwerk pfuschen wollten, unserer guten Absicht zu Hülfe gekommen ist!"

„Das thut sie immer, mein Lieber, wir haben täglich Beweise davon, wenn wir die Ereignisse unseres Lebens mit aufmerksamem Geiste verfolgen. — Du wirst ihm also unsere und sein Pferd schicken, nicht wahr?"

„Natürlich, und mit den Damensätteln sogar. Jürgen soll sogleich nach Interlaken gehen. Ich weiß, wo sie zu haben sind."

„Soll ich ihn rufen?" fragte die Tante, schon von dem Stuhle sich erhebend.

„Ja, sei so gut."

Wenige Minuten später erschien, von dem fremden Boten begleitet, Jürgen, das Factotum des Hauses, denn er war Pferdeknecht, Gärtner und Laufbursche in einer Person, ein kleiner, gedrungener Bursch, mit schwarzem Krauskopf und gelber Haut, aber einem intelligenten Gesicht, dessen wohlgenährte Fülle bewies, wie gut er gepflegt ward, wofür er dem Hausherrn und den übrigen Familiengliedern von ganzer Seele ergeben war.

„Jürgen," redete ihn Doctor Marssen an, „mach'

Dich fertig, mit diesem Manne morgen früh aufzubrechen. Auch unsere drei Pferde werden Dich begleiten, und Du magst sie in guten Stand zu der Reise setzen. Um morgen Abend noch auf der Grimsel einzutreffen und ihre Kräfte für die Bergtour zu schonen, kannst Du das erste Dampfbot nach Brienz benutzen. Bescheid weißt Du, und da dieser Mann bei Dir ist, wird Dir die Arbeit nicht zu schwer werden. Auf der Grimsel wirst Du meinen Sohn treffen und mit ihm und seiner Gesellschaft den Rückweg antreten. Zehrung für die Reise und einige Batzen für einen frischen Trunk wird Dir meine Schwester geben. Das Gleiche sollt auch Ihr für Eure pünctliche Bestellung erhalten, mein Freund. Nun aber geh' zum Sattler Silberstein nach Interlaken, Jürgen, und borge auf meinen Namen zwei gute Damensättel nebst Zubehör, denn alle drei Pferde sollen Damen hierher tragen. Hast Du mich verstanden?"

Der junge Krauskopf lächelte verschmitzt und nickte bejahend. „Das soll mir genug gesagt sein, Herr," erwiderte er; „den jungen Herrn werde ich auf der Grimsel treffen und ihn und seine Gesellschaft gesund nach dem Bödeli zurückbringen. Es wird eine ganz hübsche Partie werden und ich freue mich darauf."

„So geht in Gottes Namen und setzt Alles in besten Stand. Ich komme nachher noch nach dem Stall,

um mich zu überzeugen, ob Alles in Ordnung ist. Wenn Du die Sättel hast, Jürgen, benachrichtige mich davon."

Die beiden jungen Männer verließen die Veranda und Doctor Marssen blieb mit seiner Schwester allein. Aber sie nahmen ihren Platz am Tische nicht wieder ein, sondern spazierten nach dem Garten, über den sich bereits abendliche Dunkelheit gesenkt hatte. Hier schritten sie noch lange im traulichen Gespräch über den abwesenden Sohn und Neffen auf und nieder und tauschten ihre Hoffnungen und Erwartungen über seine Zukunft mit einander aus. Gegen zehn Uhr endlich, so lange waren sie im Garten gewandelt, kam Jürgen wieder und berichtete seinem Herrn, daß die Sättel zur Hand und alles Uebrige zur bevorstehenden Reise geordnet sei. —

Jetzt wünschte Doctor Marssen seiner Schwester eine gute Nacht, um sich mit Jürgen nach dem Stalle zu begeben, wo er in einem benachbarten Verschlag den Boten vom Rhonegletscher schon in tiefem Schlafe fand, der von seiner weiten und anstrengenden Fußreise herzlich müde war. Nachdem er dann die Pferde besichtigt und Jürgen einige Verhaltungsregeln gegeben, trat er noch auf kurze Zeit in den Garten zurück, betrachtete den funkelnden Sternenhimmel, warf einen bewundernden Blick auf die bei Nacht in bleichem Lichte strah-

lenden Schneeriesen und suchte dann sein Zimmer auf, nachdem er sich überzeugt, daß seine Schwester bereits zur Ruhe gegangen sei.

Doctor Marssen war in seinem Zimmer allein, einem geräumigen, mit soliden Nußbaummöbeln verzierten Gemach. Auf dem offenen Schreibpult brannte die Lampe hell und freundlich und ringsum herrschte die tiefste Stille, die dem heute so viel beschäftigten Manne außerordentlich wohlthat. Er ließ sich auf einen vor den Schreibtisch gerückten Sessel nieder, nicht, weil die vorher geäußerte Müdigkeit ihn dazu nöthigte, denn die verschiedenen auf einander folgenden Gemüthserregungen hatten ihn wieder ziemlich munter gemacht, sondern um sich seinem Nachdenken hinzugeben, welches dem geistig begabten und für das Wohl Anderer sorgenden Menschen so süß und unentbehrlich ist.

„So," sagte er nach längerem stillen Sinnen zu sich, „da wäre denn wieder ein Tag den übrigen angereiht und ich kann mit meinem Werke zufrieden sein. Nun steht mir noch eine Unterhaltung bevor und ich fürchte fast, sie wird von keinem so angenehmen Resultat begleitet sein, wie die eben beendete. Doch, was könnte Eversen mir aus Hamburg schreiben, was mich zu beunruhigen im Stande wäre, wie? Aber daß er an mich allein einen ganzen Bogen voll schreibt, muß

doch etwas zu bedeuten haben. Still, Herz, die unruhigen Zeiten sind vorüber und Du brauchst nicht mehr ungestüm und bang zu schlagen. Heraus also mit dem geheimnißvollen Boten, und was er auch bringen mag, er soll mir keine fünf Minuten meines guten Schlafes rauben."

Und er griff rasch in die Brusttasche seines Rockes, nahm den zusammengefalteten Briefbogen heraus, schlug ihn aus einander und las ruhig folgende Zeilen, die mit einer kleinen Handschrift und vielen Abkürzungen geschrieben waren, deren Entzifferung oft einige Mühe verursachte:

„Mein lieber Leo! Ich habe schon lange keine Gelegenheit gehabt, Dir über die Vorgänge in unserm Vaterlande und die Verhältnisse einiger Personen Mittheilung zu machen, deren Handlungsweise Dir, wie mir so wohl bekannt, früher das Herz oft warm und bisweilen sogar sehr heiß gemacht hat. Wie es in den Herzogthümern aussieht, wirst Du im Allgemeinen aus den öffentlichen Blättern erfahren haben, die Du ja auch, wie Du mir schreibst, in Deinem Schweizer Asyl zu lesen fortfährst. Ich kann Dir daher nur all' das Trübsal aus eigener Anschauung bestätigen, welches die Vorsehung über die armen deutschen, unter dänischer Fuchtel stehenden Lande auszugießen für gut befunden hat.

Auf den Beistand des großen Deutschland's, das, wenn Einigkeit unter den thörichten Menschen herrschte, unüberwindlich und fast allmächtig in Europa wäre, hoffen wir wenig mehr, *der* schöne Traum ist ausgeträumt, wir sind einst zu bitter getäuscht worden. Auf die übrigen Großmächte aber hoffen wir noch viel weniger, denn Dänemark hat seine Karten zu schlau gemischt, um ihre Augen nicht blind und ihre Ohren nicht taub für unser Herzeleid gemacht zu haben. Sie, diese Großmächte, betrachten uns noch immer als unruhige Köpfe, und doch sind wir nur gemißhandelte Menschen, und täglich werden wir ärger gemißhandelt, so daß das Maaß menschlicher Duldsamkeit einmal überlaufen muß.

Nur Eins auf der Welt kann uns retten, und dies Eine steht allein in Gottes Hand. Auf zwei Augen beruht Dänemarks jetziger scheinbarer Triumph und unsere Niederlage. Schließen sich einmal diese Augen, dann thun sich vielleicht andere und gerechtere auf, und Hände erheben sich aus dem Dunkel räthselvollen Welttreibens, die jetzt noch ruhen oder sich nicht zu regen wagen. Doch bis dahin ist der Weg noch weit und wir Elenden wandeln im Dunkeln und Trüben.

Für's Erste aber scheint der Berg des Unheils,

der sich auf unsre Brust gewälzt, dem Geschicke noch nicht hoch und schwer genug zu sein. Ich habe sichere und völlig glaubhafte Nachrichten aus Kopenhagen erhalten, daß man daselbst das Maaß der Schmach und des bittersten Unrechts, welches man auf uns gehäuft, noch lange nicht für hinreichend gefüllt hält, daß man — höre es ruhig an — damit umgeht, die Kette noch fester um unsre Hände und Füße zu legen, die schon mehr als schmerzlich drückt. Es bereiten sich, sagt man mir, ganz in der Stille wunderbare und fast unglaubliche Dinge vor. Man hat uns, nach gewisser Danebrogmänner Meinung, bisher nur sanft auf die Wange geklopft, jetzt erst will man uns heftig in's Gesicht schlagen, so daß uns Hören und Sehen vergeht, weil man hofft, uns damit auch mitten in's Herz zu treffen. Mit einem Wort, das himmlisch kluge Ministerium hat den tollen Gedanken ausgeheckt, das Herzogthum Schleswig mit einem Schlag in Dänemark zu incorporiren, und das scheint mir den beginnenden Wahnsinn anzudeuten, der sich schon lange in den von Dünkel und Uebermuth strotzenden Köpfen der Gewalthaber Kopenhagen's bemerkbar gemacht hat. Denn daß dies wirklich und auf die Dauer gelingt, bezweifle ich

stark. Es giebt doch wohl noch in irgend einem Winkel der Welt ein Stück Rechtsgefühl und männliche, ehrenhafte Thatkraft, und dieses wird gewiß einmal zu rechter Zeit wie eine leuchtende Flamme ausbrechen, wenn es auch jetzt nur wie ein kleines Fünkchen kaum sichtbar glimmt.

Wann der große Schlag gegen uns geführt werden soll, weiß kein Mensch, aber er soll bevorstehen; die Vorbereitungen sind getroffen, die Fanale stehen überall zum Anbrennen bereit, und die kleinen Bedenklichkeiten, die vielleicht der letzte Rest des großstaatlichen Gewissens hegt, kann ein kleiner Luftzug auslöschen, der irgendwoher anregend und aufstachelnd bläst. Du glaubst nicht, welcher Mittel und Triebfedern sich das edle Dänemark bedient, um zum Beispiel auf die Presse und die Meinung gläubiger Menschen zu wirken und so zu seinem eingebildeten Recht zu gelangen, und wie es denkende Männer gleich Maschinen benutzt, um durch die kleinen Räder monomanischer Günstlinge das große Rad nationaler Monomanie in Bewegung setzen zu lassen.

Von unsern Verhältnissen zu den außerdeutschen Großmächten will ich nicht reden, Du kennst sie; aber daß England, das große, stolze, kluge, der menschlichen Aufklärung immer vorangehen wollende

England sich selbst blendet, um das so klare Licht der Wahrheit und des gesunden Menschenverstandes nicht zu sehen — das, das macht mich schamroth über meine eigene Verblendung, denn ich habe dies für so edel gehaltene England einst geliebt.

So viel über Dänemark. Jetzt will ich von einem Menschen sprechen, der Dir Dein liebes Vaterland einst zur Folterbank gemacht hat."

Der Lesende hielt einen Augenblick inne, hob den Kopf in die Höhe, seufzte laut und wandte sich dann wieder zu dem Blatt.

„Ich will von Deinem Pflegebruder, dem Baron Rolf Juell Wind sprechen," las er weiter. „Du weißt, wie und auf welche Weise dies dänische Glückskind Carrière gemacht hat und daß er noch vor kurzer Zeit ein hellleuchtendes Licht unter den Rathgebern der Krone war. Allein die Nemesis, die oft lange wie eine düstere Wolke über den Häuptern der Menschen schwebt, ist endlich wie ein Blitzstrahl auch auf ihn niedergefahren und — der Stern hat sich in eine kleine Funkenschnuppe aufgelöst, die mit einem lautem Krach und Knall ohnmächtig zu Boden gestürzt ist."

„Wie," unterbrach sich der Lesende, höchlichst erstaunt — „ist das möglich!?"

„Höre, wie das zugegangen ist,“ las er wieder, „und schließe daraus auf die Stimmung in den dänischen Regierungskreisen. Der früher so radicale Deutschenfresser, der Urdäne, Rolf Juell Wind, hat aus dem Ministerium scheiden müssen, weil er dem jetzt herrschenden Winde nicht Sturm genug war, mit einem Wort — und nun lache einmal — weil er, wie man sich in die Ohren tuschelt — im Grunde genommen ein zu großer Freund der Deutschen ist, das heißt, weil er die Henkermaschinerie, die man in Arbeit setzen will, zu leiten sich geweigert hat. Damit will ich nicht behaupten, daß er seine Ansichten gewandelt und die glatte dänische Aalhaut abgeworfen hat, o nein, er ist dem herrschenden Regime vielmehr zu ehrlich, zu milde, zu gerecht, das heißt, zu wenig fanatisch, nicht dänisch genug, und will die Deutschen nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten, wie seine Herrn Collegen es möchten.

Kurz und gut, nach langen Verdächtigungen, geheimen und offenen Angriffen von allen Seiten, hat er endlich das Feld räumen müssen, ist seines einträglichen Amtes entsetzt und hat sich, laut Befehl, nach Schleswig begeben, wo ihm irgend ein verlorener Posten noch aus purer gottköniglicher

Gnade anvertraut werden soll. Wie ich aber höre, setzt der hochmüthige, im Grunde aber immer geschmeidige Herr alle Segel bei, wieder in den richtigen Wind zu kommen, um vielleicht, zu halben Gnaden angenommen, durch eine diplomatische Sendung nach Außerhalb, seine gesammtstaatliche Abtrünnigkeit wenigstens in Kopenhagen vergessen zu machen. Wie tief gedemüthigt der liebe Rolf durch alle diese Vorgänge ist, kannst Du Dir denken, um so mehr, als seine Vermögensverhältnisse nicht die besten sein sollen und das bisherige reiche Einkommen seiner Frau durch Familienmachinationen, die man nicht so genau kennt, bedeutend geschmälert ist.

Ich habe diese Mittheilungen auf einen besonderen Bogen geschrieben, weil ich Deiner guten Schwester den alten Stachel nicht noch tiefer in das Herz drücken wollte. Mag ihre wolkenlose Gegenwart ihr die stürmische Vergangenheit aus der Erinnerung gelöscht haben! Dies wünscht, Dir herzlich die Hand schüttelnd, die sich ehrliche Männer ja über das Weltmeer reichen können,

Dein Freund

R. Eversen."

Der Lesende faltete den Brief mechanisch zusammen und legte ihn langsam auf den Tisch. Seine

immer ruhige Miene zeigte auch jetzt keine Veränderung, kein Muskel regte sich in dem ausdrucksvollen Gesicht, nur sein helles Auge schien etwas umflort zu sein, als er gerade vor sich hinblickend im leisen Selbstgespräch sagte:

„Ja, daran hat er Recht gethan, daß er diese Mittheilung an mich allein richtete, um den alten Stachel nicht noch tiefer in ihr Herz zu drücken; er ist so schon tief genug eingedrungen und der Schmerz wühlt im Stillen giftig fort und fort. — Und Rolf? Ist die Nemesis also wirklich endlich aus dem Schlummer erwacht und hat mit ihrem rächenden Finger in das goldene Leben dieses zehnfach gepanzerten Mannes gegriffen? Nun, ich freue mich darüber nicht, aber ich bekümmere mich auch nicht darum. Ich hasse ihn nicht, wie ich ihn eigentlich nie gehaßt habe, nur gleichgültig ist er mir im Laufe der Zeit geworden. Gut. Aber ich will nicht hoffen, daß er wirklich unglücklich und bedürftig ist. So wehe er mir und uns gethan, ich wünsche ihm das nicht, nein, wahrhaftig nicht. Er versteht nicht zu leiden, zu entbehren, zu entsagen, wie wir es verstanden. Das bräche ihm das stolze Herz, und keinem Menschen auf der Welt, mag er sein, wer und wie er will, mag ich ein solches Unheil aufgebürdet sehen.

Aber was soll ich zu Dänemark's neuem Fortschritt in der Kunst, die Weltgeschichte zu illustriren, sagen? Ist der Schemel Schleswig von dem Fuße Dänemark noch nicht tief genug in den Koth getreten? Will es ihn hineinstoßen in die Erde, ihn gleichsam begraben, wie man einen Todten begräbt? Dänemark sehe sich vor, was es thut, es ist auch sterblicher und vergänglicher Natur, und die große unsichtbare Hand da in den Wolken: Vorsehung, Schicksal, Gott, wie man will, hat nicht allein ihm das Leben und die Herrschaft der Welt gegeben. O nein, und endlich kann kommen ein Tag — o Priamus, Priamus, ich will Dich nicht citiren, aber es liegt mir etwas im Blut, was mir sagt: so oder ähnlich, wie es einst dem stolzen Troja erging, wird oder kann es auch dem stolzen Dänemark gehen. So, und nun sause zu, Rad des Verhängnisses, vollende schnell Deinen zerstörenden Umschwung, denn je schneller Du sausest und damit mein armes Vaterland erdrückst, um so schneller wirst Du an das Ende Deines Zieles laufen, denn auch Dir ist ein letztes Ziel gesteckt und es wird die Zeit kommen, wo irgend Wer spricht: Bis hierher und nicht weiter, Dan's unsterblicher Sohn!"

Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und senkte das Haupt auf die Brust. Dann aber hob er es

plötzlich wieder und sagte ruhig gefaßt, ja fast freudig: „Es sind trübe Zeiten jetzt da oben, ja, aber den Trost haben wir, daß es nicht immer so bleiben kann. Einmal kommt doch die Sonne wieder und — und bringt den Völkerfrühling mit. Doch still, laß das Phantasiren, Leo, denke nicht an etwas, was geschehen **kann**, sondern an etwas, was geschehen **wird**. Und was wird mir zunächst geschehen? Etwas Angenehmes! Mein Sohn, mein Franz, mein einziges Kind kehrt in mein Haus zurück und — ich werde wieder mit ihm glücklich sein. Aber wie dann? Ja, so ist es und so muß es sein. Er kommt mir diesmal doppelt zu rechter Zeit. Ich will endlich ausführen, was ich so lange im Herzen getragen, aus Furcht, mir und ihm zugleich wehe zu thun; ich will die Spanne Zeit, die mir noch gehört, benutzen, denn auch ich bin sterblich und kann meine Augen schließen, ehe mein Mund gesprochen hat, was er hören soll. Caroline würde ihm an meiner Statt, wenn ich nicht mehr wäre, nicht so ruhig über unsere Verhältnisse Aufschluß geben, und sein Urtheil könnte durch ihre Auffassung und Darstellung getrübt, ja verdunkelt werden. Nein, er soll endlich von mir allein erfahren, warum ich in diesem Lande, in diesem Hause wohne. Vermuthen mag er es längst, aber vom Wissen

ist er weit entfernt. Er hat von seiner Kindheit an fern vom väterlichen Hause gelebt, leben müssen, jetzt soll er den Grund davon kennen lernen, damit er nicht denke, ich sei unväterlich gegen ihn gewesen. So ist es denn beschlossen. Am ersten stillen Abend, wenn er hier bei mir sitzt, will ich ihm den Vorhang meines Lebens lüften und er soll ein Stück Menschenschicksal lebendig vor sich sehen. Dazu hat Eversen's Brief mich gebracht und ich bin ihm dankbar dafür."

Er stand vom Stuhle auf, ging einige Male mit leicht gebeugtem Kopfe im Zimmer hin und her und öffnete dann ein Fenster, durch welches die balsamische Nachtluft sogleich erfrischend hereinströmte. Wie gebannt blieb er hier stehen und blickte mit einer Art andachtsvoller Bewunderung in die Ferne hinaus, wo sich die unter dem Sternenglanz strahlende Schneemasse der Jungfrau und ihrer Nebenberge deutlich erkennen ließ. Eine Weile schaute er nach den funkelnden Lichtaugen des blauen Firmaments empor, dann sagte er still in sich, sein Nachtgebet sprechend:

„Ihr Sterne, ihr flackert und leuchtet so friedlich da oben in euren reinen Höhen! Und ihr, urewige Berge, ihr stehet so fest auf euern Granitmauern und wanket vor keinem Sturme, mag er kommen, woher er will. O gebet, was ihr so reichlich, fast in Ueber-

fülle habt, auch dem schwachen Menschenherzen — gebet ihm Frieden und gebet ihm Festigkeit und Standhaftigkeit, daß auch er seine Bahn ruhig walle und daß auch er dem Sturme trotze, von wannen er kommen mag! Vater da oben, Allgütiger, rufe meine Seele, wann Du willst, aber in meinem Hause laß immerdar, wie jetzt in meinem Herzen, den Frieden herrschen, und Alle, die meinen Namen führen, laß in diese Gnade mit eingeschlossen sein. Amen!"

Drittes Kapitel.

Auf der Furca.

Während die in den beiden ersten Kapiteln berichteten Vorgänge sich im Bödeli und dessen nächster Umgebung zutrugen, entwickelten sich in weiterer Ferne davon gewiß nicht weniger interessante Ereignisse, und um denselben von Anfang an beizuwohnen, müssen wir einige Tage in der Zeit zurückgehen, um namentlich das Abenteuer kennen zu lernen, welches im Hause des Doctor Marssen eben so große Verwunderung wie Freude hervorgerufen hatte.

An dem Tage, der dem bekannten Unfall des Senators aus Frankfurt am Main in den Eisfeldern der Jungfrau vorherging, hatten sich theils in dem reizend gelegenen Andermatt im Ursener Thal, theils in dem unfernen Hospenthal, wo die nach dem Reußthal führende Gotthardtstraße sich von dem

Saumpfad*) abzweigt, der über den Furcapaß in das Berner Oberland führt, in verschiedenen Gasthäusern mehrere Familien und einzelne Fußreisende, ohne sich noch zu kennen oder je gesehen zu haben, eingefunden, die für den folgenden Tag Pferde bestellt hatten, um dem nächsten gemeinsamen Ziel, der Furca, zuzusteuern und von hier aus über den Rhonegletscher, die Grimsel und das Haslithal die schönen Seen zu gewinnen, die das Endziel Interlaken im Bödeli einschließen.

Die Witterung war in den jüngst vergangenen Tagen verlockend schön gewesen, alle Wetterkundigen prophezeihten auch für die nächste Zeit das herrlichste Reisewetter, allein in der Schweiz und namentlich in den hohen Berggegenden derselben darf man auch den Kundigsten hierin nicht trauen. In abgelegenen Thälern, deren atmosphärische Zustände die vorgelagerten Bergreihen verdecken, brauen sich oft im Fluge entsetzliche Ungewitter zusammen und diese stürzen dann plötzlich, wie die wilde Jagd, unerwartet, unbemerkt über die armen Reisenden her.

Aehnlich sollte es auch an diesem Tage geschehen. Schon in frühester Morgenstunde, etwa um fünf Uhr,

*) Die jetzt vollendete bequeme Fahrstraße war zu der Zeit, in der unsere Erzählung sich abwickelt, noch nicht einmal begonnen.

sah man viele gesattelte Pferde vor dem Meyerhof in Hospenthal stehen, und bald ritten die ersten Reisenden ab, denen in kurzer Zeit andere, und endlich um halb sieben Uhr die letzten folgten, um die Wunder der Natur zu schauen, die ihnen für diesen Tag verheißen waren. —

Gleich von Anfang an schien das im Voraus zu viel gepriesene Wetter nicht sonderlich günstig angethan. Der in der vergangenen Nacht so tiefblaue und mit goldenen Sternen besäete Himmel zeigte sich am frühen Morgen von blaugrauen Dünsten verhüllt; Wirth und Führer in Hospenthal verhießen jedoch, wie immer, einen guten Tag, und so zögerte Niemand, den allgemein als schwierig bekannten Weg anzutreten. Allein je weiter man auf dem mühseligen, von scharfen Steinen und morastigen Löchern unwegsam gemachten Pfade fortschritt, der, nachdem er sich durch das letzte Dorf Realp hindurchgewunden, allmälig zu steigen beginnt und von herabstürzenden Bergwässern und Quellen oft fast ungangbar und ewig schlüpfrig gemacht wird, um so drohender zeigte sich das düstere Himmelsgewölbe, denn der ganze Horizont hüllte sich in aschgraue Wolken ein, ein empfindlich kalter Wind blies vom Matterhorn herüber, das seine riesige Kuppe nur auf einige Augenblicke erkennen ließ, und sogar die Pferdetreiber

vermochten nun nicht länger mehr zu verhehlen, daß ein recht **böser** Tag im Anzuge sei.

Wenn die öde Gegend, durch welche wir jetzt ziehen, schon an sonnig klaren Tagen das Gepräge einer trostlosen und melancholischen Trauer trägt, da nichts als kahle, formlose Steinberge sich zu beiden Seiten des steil ansteigenden Weges erheben, auf dem keine menschliche Wohnung, höchstens die schmutzige Erdhütte eines verwitterten und zerlumpten Ziegenhirten angetroffen wird, wie mußte erst ein trüber, kalter Tag dieselbe verdüstern und niederdrückend auf die Stimmung der Reisenden wirken, die ihr Tagewerk so fröhlich und hoffnungsvoll begonnen hatten! Und in der That, diese Wirkung wurde immer merklicher, denn die Aussichten trübten sich um so mehr, je weiter man kam, und noch lange nicht hatte man die gabelförmige Bergspalte des Furcapasses erreicht, so senkten sich die drohenden Wolken tiefer und tiefer und ein eiskalter Regen rieselte, erst in kleinen Tropfen, dann in gewaltigem Gusse hernieder, der sich um so inniger mit nadelscharfen Schneeflocken vermischte, je näher man der 7419 Fuß hoch gelegenen Furca kam.

Allein was blieb anders zu thun übrig, als den einmal begonnenen Weg mit stoischem Gleichmuth fortzusetzen, und so trieb man denn die keuchenden Pferde,

die auch heute ihre Schuldigkeit, wie immer, mit der größten Gelassenheit thaten, lebhafter an, bis man die Furca wie ein ungeheures, oben weit und unten eng ausgeschnittenes Thor vor sich liegen sah, von wo aus man sich über die höher gelegenen Schneegruben wandte, um das auf kahler, den Winden preisgegebener Höhe erbaute und sehnlichst erwartete Gasthaus zur Furca zu erreichen.

In dem kleinen, aus grauen Steinen erbauten und von niedrigen Pferdeställen umgebenen Hause sah es am Morgen dieses Tages, etwa um zehn Uhr, nicht gerade sehr einladend aus. Zwar war der große Ofen in dem nicht allzu geräumigen Gastzimmer warm, der schwarzhaarige, finster blickende Wirth hatte seine Speise- und Weinkarte hoffnungsvoll ausgelegt, aber draußen heulten die eisigen Winde wie toll um das einsame Gemäuer und der Regen schlug prasselnd mit seinen Eisperlen gegen die kleinen Fensterscheiben, so daß man von innen aus kaum einige Schritte weit in die Ferne sehen konnte. Rechnet man nun noch hinzu, daß keine übergroße Sauberkeit in dem verwitterten Gemache herrschte, daß man in dieser von Menschenwohnungen so entlegenen Niederlassung auf keine allzu feine Bewirthung, dagegen auf eine um so bessere Rechnung zu hoffen hatte, so war der halberzwungene Aufenthalt

hierselbst gewiß kein angenehmer; allein der durchnäßte und durchfrorene Reisende, der aus dem draußen tobenden Unwetter kam, fühlte sich schon durch den bloßen Anblick des grauen Bauwerks erlabt und gestärkt, und so arbeiteten sich auch die klugen Pferde schneller und mit angestrengteren Kräften zu der luftigen, wolkenumlagerten Höhe empor.

Die ersten Reisenden, die gleich nach zehn Uhr Morgens so glücklich waren, dies Asyl zu erreichen, waren zwei Engländer, ein Herr und eine Dame, die außer ihrem Pferdeknecht noch einen berittenen, etwas vornehm blickenden Führer zur Begleitung hatten, also Leute, die es sich etwas kosten lassen konnten und die, von ihrem insularischen Instinct angestachelt, es sich zum Grundsatz gemacht zu haben schienen, stets an einem fremden Orte zuerst anzukommen, um die Hauptgenüsse und Bequemlichkeiten desselben vorweg in Beschlag zu nehmen und so dem großen nachfolgenden Haufen nur den schaalen Rest zu überlassen.

Wer überhaupt glaubt, in der Schweiz, die so häufig von ihnen besucht wird, liebenswürdige Engländer kennen zu lernen und sich von ihnen nachahmungswerthe Sitten anzueigenen oder sich vielleicht an den so viel gerühmten patriarchalischen Gewohnheiten ihres Familienlebens zu erbauen, der wird sich sehr oft

bitter getäuscht finden. Einem solchen Wiß- und Lernbegierigen rathen wir, nach England selbst zu gehen, denn auf Reisen, namentlich im Auslande, lernt er sie wahrhaftig nicht kennen, noch weniger lieben und achten.

Es ist seltsam, aber wahr, die großbritannischen Inseln scheinen nur ihren Ueberfluß an Unliebenswürdigkeit, Arroganz, Dünkel und Albernheit von Zeit zu Zeit, wie etwa ein Vulkan periodisch seine Asche und seine verbrannten Schlacken ausspeit, nach dem Festlande auszuwerfen, denn alle Subjecte, die nur einigermaßen einen Ueberfluß an Geld haben oder vielleicht auch auf einige Zeit weniger luxuriös als zu Hause wirthschaften wollen, strömen in heuschreckenähnlicher Fülle nach Deutschland und der Schweiz, um daselbst in einer Weise den insularen Uebermuth an den Tag zu legen, wie ihn sonst keine Nation der gebildeten Welt zu zeigen wagt. Wir sind erstaunt gewesen, diese oft flegelhaften Burschen, wie zum Beispiel in dem feinen Hôtel Saussüre in Chamouny, im Lesezimmer, wo deutsche Damen lasen, mit ausgezogenen Schuhen, mit offenen, die bloße Brust zeigenden Hemden und dabei so laut gähnend, daß sogar die Fliegen erschraken, sich auf dem sammtenen Sophas lang ausgestreckt rekeln zu sehen. Ueberall, wohin wir kamen, sahen wir die blasirten, häßlichen und langweiligen Ladies, die stets

auf eine ganz eigenthümliche, vielleicht auch patriarchalische, man möchte aber lieber sagen, schamlose Weise coquettirten, das, was aller Welt für sein Geld gehört, als ihr unantastbares Eigenthum benutzen; sie nahmen nicht nur aller Orten die besten Plätze in Beschlag, sondern sie musterten uns mit dummdreisten Blicken, als wollten sie uns ihre Verwunderung und Verachtung ausdrücken, wenn wir es wagten, in die Nähe ihrer Roben zu treten; und die jungen Herren, die schlimmsten von allen, hätten uns auf den Dampfern am liebsten über Bord geworfen, wenn wir auf eine ihrer unverschämten englischen Fragen ein unverstandenes deutsches Wort erwiderten.

Als Mr. Raphael Flail, so schrieb er sich später in das ausgelegte Fremdenbuch ein, mit seiner Lady in's Zimmer trat, erschienen Beide nur wie eine düstere triefende Wolke, denn sie waren vom Kopf bis auf die Zehen in schwarze wasserdichte Ueberwürfe gehüllt, die bei jedem ihrer Schritte Spuren von dem nassen Element hinterließen, dem sie so eben entronnen waren. Hinter ihnen her trat der berittene Führer, der für gutes Geld auch die Rolle eines Bedienten spielte und jetzt erst der Lady, dann Mr. Raphael Flail, die Beide starr und steif, wie aus Holz geschnitzt, bei diesem Geschäft standen, die nassen Ueberwürfe abnahm und auf

einen stummen Wink des Briten sie über drei oder vier Stühle um den Ofen ausbreitete, auf den fünften und sechsten ihre Hüte, und auf den siebenten ihre durchweichten Handschuhe legte, so daß kein Mensch weiter sich der wärmenden Strahlen des wohlgeheizten Ungethüms erfreuen konnte.

In Mr. Raphael Flail machen wir die vorübergehende Bekanntschaft eines sechs Fuß langen und stark im Leibe und der Brust entwickelten Mannes, der ein aufgedunsenes, nichtssagendes Gesicht mit starkem braunrothen Backenbart und einer Nase besitzt, die sich auf Grund ihrer Länge, Dicke und Färbung als ausländisches Phaenomen erster Klasse sehen lassen konnte. Sein Anzug bestand aus einem gleichfarbigen chocoladenbraunen Sommeranzug, der außer dick goldenen Knöpfen an der Weste und noch dickerer Uhrkette darüber nichts Auffallendes bot. Letzteres hatte dagegen seine noch leidlich jugendliche Ehehälfte übernommen, denn sie präsentirte mit sichtbarem Wohlgefallen einen zerbrechlichen Körper ohne Fleisch, der aus einem unscheinbaren Kinderkopf, einem unendlich langen und mageren Halse und aus einem Leibe mit Gliedmaßen bestand, der einer fadendünnen Hermensäule von Sandstein auf ein Haar glich. Auch die Farbe ihres Seidenkleids war ganz genau die des verwitterten Sandsteins, und die

Formen ihres Körpers stellten sich so gleichmäßig eben und glatt wie die einer Hermensäule dar. Ohne Taille, ohne einen merkbaren Umfang des Rocks, hing das ganze Kleid anmuthlos, hoch am Halse beginnend, nur an der Stelle des Gürtels durch eine schwarze Corallenschnur lose zusammengehalten, bis auf die Knöchel herab, aller Rundung und Steife baar, einer vom Regen aufgeweichten und regungslos hängenden Flagge gleich. Um diesem allzu sichtbaren Mangel aber auf eine glänzende Weise abzuhelfen, trug Mrs. Flail ungeheuere zahllose Armspangen, Brochen, Ringe und fingerdicke Uhrketten von massivem Gold und einer so sichtbaren Schwere, daß man verwundert fragen konnte, wie dieser aus Haut und Knochen bestehende schmale Körper im Stande sei, die Last eines solchen Metallüberflusses zu tragen. Im Uebrigen zeigte die Dame ein gelblich blasses Gesicht mit dunklen Augen, die unter einer übermäßig gewölbten Stirn keck hervorschauten, an deren Seite sich hinter den Ohren zwei einsame Löckchen niederringelten, die sichtbar von der feuchten Luft gelitten hatten und beinahe bis auf den Corallengürtel reichten.

Sobald diese beiden Personen aus ihrer äußersten nassen Hülle, nicht geschlüpft, sondern gewickelt waren, war es ihr Erstes, sich rings im Kreise umzuschauen, ob dieses winzige Haus ein comfortables und für sie

passendes Gemach enthalte. Aber da zeigten sich gleich saure Gesichter, denen die grobe Enttäuschung keinen verschönernden Glanz verlieh, denn nichts, was sie sahen, entsprach der Idee, die sie über das Meer herüber, durch das ganze feste Land der barbarischen Deutschen und über die Berge bis auf die schreckliche Furca mit heraufgebracht hatten, ohne sie jemals auch nur in so vollkommenem Maaße erfüllt zu finden, wie sie das göttliche Albion selbst in dem erbärmlichsten Squirehause verwirklicht.

Allein es blieb ihnen in Anbetracht ihrer traurigen Lage an diesem Unglücksmorgen nichts weiter übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und so pflanzten sich Beide gemächlich, ohne nur ein Wort mit einander zu wechseln, an dem der Thür entgegengesetzten Ende der Tafel auf, wo ein kleines hartes Sopha stand, das sie einträchtig mit einander theilten. Nur hatte die Lady durch einige stumme Winke dafür gesorgt, daß der Führer, bevor er das Zimmer verließ, um den Wirth hereinzusenden, noch ihre Plaids, die sie unter dem Regenmantel getragen, zwei wollene Decken, zwei Regenschirme und noch einige andere Reiseutensilien über ein halbes Dutzend Stühle im Zimmer ausbreitete, so daß diese beiden Personen mit ihrem Besitz fast den ganzen Raum in Beschlag nahmen, der wenigstens für ein Dutzend Menschen berechnet war.

Als endlich der Wirth, der hoffnungsvoll, also rasch seiner Köchin einige Anweisungen gegeben, mit ehrerbietigen Verbeugungen vor das fremde Paar trat, das er zum Mindesten für die Abkömmlinge einer Lordsfamilie hielt, fand er dasselbe einerseits den Kopf über die Weinkarte, und andrerseits über die Speisekarte gebeugt und nicht im Geringsten geneigt, seiner Höflichkeit mit irgend einer Bewegung oder einem Worte entgegenzukommen. Dies schien ihm auch ziemlich gleichgültig zu sein, der Herr Wirth kannte schon, wie alle ehrlichen Schweizer, seine Leute, und erst auf seine englisch gesprochene Frage, was die Herrschaft zu speisen beliebe, deutete Mr. Raphael Flail, ohne eine Wort zu sprechen, mit seinem rechten kleinen Finger, der von einem großen Brillanten funkelte, aber nichtsdestoweniger wegen des furchtbaren zugespitzten Nagels daran schreckenerregend aussah, auf die Namen einiger Speisen und Wein, und es dauerte nicht lange, so stand eine Flasche feurig sein sollenden, aber in Wirklichkeit sehr sauren Yvorners mit zwei trüben Gläsern vor ihm und der „mögliche“ Lord war so unartig und ungentlemanisch, daß er erst zwei Gläser davon in seinen eigenen erkälteten Magen stürzte, ehe er an den seiner geduldigen Gefährtin dachte.

Fünf Minuten später schon, während die beiden

zärtlichen Gatten noch immer im Schweigen verharr-
ten, erschien der Wirth wieder mit zwei Tellern voll
halbgebratenen Fleisches, das einen zweideutigen, sei-
ner Jugend höchlichst widersprechenden Geruch aus-
strömte. Der Engländer aber, nur von Zeit zu Zeit
einen grunzenden Ton ausstoßend, machte sich ohne
Bedenken über das ihm gehörende Beefsteak her, wäh-
rend die vorsichtige Lady erst mit ihren langen Zäh-
nen ein kleines Stückchen versuchte und langsam und
halb widerstrebend dann das Uebrige nachfolgen ließ.

Auch dieses frugale Frühstücksmahl wurde bis
an's Ende schweigend eingenommen; erst als Beide
fertig waren, erhob sich die Dame mit einem seufzer-
artigen Laut, trat an's Fenster und blickte in den trü-
ben Nebeldampf hinaus, während Mr. Raphael Flail
consequent wieder die Speisekarte vornahm, wie der
fleißigste Student darin eifrig studirte und beim Man-
gel anderweitiger Beschäftigung und in Anbetracht der
Langenweile, die er damit tödtete, sie auswendig zu
lernen schien.

Da fiel sein Auge plötzlich auf die unterste Reihe
der Karte und er stieß einen heiterklingenden Ruf aus,
der die eben so gelangweilte Gemahlin sofort vom
Fenster herbeizog. Ihren stumm auf den Gatten ge-
richteten Blick verstand dieser sehr gut, denn er zeigte

sogleich auf die ihn beglückende Stelle, und Mrs. Flail senkte die beiden Löckchen mit dem daran befestigten kleinen Kopf und las, nachdem sie sich eine massiv goldne Lorgnette vor die Augen gehalten: „Das Diner wird Punct zwölf Uhr eingenommen.“

Ueber Mr. Raphael Flail's Gesicht flog ein rosiger Freudenschimmer, wie über das seiner Gemahlin, und diese wollte eben an's Fenster zurücktreten, als ihr das Fremdenbuch in's Auge fiel, welches in der Nähe lag. Nachdem sie es aufgenommen und eine Weile darin geblättert, brachte sie es Mr. Flail mit einer tintengefüllten Feder und dieser, ihrem Wunsche willfahrend, trug sogleich seinen klangreichen Namen mit einem Schlußschnörkel ein, wie sie auf dem Festlande nur die jungen Prinzen zu machen verstehen. Nach diesem anstrengenden Geschäft setzten sich Beide wieder in die Sophaecken, der Herr stocherte sich die Zähne mit einem goldenen Zahnstocher und schnalzte, im Vorgefühl des pünctlichen Diners, vor Vergnügen wiederholt mit der Zunge dazu; die Lady dagegen spielte mit ihrer goldenen Uhrkette, gähnte dann und wann laut auf und streckte endlich ihre wohlbeschuhten Beine über einen vor ihr stehenden Stuhl aus, dem Beispiel des Gatten nur halb folgend, welcher

sich schon längst für jedes seiner unteren Extremitäten eine ähnliche Unterstützung beschafft hatte.

In dieser bequemen Lage mochten ihnen etwa zehn Minuten vergangen sein, als sie auf eine sehr unliebsame Weise in ihrem einsiedlerischen Stillleben gestört wurden. Einem lauten fröhlichen Stimmenwechsel auf dem engen Flur folgte ein rasches Hereintreten dreier junger Männer, deren beschmutztes Schuhwerk sattsam erkennen ließ, daß sie den Weg vom St.-Gotthardt her zu Fuß in mühsamer Weise zurückgelegt hatten, was auf ihre gute Laune aber nicht den geringsten Einfluß zu üben im Stande gewesen war. Alles an ihrer äußeren Erscheinung, da sie weder Mäntel noch Schirme bei sich führten, triefte von Regen und nur ihren fest umgeschlungenen Plaids war es zu danken, daß ihre leichte Sommerkleidung und ihr kleines Ränzchen nicht bis auf den Grund vom Wasser durchweicht waren.

Gleich bei ihrem Eintritt in das Gastzimmer nehmen wir von ihrem harmlos ungezwungenen Betragen und an ihren Ausdrücken wahr, daß es süddeutsche Studenten sind, die das liebliche Heidelberg oder das fidele Würzburg mit der noch schöneren Schweiz auf einige Wochen vertauscht haben. Fröhlich klang ihr „Guten Morgen!“ zu den Engländern herüber, diese

aber hatten keine hörbare Antwort darauf; die Lady nickte höchst unmerklich mit dem Kopfe, was eigentlich nur die beiden Lockenstränge durch eine zitternde Bewegung verriethen, und Mr. Raphael Flail zog nur auf einen flüchtigen Augenblick den rechten Mundwinkel herab, wobei sein herrliches Gebiß nicht eben allzu freundlich auf eine Secunde sichtbar ward.

Das war der ganze stumme Gegengruß, der den jungen Musensöhnen zu Theil wurde, allein auch damit waren sie zufrieden, und nachdem sie ihre Mützen, Plaids und Tornister abgelegt, entfernten sie ohne Umstände einige wollene Decken der Briten von ihren Plätzen und nahmen auf den dadurch freigewordenen Stühlen am untersten Ende des Tisches Platz, als verschmähten sie es, mit den hochmüthigen und in ihrer ruhenden Lage verharrenden Insulanern in nähere Berührung zu treten.

Gleich darauf trugen sie dem freudig herbeieilenden Wirth auf, ihnen zuallererst eine Flasche Schweizer „Krätzer“ zu bringen, und als derselbe mit ehrlicher Miene versicherte, daß er diese Sorte weder kenne noch besitze, lachten sie hell auf und forderten eine Flasche Wein, möge er einen Namen haben, welchen er wolle, da ihrer Meinung nach die Namen in der Welt durchaus nichts zu bedeuten hätten, vielmehr stets

und überall die Güte einer Sache für sich allein spräche.

Jetzt verstand sie der Wirth, und flugs holte er eine große Flasche herbei, der in wenigen Minuten die zweite folgen mußte, und nachdem die jungen Leute auch das vor der Hand verlangte Brod erhalten, blieb er eine Weile bei ihnen sitzen und unterhielt sich lebhaft mit ihnen, da die Musensöhne eine unendliche Reihe von Fragen über das Wetter, die Weite des Weges nach dem Rhonegletscher und dergleichen mehr zu stellen hatten.

Zu den jetzt im Gastzimmer versammelten fünf Gästen, die ohne Zweifel alle gleich froh waren, dem Unwetter entronnen und unter Dach und Fach zu sein, sollten sich aber in kurzer Zeit noch andere gesellen und die Miene der Engländer noch mehr verdüstern, da ihnen die Aussicht allmälig zu schwinden begann, daß ihre Mäntel, Plaids, Hüte, Handschuhe und Reisetaschen eben so gute und bequeme Plätze auf der Furca behalten würden wie sie selber.

Ein abermaliges Geräusch auf dem Flur rief den Wirth, nachdem er sich eben versichert, daß die drei jungen Herren auch am Diner Punct zwölf Uhr Theil nehmen würden, von der fröhlichen Unterhaltung ab. Bald darauf öffnete er die Thür wieder und ein ge-

schmeidig im Tänzerschritt heranwogender Franzose führte eine Dame ein, die sich sogleich Beide nach allen Seiten freundlich lächelnd verneigten und, von den heiteren Gesichtern der Studenten angezogen, sich nach Ablegung ihrer durchweichten Tücher, wobei abermals zwei Stühle den Engländern entrissen wurden, in unmittelbarer Nähe derselben niederließen.

Die Dame war zierlich und in ein modernes Sommerkleid gehüllt, das sie in etwas zerknitterten Festons hoch aufgeschürzt trug; ihr mit Blumen geschmückter coquetter Strohhut aber hatte dem Anstürmen des Regens noch weniger Widerstand zu leisten vermocht und ließ seine Blüthen und Blätter schlaff niederhängen, als ob sie vor der Zeit verwelkt wären. Ein homerisches Gelächter aber erregte es unter den Studenten, als gleich nach dem Eintritt des glücklichen jungen Ehepaars ihr Pferdeführer erschien, in einer Hand zwei Reisetaschen und in der andern hoch erhobenen eine Crinoline tragend, die bis diesen Augenblick vorsichtig auf der Croupe des Damenpferdes befestigt gewesen war. Das arme Pariser Drahtungethüm war ebenfalls etwas stark mitgenommen; aus seiner eleganten runden Form gebracht, sah es, völlig durchnäßt und entfärbt, eher einem bemalten und zerbrochenen Hühnerkorb als einem unentbehrlichen Klei-

dungsstück einer zarten Dame ähnlich. Dafür aber wurde es auch sogleich zum Trocknen an den warmen Ofen gehängt, wobei wiederum ein Regenmantel Mr. Raphael Flail's sich mit der Hälfte seines bisherigen Raumes begnügen mußte.

Gleich nachdem die zuletzt Angekommenen Platz genommen, entspann sich zwischen ihnen und den Musensöhnen eine lebhafte Unterhaltung, die ihre komische Seite in der Mischsprache hatte, womit sich beide Theile einander verständlich zu machen suchten. Allein wer nur den guten Willen dazu hat, der macht sich überall leicht verständlich, und so hatten die fünf Personen sich bald gegenseitig ihre Herzen ausgeschüttet, ihre heutigen Leiden gestanden und zugleich unter Lachen und Scherzen die Hoffnung ausgesprochen, daß es noch nicht aller Tage Abend sei und daß das Wetter sich möglicher Weise noch aufklären **könne**, an welcher Hoffnung allerdings der bedenklichste Wetterprophet nichts auszusetzen haben konnte.

Als auch das französische junge Paar eine Flasche Wein zur einstweiligen Stärkung erhalten und ein paar Gläser, mit abgestandenem Wasser zu einem höllischen Gebräu gemischt, getrunken hatte, erscholl abermals auf dem Flur ein ungewöhnlich lautes Gelärm, gerade während ein überaus freigebiger Regenguß die

Fenster des Gastzimmers erklirren ließ. Alsbald ging die Thür auf und zwei herculische Männer mit ungeheuren Vollbärten, vermummt wie die Buschklepper, mit zerknitterten Hüten und vom langen Reiten ziemlich steif, traten mit geräuschvollem Wesen herein. Erst als sie die warm ihnen entgegenströmende Luft fühlten und die reichliche Zahl ihrer Leidensgefährten raschen Blickes überflogen, entschlüpfte ihnen ein Erleichterungsseufzer, und sie begannen sich aus ihren Hüllen zu schälen und dieselben ohne Bedenken über die der Engländer zu breiten, was diesen ein überaus schwermüthiges Grunzen und Aechzen entlockte.

Sobald die beiden Herren sich aber ihrer Tücher und Paletots entledigt, begrüßten sie mit einem halb brummigen, halb lächelnden Gesicht die Gesellschaft und nahmen unverweilt einander gegenüber an der Seite der Franzosen Platz, die sich mit graziösen Verneigungen und verbindlichem Lächeln nach ihrem Befinden erkundigten.

Beide, ansehnlich gestaltete, gutgekleidete und mit männlich ausdrucksvollen Gesichtern begabte Personen, blickten sich etwas befangen an, als sie die hier unerwarteten französischen Laute vernahmen, aber sie fanden sich so gut in ihr Schicksal wie die Franzosen, die sie eben so wenig wie jene sie verstanden,

und der eine Herr fuhr sogleich mit einer polternden Heftigkeit, die gleichwohl durch die sauersüße Miene des Redenden ihre komische Seite hatte, mit dem deutschen Ausruf hervor:

„Guten Morgen, meine Damen und Herren! Na ja, das soll ein Vergnügen sein? Ich bedanke mich dafür. Daß Dich das Wetter! das war ein sauer Stück Arbeit, für einen vierzigjährigen Menschen sowohl, wie für meinen armen Braunen. Solch einen Berg habe ich in meinem Leben noch nicht erklettert — und Schnee mitten im Juli, wo bei uns die Hundstage anfangen, das ist unerhört. O mein Gott, ich wünschte, wir wären zu Hause geblieben, Vetter. In dem gesegneten Mecklenburg auf unsern Gütern giebt es im Winter auch Regen und Schnee, aber so kalt und naß wie hier wird man wahrhaftig nicht dabei. Bah!"

Während er sich schüttelte und fröstelnd die Hände rieb, die Studenten aber in eine Art jauchzender Beistimmung ausbrachen, wiegte der mecklenburgische Vetter mit einer olympischen Miene das bärtige Haupt und sagte phlegmatisch:

„Was hilft's, Vetter, wir sind einmal so dumm gewesen, nach der republikanischen Schweiz zu reisen, wo Alles drunter und drüber geht, und in Anbetracht, daß dies unsere erste Reise ist, meine Herren

— unsere Eisenbahnen waren nämlich nicht eher fertig — können wir noch mit unserm Schicksal zufrieden sein, vorausgesetzt, daß wir schließlich mit heiler Haut davonkommen und uns auf diesen Schandwegen nicht die Hälse brechen. Aber munter, Vetter, heda — was trinken wir?"

Während ein abermaliges Gelächter, Kopfnicken und Augenblinzeln den anderen Theil der Gesellschaft beschäftigte, hatte der brummende Vetter die Weinkarte ergriffen; nachdem er aber nur einen Blick darauf geworfen, schleuderte er sie wieder fort, rief den Wirth herbei und hieß ihn eine Flasche vom besten Champagner bringen, die nicht kühl gestellt zu werden brauche, da man ja hier mitten im Winter sei.

Bald stand auch die verlangte beste Flasche mit zwei Gläsern vor ihm und nun begann ein wahrer Wettkampf zwischen den beiden Vettern, dem die am unteren Tischende Sitzenden mit einem ausdrucksvollen Ergötzen zuschauten. Einer der Herren, die in der That reiche mecklenburgische Gutsbesitzer waren, trank immer auf die Gesundheit des andern, und dabei sprachen sie sich wiederholt Trost und Muth zu, so daß in einigen Minuten die Flasche leer war, die sofort mit der zweiten vertauscht wurde, welcher nachher bei Tische noch zwei oder drei allerbeste folgten.

Die Unterhaltung war jetzt im besten Gange und die Hoffnung, den allseitigen Appetit bald stillen zu können, wuchs mehr und mehr, da bereits nicht zu verkennende Anzeichen verriethen, daß das Diner zu der festgesetzten Zeit wirklich eine Wahrheit werde. Daher verursachten die herbeigebrachten Teller, die sich klappernd auf das einmal weiß gewesene Tischtuch niederließen, eine so angenehme Musik, daß selbst die bisher trübsten Gesichter der Anwesenden sich allmälig aufhellten und sogar die regungslos dasitzenden Engländer einige zufrieden lautende Flüsterworte austauschten.

Eben als die Messer und Gabeln neben die Teller gelegt und frische Gläser davor aufgepflanzt wurden, schien, nach einer fremdartig klingenden Stimme draußen zu urtheilen, wieder ein Gast gekommen zu sein. In der That ließ derselbe die gespannt nach der Thür gewandten Blicke der bereits Versammelten nicht lange warten, und herein trat, in einen langen hellgrauen Reisemantel gehüllt, ein kleiner Mann von etwa dreißig Jahren, der auf den ersten Blick den ehemaligen Militair, und die Weitgereisten auch die Nation erkennen ließ, der er entsprossen war. Letzteres bestätigte denn auch bald seine Kleidung, denn sobald er den langen schweren Mantel über die nächste beste, sorgsam gebettete Hülle der Engländer gehängt, zeigte sich ein feiner Mann in

der so einfachen und doch imponirenden ungarischen Nationaltracht.

Sein schwarzer, mit Schnüren besetzter kurzer Rock war bis an das Kinn zugeknöpft; seine enganliegenden ebenfalls schwarzen Beinkleider steckten in, für diese Reise viel zu eleganten, langen Stiefeln mit Quasten unter dem Knie, und auf dem starken Kopf trug er die kleidsame ungarische Hutmütze, die er erst zuletzt abnahm und damit höflich nach allen Seiten grüßte, ohne jedoch ein einziges Wort laut werden zu lassen.

Der kleine, stolz und sicher einherschreitende Mann hatte ein von der Sonne überaus verbranntes Gesicht und rabenschwarzes, kurzgeschorenes Haar. Sein breiter dichter Schnurrbart, blauschwarz und glänzend wie geschliffene Steinkohle, ging in steife, langgezogene Spitzen aus und sein schöner Kinnbart begann unmittelbar unter und in der ganzen Breite der Unterlippe und reichte mit seiner nadelscharfen Spitze bis auf die halbe Brust herab.

Offenbar wurde ihm die Mittheilung in irgend einer hier verständlichen Sprache schwer, obgleich man ihm ansah, daß er sich gern unterhalten hätte; wenigstens bemühte er sich bald, dem einen Mecklenburger Gutsherrn, neben dem er Platz genommen, mit gebrochenem Deutsch, das er mühsam, aber verständlich genug

sprach, das Vergnügen auszudrücken, dem Unwetter entronnen und in so gute Gesellschaft gerathen zu sein. Nach diesen wenigen Worten aber verhielt er sich während der ganzen Tafel still, nur sein glühendes pechschwarzes Auge flog unaufhörlich von dem einen zum andern Gaste, und erst späterhin blieb es wie gebannt auf einer einzigen Person haften, ohne daß dadurch sein bescheidenes Wesen beeinträchtigt worden wäre, was sogar der englischen Dame zu imponiren schien, denn sie zog erst nach seinem Eintritt ihre Beine von dem Stuhl und setzte sich wie jedes andere Menschenkind auf ihrem Sopha zurecht.

Jetzt waren im ganzen Zimmerraum, der mit der Zeit weniger einem Speisesaal als einer Garderobenkammer, in der sich zwanzig Menschen entkleidet haben, ähnlich geworden war, nur noch fünf Plätze an dem Tische frei, und zwar die in unmittelbarer Nähe der Engländer, in deren Nähe sich kein neu hinzukommender Reisender bisher gewagt hatte. Auch hatten dieselben bis jetzt in keiner Weise an der allgemeiner gewordenen Unterhaltung Theil genommen und nur von Zeit zu Zeit sich mit einem gegenseitigen pagodenmäßigen Zunicken und Zugrinsen die Zeit vertrieben. Mr. Raphael Flail ließ auch jetzt noch seine colossalen Beine auf den beiden Stühlen liegen; gleichgültig und mit fast studirtem Phlegma schaute er gelangweilt über die Tafel-

reihe hin, und erst die Ankunft des Wirthes mit einer Suppenterrine vom altersgrauem Zinn scheuchte ihn aus seiner liegenden Stellung auf. Eben fing er an, ein Stück Brod nach dem andern zu zerbrechen und zu verschlucken, als ein abermaliger Zuwachs von Gästen auch die Stühle neben ihm und seiner Gemahlin in Anspruch zu nehmen drohte.

Mit der Suppe zugleich, die von allen Anwesenden auf eine fabelhaft eilige Weise vertilgt wurde, obgleich sie ihnen wenig Kraft und Stärkung gab, verkündete sich durch harten Schlag gegen die Fenster der letzte strömende Regenguß, und eben als alle Köpfe sich nach den Fenstern wandten und alle Blicke ein gleiches Bedauern über das unfreundliche Wetter aussprachen, ging die Thür auf und herein trat eine Gesellschaft, die fast auf der Stelle die Aufmerksamkeit sämmtlicher Anwesenden auf sich zog.

Wer zum ersten Mal die Schweiz besucht, wird anfangs oft überrascht, unter den tausenden, allen Nationen angehörenden Reisenden so viele unangenehme Physiognomieen und so seltsame und meist geschmacklose Costüme zu finden, wie sie selten an einem Orte der Welt sich zusammenhäufen. In den ersten Tagen achtet das Auge voller Verwunderung darauf, bald aber schwindet der Reiz des Neuen und die häßlichsten Men-

schen wie die abenteuerlichsten Toiletten gehen spurlos an ihm vorüber. Anders jedoch ist es, wenn einmal, was leider Gottes dem Reisenden jetzt so selten begegnet, eine schöne Persönlichkeit auf den Schauplatz tritt oder wenn eine Damentoilette auftaucht, die eben so einem feinen Geschmack zusagt, wie sie dem Zweck, den sie erfüllen sollte, entspricht. Und merkwürdig ist es, daß sich derartige Erscheinungen oft Jahre lang dem Gedächtniß des mit Bedacht Reisenden einprägen und daß er immer wieder gern in seiner Erinnerung zu dem Orte zurückkehrt, wo seinem Auge ein so seltener Genuß geboten wurde.

Eine der Erscheinungen, die sich in der Gesellschaft befand, welche wir jetzt bei ihrem Eintritt in das Furca-Gasthaus zu schildern haben, war eine solche vorzugsweise begabte Persönlichkeit, und es war also nicht zu verwundern, daß sie zumeist die Aufmerksamkeit der jüngeren Leute erregte, in deren Gegenwart sie, dem Drange der Umstände folgend, die Ordnung ihrer Toilette vornehmen mußte, was eine Dame sonst immer gern unbeobachtet vollbringt.

Die neue Gesellschaft bestand aus einem Herrn, der etwa sechszig Jahre zählen mochte, und drei Damen verschiedenen Alters, denen ein Diener folgte, der Allen der Reihe nach seine hülfreiche Hand lieh, indem er der älteren

Dame zuerst, dann dem Herrn, dann der jüngsten Dame und endlich der, welche im Alter zwischen ihren beiden Gefährtinnen stand, seine ungetheilte Aufmerksamkeit widmete.

Bei ihrem Eintritt trugen alle vier Personen völlig wasserdichte Plaids, der Herr einen grau, schwarz und weiß gewürfelten, die zwei zuerst bedienten Damen vielfach buntfarbige, in denen das Roth vorherrschend war, und die dritte Dame einen kleineren von grüner und blauer Farbe. Allen vier Personen waren diese großen Tücher auf eine erstaunlich kunstfertige Weise dermaßen umgeschlagen, daß sie fast ihre ganzen Figuren bedeckten und eigentlich nur die Hände und das Gesicht freiließen. Der Schutz, den diese allerdings schweren, aber überaus großen Tücher ihnen gewährt, war ein so sicherer gewesen, daß sie sämmtlich fast keine Spur von Nässe zeigten und selbst in der kalten Temperatur der schneebedeckten Berge sich in einem behaglichen Wärmezustand befunden haben mußten.

Als nun aber diese vier Personen aus den Tüchern gewickelt waren und in einer gefälligeren Erscheinung vor die Augen der Anwesenden traten, entstand ein allgemeines Stillschweigen, das, sichtbar mit Bewunderung gemischt, noch eine geraume Zeit fortdauerte, ja, während der ganzen Speisestunde sich behauptete und bei

den verschiedenen Zuschauern ganz verschiedene Wirkungen hervorrief, indem die vorher schweigsamen und wenig an den Vorgängen Theilnehmenden lebhaft, dagegen die gesprächigen still wurden und fast verzagt auf die zuletzt gekommenen Gäste blickten. Nur der Ungar, der immer still gewesen war, änderte seine Schweigsamkeit nicht, dieselbe nahm sogar, wenigstens was seine Augen betraf, eine Art Starrheit an, denn wie dieselben vorher unstät und blitzend von einer zur andern Person geschweift waren, so wurzelten sie jetzt mit einem an Begeisterung streifenden Interesse auf der jüngsten Dame.

Jedoch, wir wollen dem Leser die vier Personen der Reihe nach zu schildern versuchen, damit auch er Gelegenheit habe, je nach seinem Naturell entweder an der schweigsamen Bewunderung der Einen oder dem starren Erstaunen der Anderen Theil zu nehmen.

Der alte Herr mit dem graubraunen Haar erschien, nachdem er sein Plaid abgelegt, welches der Diener wie die übrigen sogleich mit aus dem Zimmer nahm, in einem einfachen braunen Reiseanzuge ohne alle hervorstechende Abzeichen, die etwa auf eine bevorzugte Stellung im Leben deuten konnten, nur trug er eine kurze goldene Uhrkette und auf dem linken Zeigefinger einen Siegelring mit lebhaft blitzendem Stein. Er war ein hochgewachsener und dabei wohlbeleibter Mann von

unläugbar aristokratischem Wesen, das aber leider durch ein sofort zu Tage tretendes Uebermaaß von fast beleidigendem Stolz und herausfordernder Kälte litt. Seine Gesichtszüge, von einem starken, ebenfalls ergrauten Vollbart eingefaßt, wären im Allgemeinen wie aus Stein gemeißelt, fast an Erstarrung gränzend, obwohl sie im Einzelnen eines gewissen Adels nicht entbehrten, der freilich mehr in dem Bewußtsein seiner persönlichen Stellung, als in seiner Seele begründet zu sein schien.

Wenn man dieses gelblich blasse, versteinerte Gesicht einer genaueren Prüfung unterwarf, so mußte man sich gestehen, daß es verschiedene und zum Theil ganz entgegengesetzte Empfindungen hervorrief. Der erste Eindruck, den man empfing, war der einer unwillkürlichen Scheu und Unbehaglichkeit, denn man ist nicht gern mit einem Menschen zusammen, dessen Züge von einer Festigkeit und Steifheit erscheinen, daß sie sich nie zum Lächeln, viel weniger zum fröhlichen Lachen hinreißen lassen. Unter Umständen mochten die Muskeln dieses Gesichts sich wohl zu einer lebhafteren Bewegung entschließen können, immer blieb es aber, trotz dieser kaum sichtbaren Bewegung, starr, kalt, finster und fast bitter, als nage ein innerer, von Stolz unterdrückter Schmerz, oder ein mit persönlicher Selbstüberschätzung verbundener, tief verbor-

gener Haß gegen die ihn umgebende Welt an der Seele dieses Mannes.

Hatte man diesen ersten unheimlichen Eindruck überwunden und schaute man bei heller Beleuchtung in sein Gesicht, so war der zweite ebenfalls kein günstiger, vielleicht sogar ein noch trüberer. Denn es lag unläugbar auf diesen marmorkalten Zügen, in diesen durchbohrend blickenden Augen ein fast greifbarer Egoismus, und namentlich um die zusammengekniffenen Lippen lauerte ein mit Mühe verbissener Ingrimm, mit dem das katzenartige Flimmern des graubraunen Auges, wie der geheime Durst nach Rache oder nach Blut, auf traurige Weise zu harmoniren schien.

Und doch, wenn diese starren Lippen sich öffneten, dieses scharfe Auge geradeaus blickte und beim Sprechen Bewegung in die verkrampften Muskeln kam, konnte man das Gesicht im Ganzen nicht unschön nennen, es barg immerhin eine achtungswerthe männliche Festigkeit, eine kühne Entschlußfähigkeit, mochte sie auch mit Halsstarrigkeit verwandt sein, aber angenehm war es gewiß bei alledem nicht und kein Mensch auf der Welt konnte sich in der Nähe dieses Mannes behaglich, viel weniger noch gemüthlich angeregt finden.

Alle diese Eindrücke zusammengehalten würden nun ein wenig anziehendes, ja bei Weitem mehr ab-

stoßendes Gesammtbild gegeben haben, wenn nicht noch ein anderer, der letzte Eindruck hinzugekommen wäre, der das Urtheil über diesen Mann außerordentlich gemildert hätte. Ueber das ganze Antlitz nämlich war, wenn es so still und gleichsam mit verödetem Blick vor sich hinstarrte, ein Schimmer düsterer Traurigkeit gebreitet, die immer das Mitgefühl eines beobachtenden Menschen erregen wird. In der Seele dieses Mannes nistete also ein nie ganz zum Durchbruch kommender Seelenschmerz, ein tief inneres, mehr geistiges als leibliches Leiden nagte wie ein Wurm an seinem Herzen und, mochte man von ihm denken, was man wollte, glücklich, nein ganz gewiß, glücklich war dieser Mann nicht, und weil dies Gefühl zuletzt die Oberhand über die anderen Eindrücke behielt, milderte man sein Urtheil über ihn und sah zum Theil die düstere Wolke schwinden, die auf den ersten Blick sein ganzes Wesen umnachtet hielt.

Die ältere Dame, welcher der Diener zuerst überaus ehrerbietig seine Dienste widmete, mochte eine Frau von einigen vierzig Jahren sein, sie sah aber ungleich älter aus, da sie offenbar körperlich leidend, schwächlich, mager und jetzt von gelblicher Hautfarbe war, obwohl dieselbe einst gewiß frisch und rosig gewesen sein mochte. Sie war in ein kostbares, dunkelbraunes

Seidenkleid gehüllt, aber selbst diese leichte Last schien sie zu drücken, und wenn sie mit ihren zarten, wachsbleichen Händen, was sie oft unwillkürlich that, nach dem edelgeformten schmerzenden Kopfe fühlte, glaubte man die Hand einer Frau zu sehen, die nur noch wenig Blut in ihren Adern fließen und ebenso wenig Lust und Freude am irdischen Dasein hat.

„Aber, mein Gott,“ dachte vielleicht Mancher der auf der Furca Anwesenden, als er diese schlanke, bleiche Frau leise wie ein Schatten durch das Zimmer schreiten sah, „diese Frau macht den Eindruck, als ob sie schon halb im Jenseits wäre, wie kann sie noch eine so beschwerliche Reise unternehmen? Und wie sieht sie dabei so gelangweilt, so übermäßig abgespannt und gleichgültig gegen Alles aus, was sie umgiebt!“

Dieser Ausdruck lag allerdings auf dem bleichen Gesicht der hinfälligen Dame. Darum erhob sie auch kaum ihr großes, schönes braunes Auge, um zu sehen, was um sie her vorging, und wenn sie es einmal erhob, lag ein kummervoller, heimwehartiger Blick darin, der nichts sagte als: „O, warum quäle ich mich noch, wozu nützt es mir? Es ist ja doch Alles, Alles vergeblich, was man mir zeigt, was man mir sagt; ich sehe und höre nur immer das Eine, was in meinem Herzen wehmüthig pocht und spricht, und das

pocht und spricht: die Welt hat keine Reize mehr für mich, und wäre sie ein himmlisches Paradies; sie ist todt für mich, wie auch ich bald todt für sie sein werde, und wenn es noch ein Glück und einen Trost für mich giebt, so ist es der Gedanke, die Hoffnung: bald, recht bald von diesem Wandern ohne Ende, dieser Quälerei ohne Ruhe und Rast befreit zu sein."

Die etwa um zehn Jahr jüngere Dame, die sich stets in der Nähe der kränklichen Frau hielt, war ohne Zweifel eine Art Gesellschafterin, deren Sorgfalt man die Leidende anvertraut hatte, weil man wußte, daß sie für sie sehen, hören, lesen und überhaupt thun würde, was gesunde und fröhliche Leute am liebsten für sich allein zu thun pflegen. Diese Gesellschaftsdame trug ohne Widerspruch in ihrer äußeren Erscheinung alle Züge, die eine wohlerzogene Dame von englischer Abstammung auszeichnen; sie ging höchst einfach in einem wenig gesteiften schwarzseidenen Kleide einher, ihre blonden Haare waren ohne Kunst, fast ohne Sorgfalt gescheitelt, und auch bei ihr fehlten die Löckchen hinter dem Ohre nicht, obgleich sie nicht so lang und bindfadenartig herabhingen, wie bei der Lady des Mr. Raphael Flail. In ihrem sanften freundlichen Gesicht lag vor Allem ein stiller, theilnehmender Zug, ihr blaues schwimmendes Auge blickte

bescheiden, fast demüthig, vor allen Dingen aber erwies sie sich achtsam auf jeden Wink, jeden Blick ihrer Gebieterin, und damit glauben wir sie dem Leser genügend geschildert zu haben.

So kommen wir denn endlich zu dem vierten Mitgliede dieser Familie, der jüngsten, etwa neunzehnjährigen Dame, eben der, von welcher wir vorher andeuteten, daß sie schon durch ihre eigenthümliche Kleidung die Aufmerksamkeit, durch ihre auffallende Schönheit die Bewunderung der Anwesenden und in Folge derselben ein allgemeines Stillschweigen hervorgerufen habe.

Was zunächst ihre Kleidung betrifft, so war dieselbe allerdings, selbst in der Schweiz, eine ungewöhnliche und wich weit von allen denen ab, die man junge schöne Damen in Europa tragen sieht, wenn wir davon ein einziges Land ausnehmen, in welchem sie als alte Nationaltracht noch für heilig gehalten wird.

Ihre vollkommen schöne Büste, die bei der nicht großen Figur reich entwickelte Formen zeigte, umschloß eine enge, durch schwarze Knöpfe zusammengehaltene Weste von schneeweißem Piqué, über die eine schwarzsammetne Jacke mit reichlichen Schmelzverzierungen gezogen war, welche man bei uns jetzt Zouavenjacke zu nennen beliebt und die einem schönen, elastischen Kör-

per immer ein vortheilhaftes Aussehen verleiht. Nur die Aermel wichen von den an diesen Jacken gebräuchlichen ab, denn sie schlossen sich eng um den vollen Arm und reichten bis zum Handgelenk herab, von welchem schmale Manschetten von gesteiftem Batist oberwärts zurückgeschlagen waren, die jedoch, als die Dame eintrat, von hellbraunen, mit Seide gesteppten Stulphandschuhen bedeckt wurden. Unter der Weste quoll in unzählichen Falten ein kurzer, roth, blau und grüngewürfelter Rock von einem aus Seide und Wolle bestehenden Stoff hervor, der sich eng um die Hüften schmiegte und bei jedem Schritt der Inhaberin in eine Art rollender Bewegung gerieth, die eine breite Schärpe, aus blauer Seide gewebt, zu beschränken suchte, deren mit goldenen Franzen besetzte Enden fußlang auf der linken Seite herabhingen. Auf den Füßen saßen von gelbem genarbten Leder vorzüglich gearbeitete, feste und wasserdichte Stiefelchen, deren nicht mehr sichtbare Stulpen bis über die Kniee hinaufgingen. Im Ganzen war dies also eine Tracht, wie sie für eine Reise, welche meist zu Pferde vollbracht werden muß, nicht passender erdacht werden konnte und die daher, trotz ihrer Fremdartigkeit, allen Anforderungen entsprach, die man an eine kleidsame und zierliche Damentoilette machen kann.

Ohne allen Widerspruch zierte den schönen Körper dieser Dame ein nicht weniger schöner und im Farbenschmelz des Gesichts ebenso jugendlich blühender wie in seinem geistigen Ausdruck bewundernswerther Kopf. Das Gesicht war nämlich von einer auffallenden Weiße, die wenig von den Strahlen der Sonne zu leiden schien, und nur über die sanft gerundeten Wangen und die feingestalteten Lippen ergoß sich eine so lebhafte rosige Frische, daß nur wenige Blüthen in der Natur damit zu vergleichen gewesen wären. Unter einer überaus edel geformten Stirn schimmerte, von dunklen, schön geschwungenen Brauen beschattet, ein Augenpaar hervor, dessen Farbe eben so schwer wie seine Ausdrucksfähigkeit mit einem Worte zu schildern sein dürfte. Ursprünglich von tiefbrauner Färbung und in einem großen See milchweißer Perlmutter schwimmend, nahmen sie bei matter Beleuchtung die unergründliche Schattirung schwarzen Sammets an, fiel jedoch das Tageslicht voll hinein, noch mehr aber, regte irgend eine Leidenschaft das Gemüth des jungen Mädchens auf, so schien es in Feuer aufzuglühen und ein fast dunkelrother Strahl ergoß sich wie ein Meer von Licht gegen Den, auf welchen sie die ernst forschenden und oft sogar schneidend scharfen Blicke richtete.

Noch ein Wort aber müssen wir schließlich über

das Haar dieser jungen Dame und den dazu gehörigen Kopfputz sagen, denn gerade die Art, wie sie dieses Haar trug, gab ihr den eigenthümlichen Ausdruck kühnen Muthes, siegreichen Eigenwillens und bisweilen sogar fast männlichen Trotzes, der bei aller sonstigen Weichheit ihrer Züge in dem feinen, jugendlich strahlenden Antlitz zu schlummern schien. Dies tiefbraune, reiche und eher schlichte als lockige Haar war nämlich an der linken Kopfseite, etwa über dem linken Auge, gescheitelt, wie es wohl junge Männer in ähnlicher Weise zu tragen pflegen, und dabei hinten im Nacken ringsherum kurz abgeschnitten, obgleich die Enden nicht sichtbar waren, vielmehr nach innen umgeschlagen, bis zu den kleinen Ohren hin einen wulstartigen Halbkranz bildeten, eine Haartracht, die dem Friseur keine schwere Arbeit aufbürdete und nebenbei den vollen weißen Hals in seiner ganzen reinen und schönen Form wahrnehmen ließ.

Auf diesem schief gescheitelten Haar aber trug sie ein kleines niedriges Barett von Sammet, dessen Farben mit denen des Rocks übereinstimmten und in dessen Form sich vorzugsweise die nationale Liebhaberei eines nördlich wohnenden Volkes aussprach. Von der linken Seite dieses Baretts, über welches im Zimmer ein dichter blauer Schleier rückwärts geschlagen war,

stieg nur wenige Zoll hoch die rothe und weiße Feder eines Seevogels auf, die, Dank dem großen Plaid, so wenig von dem Regen gelitten, daß sie ihren vollen Glanz und ihre elastisch anmuthige Form auch an diesem Morgen bewahrt hatten. —

Sobald die vier Fremden sich ihrer großen Tücher entledigt und ihre Toiletten einigermaßen in Ordnung gebracht hatten, bot der Herr der leidenden Dame den Arm und schaute sich nun mit einem blitzartigen Leuchten seines scharfen Auges um, wo in dem gefüllten Raume wohl noch Platz für ihn und die Seinigen zu finden sei, wobei er ganz übersah, daß der sehr aufmerksam gewordene Wirth schon hinter den, von des Engländers Sachen völlig befreiten Stühlen stand, die er rasch an den Tisch gerückt hatte. Die einladenden Bücklinge des Wirths gar nicht gewahrend, eilte das funkelnde Auge des Fremden über die Anwesenden fort, sie gleichsam mit feiner Unterscheidung prüfend; kaum aber hatte es den Engländer wahrgenommen und sogleich als solchen erkannt, so schritt er auf ihn zu und nahm mit seiner Gemahlin neben ihm Platz, richtete es jedoch so ein, daß er selbst unmittelbar an Mr. Raphael Flail's Seite zu sitzen kam. Ehe er sich aber noch auf den Stuhl niedergelassen, hatte Mrs. Flail ihrem Gatten das

Wort: „Scotchmen!"*) in's Ohr geflüstert, was dieser mit wegwerfendem Kopfschütteln erwiderte und sich dann mit sehr steifer Hauptbewegung, die kaum eine Verneigung zu nennen war, gegen den Fremden wandte, der seinen stolzen Kopf zu einer achtungsvollen Verbeugung gegen die beiden Insulaner zwang.

Dem älteren Paare gegenüber nahmen nun die beiden jüngeren Damen Platz, und zwar so, daß die als Gesellschafterin bezeichnete Aeltere Mrs. Flail zunächst saß.

Kaum hatten sie ihre Stühle eingenommen, so näherte sich der Wirth dem Herrn und fragte ihn, ob absichtlich, ob zufällig, bleibt dahingestellt, in deutscher Sprache, was für eine Sorte Wein die Herrschaft beföhle?

„Bringen Sie, was es ist, mir ist es einerlei!" lautete die in gleicher Sprache und mit sonorer Stimme gegebene Antwort, die auf die nebenansitzenden Gäste die Wirkung einer merklichen Enttäuschung übte, da man in der That keine deutsche Rede aus dem Munde dieses Mannes erwartet haben mochte.

„German!"**) brummte der Engländer, verächtlich die Achseln zuckend, in den Bart, warf seiner Frau

*) Schotten.

**) Ein Deutscher.

einen hochmüthigen Correctionsblick zu und schickte sich dann an, von der Fleischspeise zu nehmen, die ihm eben von einem Aufwärter geboten wurde.

Als auch der Fremde seinen Antheil genommen, mochte er es für schicklich halten, an seinen Nachbar einige begrüßende Worte zu richten, und diese sprach er in fließendem Englisch, obwohl das Ohr des Briten wohl heraushören konnte, daß der seine Muttersprache Redende kein wirklicher Landsmann von ihm sei.

So ließ er sich denn auch nur so weit herab, die Worte des Fremden mit einigen Sylben zu erwidern, aber mit einer so kühlen und seinen stolzen Nachbar demüthigenden Miene, daß dieser auf der Stelle das Gespräch abbrach, finster vor sich nieder schaute und später nur noch leise einige englische Worte mit seiner Nachbarin wechselte, die fast gar nichts aß und nur ein Glas stärkenden Weines genoß.

Eben so still blieben die beiden Damen ihnen gegenüber, und da auch der Engländer mit seiner Frau kein Wort austauschte, verlief die Tafel an diesem Tischende sehr still, während sich am anderen bald wieder eine lebhaftere Bewegung kund gab. Allmälig fielen die Studenten in ihre frühere Heiterkeit zurück, die Mecklenburger, ihrer Weinlaune sich momentan überlassend, lachten aus vollem Herzen, und die Franzosen

schwatzten so überaus ungezwungen und vergnügt, daß der Wirth selbst seine Freude daran hatte, zumal dabei eine ganz ansehnliche Reihe von Flaschen edlen Weines geleert wurde. Nur der Ungar verhielt sich unbeweglich und still; seine Augen allein funkelten über den Tisch und blieben gleichsam bezaubert an den Zügen der jungen schönen Dame hängen, die ihr Gesicht fast nicht vom Teller erhob und sich ganz und gar der Befriedigung ihres Appetites hingab.

Gerade als die Munterkeit am unteren Tischende im besten Gange war, öffnete sich leise die Thür, und noch ein Gast, der letzte an diesem Tage auf der Furca, trat in das Speisezimmer ein, und zwar so bescheiden und still, daß fast keiner der Anwesenden seiner ansichtig wurde, bis er plötzlich an die Tafel trat, sich nach einem Platze umschaute und von dem herbeieilenden Wirth auf den einzig leeren Stuhl aufmerksam gemacht wurde, der zufällig neben dem Ungar und der jungen Dame im schottischen Costüm schräg gegenüberstand.

Als dieser letzte Gast in's Zimmer trat, hielt er einen wuchtigen Alpstock und seinen durchnäßten grauen Filzhut in der Hand. Gegen den Regen war er durch einen langen spanischen Kragen von leichtem, wasserdichten Stoff geschützt und eben so wenig hatten seine

wohl der Fremde auf den Besitztitel dieser magischen Geistesfähigkeit wohl Anspruch erheben durfte. Aber das wirkliche Genie eines Menschen nimmt man nicht immer, ja nicht einmal sehr häufig in seinem Aeußeren, seinen Gesichtszügen wahr; oft brennt es nur wie eine kleine geheimnißvolle Flamme in seinem Auge oder zuckt wie ein blitzender Wetterstrahl von Zeit zu Zeit um seine Lippen, was nur ein eingeweihtes und erfahreneres Auge zu entdecken vermag. Und diese kleine Flamme spielte oder züngelte gewiß bisweilen in dem reinen blauen Auge des jungen Mannes, allein es war Niemand in der ganzen Gesellschaft, der dieselbe an diesem Tage schon, auch wenn er eine besondere Neigung oder Fähigkeit dazu gehabt, wahrgenommen hätte.

Das frühe Mittagsmahl in der einsamen Hütte auf dem von Schnee- und Regenwolken umlagerten Furcaberge nahm nun seinen durch keine äußere Störung mehr unterbrochenen gewöhnlichen Fortgang, und je länger es dauerte, um so heiterer wurde die Gesellschaft an unteren Tischende, die sich, ohne auf die Anderen Rücksicht zu nehmen, dem Genusse des Augenblicks ganz und gar überließ, wogegen die am oberen Tischende Sitzenden in dem bisherigen Schweigen ver-

harrten und es also hier jedem Einzelnen überlassen blieb, sich so gut wie möglich zu unterhalten.

Diese Unterhaltung jedoch bestand hauptsächlich, wenn wir den mäßigen materiellen Genuß an den dargebotenen Speisen nicht in Anschlag bringen, in dem von einigen Seiten her eifrig betriebenen Studium der vorhandenen Persönlichkeiten und ihres seltsamen Verhaltens unter einander, ein Studium, welches, in Ermangelung eines anderen Genusses, manchem Menschen ein großes Interesse gewährt und ihm die Unterhaltung reichlich ersetzt, die ihm von gleichgültigen Nachbarn oder langweiligen Gefährten geboten werden könnte.

Die reichste Ausbeute in dieser Beziehung machte der zuletzt angekommene Gast, der sich so unverhofft mitten in eine überaus schweigsame Gesellschaft versetzt sah. Denn, was ihm auf der einen Seite durch die mangelnde Unterhaltung entzogen wurde, gab ihm die andere in so reichem Maaße wieder, daß er sich selbst das stille Geständniß ablegte, lange nicht oder vielleicht nie eine so schöne Gelegenheit gehabt zu haben, um Menschen zu studiren und Gestalten und Physiognomieen zu betrachten, die einen ungewöhnlichen Anreiz zu solchen Beobachtungen boten.

Aber nicht etwa die characteristisch ausgeprägten Gesichter der Engländer und das leidende, fast Mit-

Füße von der Nässe gelitten, denn sie steckten in langen, festen und starkbesohlten Stiefeln, die über die grauen Beinkleider bis zum Knie heraufgezogen waren. Außerdem trug er einen hechtgrauen Reiserock mit gleichfarbiger Weste, und um den kräftigen Hals hatte er ein helles Seidentuch geschlungen, über welches ein bunter Hemdkragen zurückgeschlagen war. Das kleine, sorgsam mit Wachsleinwand überzogene Ränzchen, welches seinen Rücken eben so wenig beschwerte, wie eine viel größere gut verwahrte Malermappe, legte er neben seinen Alpstock, den er, mit daran aufgehängtem Mantel, kurz nach seinem Eintritt in die nächste Ecke lehnte.

Wie gesagt, Niemand hatte auf den späten Ankömmling, der offenbar ein geschulter Fußreisender war, bis er sich seiner Umhüllung entledigt, geachtet; erst als er am Tische saß und seine nächsten Nachbarn ungezwungen und leicht grüßte, ohne jedoch mit irgend Jemanden ein Wort zu reden, richteten sich die Blicke der Speisenden auf ihn und man nahm allgemein wahr, daß der letzte Gast dieses Tages keine unangenehme Erscheinung darbot, obwohl er sich sehr einfach geberdete und nicht den geringsten Anspruch auf persönliche Beachtung erhob. Auch bediente ihn der Wirth rasch und nickte ihm verschiedene Male vertraulich zu, als

erinnere er sich seiner von einem früheren Besuche der Furca her.

Der junge Mann, denn jung war er noch, da er sein siebenundzwanzigstes Jahr gewiß nicht überschritten hatte, war von schlankem und nicht übermäßig hohen Wuchse, jedoch kräftig, wohlgebaut, und zeichnete sich durch ruhige und ungekünstelte Bewegungen aus, die, ohne daß sie es bezweckten und eben weil sie so natürlich waren, einen gefälligen Eindruck machten. Sein von der Sonne verbranntes Gesicht, in dem nur die hohe, feste Stirn auffallend weiß geblieben, war von dunkelbraunem Haar und reichlichem Bart eingefaßt und trug offene, edle Züge, auf denen ein sinniger Ernst ausgeprägt lag, der dem jugendlichen Gesicht den Ausdruck einer kühnen Entschlossenheit verlieh, die bei einem Manne immer das Zeichen eines männlichen Characters ist und ihm leicht das Vertrauen und die gute Meinung Anderer erwirbt. Aber noch ein anderer Zug schmückte und verschönte, oder vielmehr verfeinerte es, den wir nicht so leicht zu entziffern im Stande sind. Das, was man gemeinhin genial nennt, und was vielleicht oft nur in der Einbildung der Menschen beruht oder auch bisweilen nur aus dem Rufe entspringt, welchen ein sogenannter genialer Mensch in der Welt genießt, war es wohl eigentlich nicht, ob-

leid erregende Wesen der neben ihm sitzenden, völlig in sich selbst versunkenen Dame, obgleich er auch sie einer Musterung unterwarf, zogen ihn auf die Dauer und zumeist an, nein, es war vielmehr die ungewöhnliche Persönlichkeit der jungen Dame, welche seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, was um so natürlicher war und um so leichter geschehen konnte, da sie seinen Augen durch Zufall als nächster Zielpunct hingestellt war.

Wenn man indessen glauben wollte, daß diese schöne Persönlichkeit einen ähnlichen Eindruck auf den jungen Mann machte, wie sie ihn schon seit ihrem Eintritt auf den von ihr fast bezauberten Ungar gemacht hatte, so würde man sich in einem großen Irrthum befinden. Die bei manchen jungen Leuten so leicht erregbaren Empfindungen des Herzens oder gar ein sinnliches Wohlbehagen an einer so auffallenden weiblichen Erscheinung kamen bei ihm nicht im Entferntesten in Thätigkeit, gegenwärtig vielmehr überließ er sich einzig und allein den höheren Trieben und Anreizen, welche seinen künstlerischen Geist bewegten, denn daß dieser Mann wirklich ein Künstler war, wird der Leser bereits errathen haben, noch bevor wir es ihm ausdrücklich gesagt.

Ohne daß er es selbst wußte, haftete des jungen

Malers Auge vom ersten Moment an, da er sie sah, auf den Zügen der jungen Schottin, denn dafür hielt auch er sie von Anfang an; und in der That, er fand gerade für seine Kunst hier viel zu bewundern vor. Eine solche von der Natur vollkommen gebildete Gestalt, ein mit so seltenen Reizen begabtes Gesicht, also mit einem Wort: ein so im Ganzen und Einzelnen vollendetes Modell war ihm noch nie vor Augen gekommen, wohin und unter welche Nation ihn sein Fuß auch schon getragen haben mochte. Es war ihm einige Male zu Muthe, als sei hier keine wirkliche, lebendige Menschengestalt, sondern nur ein für den Augenblick verkörpertes Ideal aus dem Rahmen eines Gemäldes von der Hand eines bedeutenden Meisters der niederländischen Schule, vor seine Künstlerphantasie getreten. Wo in der Welt gab es so herrlich gebildete Hände, mit solchen anmuthigen und zugleich kühnen Bewegungen? Wo ein Gesicht von so weißer, durchsichtiger Frische mit einem so feinen, reinen Incarnat übergossen, wie es sich sonst nur in der Einbildung und dann in der Farbenmischung eines erfahrenen Künstlers finden läßt? O, welche vollkommen sichere und nirgends das richtige Maaß harmonischer Schönheit überschreitende Abrundung der Form, in der Büste sowohl, wie in der Bildung der Stirn, der

Wangen und Lippen! Und nun, welches Feuer und welcher Glanz in diesem ruhig und fest blickenden Auge, das nicht im Geringsten durch sein bewunderndes Fixiren und das starre Wohlgefallen Anderer verletzt zu werden schien! Welche kecke Grazie lag in dem Ausdruck, der Haltung dieses unvergleichlich geformten Kopfes, dem das schief gescheitelte und kurz abgeschnittene braune Haar, nachdem sie das Barett bei Seite gelegt, gerade einen so markigen, weil selten gefundenen Reiz verlieh!

„Sollte man das Alles, oder wenigstens einen Theil davon nicht auf der Leinwand wiedergeben können?“ fragte sich der junge Mann, dem wir nothwendig unsere Theilnahme zuwenden müssen, wiederholt, „sollte man das nicht festhalten können, um es in ruhiger, geweihter Stunde allen künftigen Zeiten als ein Urbild weiblicher, einmal dagewesener Schönheit aufzubewahren?“

Der, wie wir sehen, schon mit weiter greifenden Plänen umgehende Künstler war gerade in diese angenehme Phantasiebeschäftigung vertieft und genoß dabei von den ihm dargebotenen Speisen, ohne zu wissen, was es war, einige Bissen, als seine Gedankenreihe durch den rasch eintretenden Führer des Engländers unterbrochen wurde, der sich Mr. Raphael Flail

näherte und ihm halblaut sagte, daß es die beste Zeit zum Aufbruch sei, wenn er der Erste in der Restauration des Rhonegletschers sein wolle, und daß zu dem Zwecke bereits die Pferde gesattelt vor der Thür ständen. Das Wetter habe sich merklich gebessert, es trieben nur noch wenige Schneeflocken in der Luft und man könne nicht wissen, ob es später nicht wieder schlimmer werden würde.

Mr. Raphael Flail besann sich nur einen Augenblick. Dann seiner Gemahlin einen verständlichen Wink gebend, sagte er zu dem Führer: „Ja, machen Sie Alles fertig, wir kommen sogleich.“

„Soll ich wie bisher die Rechnung bezahlen?“ fragte der Führer zurück.

Der Engländer lächelte stolz, warf den Kopf in die Höhe und schleuderte dem um solche Kleinigkeit ihn ansprechenden Schweizer einen zustimmenden Blick zu, worauf dieser sich sogleich entfernte, um seine Pflicht zu erfüllen.

Auf den Künstler, der jedes Wort verstanden, übte diese Mittheilung keine andere Wirkung, als daß sie ihn veranlaßte, einen raschen Blick nach dem Fenster zu werfen, worauf er alsbald die Wahrheit der Aussage des Mannes in Bezug auf das Wetter bestätigt fand.

Aus den laut geführten Reden der munteren Tischgäste hatte unterdeß längst Jeder der Anwesenden, der Ohren dafür gehabt, entnehmen können, daß sämmtliche Reisende dasselbe Ziel, nämlich das Grimselhospiz, an diesem Tage erstrebten. Die Studenten hatten sich mit den Franzosen und diese mit den Mecklenburgern geeinigt, die Reise dahin möglichst gemeinschaftlich zu machen, um am Abend die heitere Unterhaltung fortzusetzen, die man am Mittag dieses gesegneten Unglückstages begonnen. So war es also Allen klar geworden, daß Niemand, wer er auch sei, sich heute über Mangel an Gesellschaft zu beklagen haben werde, denn aus einigen Worten, die der neben dem Engländer sitzende Fremde mit seiner kränklichen Frau gewechselt, hatte der Maler entnommen, daß auch die aus vier Personen bestehende Gesellschaft sich auf dem Wege nach dem Berner Oberlande befinde, und daß der Fremde hoffe, seine Gattin werde dort bald durch behagliche Ruhe und Pflege für die leider so anstrengende Reise hinreichend entschädigt werden.

Die Ersten, die jetzt vom Tische aufbrachen und bei Weitem nicht den Schluß des Mahles abwarteten, waren die Engländer, in deren Gemüth durch die Meldung des Führers eine sichtbare Unruhe gefahren war. Ohne ein Wort an ihre Nachbarn zu richten

oder sie nur anzublicken, ja, ohne Jemanden den geringsten Abschiedsgruß zu spenden, erhoben sie sich von ihren Plätzen und begannen mit Hülfe des wieder eingetretenen Führers ihre Sachen zusammenzusuchen, was ein mühselig Stück Arbeit war und einige Zeit fortnahm. Als sie aber Alles gesammelt und sich in ihre Regenwämser gehüllt, verließen sie das Zimmer, als ob sie allein darin gewesen wären, und diese Art und Weise, sich von einer Gesellschaft zu trennen, mit der man in einem so entlegenen Weltwinkel auf einsamer Felshöhe einige Stunden getheilt, erschien den Studenten so komisch, daß sie in ein homerisches Gelächter ausbrachen und der eine von ihnen ein ironisches: „Vivat furor britannicus!“ den Abgehenden nachrief.

Fünf Minuten, nachdem die Engländer das Zimmer verlassen und den bergabführenden Weg schon betreten hatten, erhob sich auch der finster blickende Herr am obern Tischende und begab sich hinaus, um mit seinem Diener zu sprechen. Nach kurzer Zeit kam er mit vor Zorn rothem Gesicht wieder herein und ließ sich auf seinen Stuhl nieder, indem er mit seiner Familie leise einige Worte in deutscher Sprache wechselte. Bald aber erkannte man aus den Vorbereitungen, welche die einzelnen Mitglieder derselben

trafen, daß auch sie schon an einen Aufbruch dächten, und in der That führten sie kurze Zeit darauf ihr Vorhaben aus, sobald der Diener hereingekommen war, um ihnen seine Hülfe anzubieten.

Die Anlegung der großen Plaids, die vorher so künstlich und schwierig erschienen, vollbrachte sich unter seinen geschickten Händen außerordentlich leicht und ehe man bemerkte, wie es eigentlich geschah, waren sämmtliche Personen unter ihren Hüllen verschwunden und, nachdem sie die Zurückbleibenden mit einer stummen Verbeugung gegrüßt, aus dem Zimmer geschritten.

Bei diesem Abgange hatten sich die Letzteren alle ohne Ausnahme von ihren Stühlen erhoben und sich mehr oder minder ehrerbietig verbeugt, indem sie damit der Schönheit und ihrem Gefolge einen Zoll entrichteten, der stets um so lieber gegeben zu werden pflegt, je weniger er gefordert wird. Ein hübscher junger Student war sogar neugierig genug, sie abreiten zu sehen, und begab sich hurtig vor die Hausthür, und erst nach einigen Minuten kam er wieder mit der Meldung zurück, daß die reizende Vision aus dem schottischen Hochlande den Blicken der armen Sterblichen entrückt sei.

Unmittelbar nach diesem jählings erfolgenden Aufbruch bemerkte der Maler eine große Unruhe an sei-

nem Nachbar, dem Ungar, und es dauerte nicht lange, so erhob auch er sich, verbeugte sich ringsherum äußerst höflich und schritt in seinem langen Mantel zur Thür hinaus.

Als auch dieser Mann verschwunden war, befiel die Unruhe die Mecklenburger, und sie zögerten nicht lange, ihren raschen Entschluß zur That werden zu lassen. Einer von ihnen ging hinaus und bald darauf rief er den Vetter ab, worauf sich Beide mit Händedrücken von den Studenten und Franzosen empfahlen, die bald nachzukommen versprachen. Noch waren auch keine fünf Minuten verstrichen, so erklärte sich die Französin zur Reise bereit, und nachdem sie, ihr Mann und die Studenten sich fertig gemacht, grüßten sie höflich den allein zurückbleibenden Maler und bald lag auch hinter ihnen die Thür.

Der letzte Gast aber blieb unbeweglich auf seinem Platze sitzen, obgleich er schon längst sein Essen beendigt hatte. Vielleicht gönnte er mit Bedacht seinen Füßen noch einige Ruhe, obgleich man nicht bemerken konnte, daß er sich gerade sehr eifrig mit ihnen beschäftigte, denn er starrte vor sich hin wie ein Mensch, der eben zwei zusammengehörende Gedanken gehabt und davon den einen verloren hat, ohne ihn wiederfinden zu können. Vielleicht auch dachte er über die

plötzliche Oede und Stille um sich her und über den Zufall nach, der kurz vorher alle diese Menschen hier zusammengeführt hatte und es niemals würde zu Stande bringen können, sie abermals daselbst zusammenzuführen.

Was er aber auch denken oder grübeln mochte, bald störte ihn der Wirth auf, der an seinen Schenktisch trat und mit fröhlichem Gesicht die heute so reichlich eingegangenen Geldstücke zählte. Eben wollte er sich nach ihm umwenden und nach seiner Rechnung fragen, als die Thür aufging und zu seinem Erstaunen der Ungar wieder hereintrat, unwillig seinen Mantel ablegte und sich dann seinem früheren Nachbar näherte.

„Wie," sagte der Maler aufstehend, „Ihnen ist doch nichts Schlimmes begegnet?"

„Nein, Schlimmes nicht, aber Unangenehmes!" lautete die langsam gesprochene Antwort. „Ich wollte eben der vorangegangenen Gesellschaft folgen, als mein Führer bemerkte, daß mein Pferd zwei Eisen verloren habe, und so wollte er unter keinen Umständen eher fort, als bis sie durch andere ersetzt wären, was jetzt geschieht. So habe ich die Gesellschaft verloren, der ich mich gern angeschlossen hätte und muß am Ende noch den langweiligen Berg im Schneegestöber allein hinabsteigen."

„Auf der Reise muß man sich von dergleichen kleinen Unfällen nicht trübe stimmen lassen,“ erwiderte der Maler. „Fassen Sie sich in Geduld und setzen Sie sich noch ein Weilchen. Wenn ich mich genügend ausgeruht, will ich Ihr Gefährte sein, falls Sie mich dazu haben wollen.“

Der Ungar verbeugte sich ungemein höflich und drückte mehr durch freundliches Lächeln als durch Worte seine Dankbarkeit aus. „Wollen Sie auch nach dem Rhonegletscher?“ fragte er.

„Sogar nach der Grimsel, wenn es irgend möglich ist.“

„Meinen Sie, daß wir jene Herrschaften, die da oben saßen, noch im Wirthshaus am Gletscher treffen?“

„Ohne allen Zweifel, und ich glaube kaum, daß sie bei diesem trostlosen Wetter mit der kranken Frau die Maienwand hinaufkommen.“

„Mit der kranken Frau? Ich habe ja keine gesehen!“ sagte der Ungar, seine großen schwarzen Augen verwunderungsvoll aufschlagend.

Der Maler lächelte und glaubte den Grund zu ahnen, warum sein neuer Reisegefährte von der kranken Dame nichts gesehen. „Die Gattin des Herrn, der hier oben saß,“ erwiderte er, „und wahrscheinlich die Mutter der jungen schönen Schottin erschien mir sehr leidend.“

„So, so. Also Sie haben die Familie auch für Schotten gehalten?“

Der Maler besann sich einen Augenblick, dann sagte er mit noch ernsterem Gesichtsausdruck als gewöhnlich: „So ganz bin ich mit mir noch nicht darüber einig. Anfangs hielt ich sie allerdings für Schotten, als ich sie aber so gut Deutsch sprechen hörte, änderte ich meine Meinung und nun bin ich ganz in Zweifel. Doch das ist mir eigentlich gleichgültig. — Da Sie aber zu Pferde sind,“ fuhr er, den Gegenstand plötzlich wechselnd, fort, „werden unsere Wege sich doch bisweilen von einander trennen müssen. Ich bin nämlich, wie Sie sehen, diesmal nur ein einfacher Fußreisender.“

„O bitte, vom Trennen sprechen Sie nicht; ich werde Sie zu Fuß begleiten, wenn Sie es erlauben.“

Der Maler warf einen forschenden Blick auf die feine Fußbekleidung des Ungarn und sagte: „Ihre Stiefel scheinen mir kaum für eine Bergtour, wie wir sie vor uns haben, am wenigsten bei so schlechtem Wetter gemacht zu sein, wie?“

„O doch, o doch, für heute und morgen werden sie wohl aushalten und übermorgen finde ich bei meinem Gepäck in Interlaken andere. Doch, da wir jetzt zusammenreisen, möchte es gerathen sein, uns

einander vorzustellen.“ Hierbei zog er eine Karte aus seiner Brieftasche und reichte sie mit höflicher Verbeugung dem Maler mit den Worten hin: „Ich bin früher Soldat gewesen und habe für mein Vaterland gefochten, jetzt bin ich Privatmann und lebe in der Nähe von Pesth.“

Der Maler verneigte sich dankend für die Mittheilung und las die Karte. Der Namen lautete: Baron Stephan Tekeli. Dann verneigte er sich nochmals und sagte: „Ich danke Ihnen sehr; da ich aber keine Karte bei mir habe, muß ich Ihnen sagen, daß ich Franz Marssen heiße, ein Maler bin und in Interlaken wohne.“

Der Ungar reichte Franz Marssen die Hand und dieser schüttelte sie freundlich. Beide setzten sich nun wieder an den Tisch, der Wirth brachte auf des Ungarn Geheiß noch eine Flasche Wein, und nun unterhielten sich die beiden Männer eine halbe Stunde, bis der Maler endlich erklärte: jetzt habe er lange genug geruht und fühle sich wieder kräftig, den weitesten und beschwerlichsten Marsch zu unternehmen. Das Pferd, wenn es noch nicht fertig sei, könne man ihnen nachführen und er schlage vor, einstweilen bis zum Gletscher vorauszugehen, wo sie sich doch wohl eine Weile aufhalten würden.

Der Ungar war sogleich bereit und in wenigen Minuten hatten die Männer ihre Zeche bezahlt, ihre Reisekleider angelegt und traten nun vor die Thür, um das einsame Haus, in dem sie eine so schöne, aber leider so rasch vorübergegangene Vision gehabt, ferner den Nebeln und Wolken, den Stürmen und allen Unbilden zu überlassen, die auf diesen abgelegenen Höhen toben und jedem Menschen, mag er sein, wer er will, den Wunsch abzwingen, bald, recht bald in bewohntere Tiefen zu gelangen, um mit Seinesgleichen zu verkehren und wieder grüne Bäume und ebene Straßen zu schauen.

Viertes Kapitel.

Am Rhonegletscher.

Als die beiden Reisenden auf die Kuppe des Gebirgssattels traten, auf welcher das Wirthshaus der Furca liegt, schauten sie sich zunächst nach dem Aussehen des Himmels um und fanden denselben nicht mehr so drohend und unheilvoll wie am Morgen dieses Tages. Die Wolken, schwarzgrau von Farbe und von runder zusammengeballter Gestalt, hatten sich zwar tief auf den Gebirgsrücken herabgesenkt, aber sie entsendeten nur von Zeit zu Zeit noch kleine Schneeflocken, deren leichtes Geriesel sich ertragen ließ, nachdem man so lange im strömenden Regen vorwärts geschritten war. Wenn es aber oben auf der Höhe noch trübe und nächtig genug aussah, so leuchtete doch schon unter ihnen eine viel durchsichtigere Helle und ein gutes Auge konnte ganz in der Tiefe einige Reiter langsam ihres Weges

ziehen sehen, welche ohne Zweifel zu der Gesellschaft gehörten, die vor kurzer Zeit noch in der Furca lustig geschmaust und gezecht hatte. Dagegen war die Temperatur ungewöhnlich kalt, ein regelloser Wind kam von Nordwesten herüber und blies dann und wann in so mächtigen Stößen, daß die beiden Reisenden ihre Hüte festbinden mußten, um sie auf dem Kopfe zu behalten.

Endlich waren sie mit allen Vorbereitungen fertig, um das Bergabsteigen zu beginnen. Es ging zuerst sehr steil hinab und das Klettern erwies sich um so mühsamer, je mehr die Oberfläche des Bergrückens in zahllose Blöcke und Stücke verschiedener Größe zerrissen war, zwischen denen halb Schnee und Eis lag, halb sumpfiges Wasser stand, auf diese Weise Lachen und Löcher bildend, über die man hinwegschreiten oder springen mußte, da es nirgends einen festen oder sichtbaren Weg gab.

Gleich bei den ersten Schritten übrigens überzeugte sich Baron Tekeli, daß er keinen unerfahrenen Bergsteiger zum Gefährten habe, der überdieß mit der Oertlichkeit dieser Gegend überaus vertraut schien. So gern der Erstere schnell vorgeschritten wäre, der Maler übereilte sich nicht und hielt den anfangs heftig vorwärts drängenden Ungar mit belehrenden Worten zurück. Seinen biegsamen und gewandten Körper lehnte er

beim jähen Bergabsteigen in der Regel auf den als Fühler vorausgesteckten Alpstock, wie auch der Ungar jetzt einen führte, aber wenig zu brauchen verstand; zuweilen schwang er sich mit weitem Sprunge leicht und behend auf einen aufragenden Stein, zuweilen auch schritt er langsam und vorsichtig von Geröll zu Geröll, aber niemals ließ er den Stock eher los, als bis er festen Fuß gefaßt, wo es auch sein mochte.

Eine Viertelstunde dieses beschwerlichen Kletterns schien dem ungeübten Fußwanderer schon eine Ewigkeit zu dauern; seine feinen Stiefel waren bereits durchnäßt und an einer Stelle sogar auseinandergeborsten. Wiederholt blickte er sich verlangend nach seinem Pferde um, das seitwärts einen bequemeren, aber viel nasseren Pfad mit dem Führer herabkam und ihnen allmälig näher rückte.

Franz Marssen, der die Augen überall hatte, bemerkte diese Blicke sehr wohl und deutete sie ganz richtig; daher gab er bald dem nicht allzu fernen Pferdeführer einen Wink mit der Hand. Dieser verstand ihn, und in wenigen Minuten war man an eine Stelle des Abhangs gekommen, wo das Reiten wieder möglich wurde und so stieg der Ungar in Folge der Aufforderung seines Gefährten in den Sattel, um nun die Reise unter günstigeren Verhältnissen fortzusetzen.

Langsam schritt nun Franz Marssen voran. Der bisher so schlüpfrige Weg war besser, auch weniger jäh geworden; das leichte Schneegestöber dagegen hatte in der schon geringeren Höhe nachgelassen, dafür aber rieselte wieder ein feiner kalter Staubregen herab, der das Marschiren nicht behaglicher und die an sich schon nassen Wege nicht trockener machte. Nachdem sie aber noch einige Minuten schweigend abwärts gezogen waren, blieb der Maler stehen und ließ den ungeduldigen Reiter voran, wobei er eine lächelnde Miene zeigte und einen forschenden Blick auf das Gesicht desselben warf, der stolz und sicher auf seinem starkknochigen Gaul saß.

In diesem Augenblick wandte sich der eingeschlagene Weg um einen Felsenvorsprung westwärts und, wie es der Maler vermuthet, erfolgte sogleich ein verwunderungsvoller Ausruf seines Gefährten und zur selben Zeit hielt er sein schnaubendes Pferd an, das willig dem Zügelzug gehorchte, als habe es den Haltepunct vorausgesehen.

„Was ist das?“ rief der Fremde erstaunt, mit der Hand vor sich in die Ferne deutend. „Das sieht ja seltsam und fast wie ein gefrorener, vom Himmel herabkommender Fluß aus!“

„Ja,“ erwiderte der Maler ernst und trat an seine

Seite, „Sie haben Recht, es ist auch ein gefrorener Fluß, der seine Quellen wenigstens in den Wolken des Himmels hat. Hier sehen Sie aber nur seinen unteren, flachen Theil, wenige Minuten später werden Sie seinen oberen vor sich haben und dann erst das Naturwunder in seiner ganzen Ausdehnung überschauen. Sie haben sich ja schon lange auf den Rhonegletscher gefreut, wohlan denn, da liegt er vor Ihnen."

„Wie?" rief der Ungar freudig erstaunt, „ist das der Rhoneglescher?"

„Ja, mein Herr, und nun kommen Sie rasch weiter, damit Sie bald Gelegenheit haben, das wunderbare Gebilde aus der Nähe zu betrachten."

Der Maler hatte Recht, in kurzer Zeit standen sie am Fuße des Gletschers, der sein grauweißes Eisgeschiebe bis dicht an die glühenden Alpenrosen senkte, die hier, an die kalte Umgebung gewöhnt, ihre lieblichste Pracht entfalteten. Wie ein gewaltiger, stundenlanger und unabsehbar breiter gefrorner Wasserfall stürzte er sich, nur von den höchsten zerrissenen Felsspitzen des Galenstocks überragt, in terrassenförmigen Abstufungen hernieder, zu beiden Seiten von starren Felspyramiden eingefaßt, welche die ungeheure Wucht des herabstürzenden Riesen aus einander gebrochen zu haben schien. Wenn aber die höchsten silbernen Spitzen

im Nebel des sprühenden Regens fast verschwanden, unten, in der Nähe der Reisenden, öffnete dieser erhabene Eisbau alle seine magischen Geheimnisse und Wunder, und wie geblendet schauten die beiden Wanderer in die oft klafterweit aus einander gerissenen Eisspalten hinein, die, je tiefer sie sich in den starren Schooß senkten, eine um so reinere Azurfarbe zeigten, die selbst das sprudelnde Eiswasser, welches sie alle füllte, zu theilen schien.

„Nun," sagte der Maler mit vor Freude und Bewunderung gedämpftem Stimmlaut, „was sagen Sie nun, Herr Baron? Lohnt dieser Anblick die Mühe des Bergsteigens und kann man sich seinetwegen nicht ein wenig naß regnen lassen?"

Der Ungar schaute mit noch immer halb starrem Blick auf das noch nie gesehene Eisgebilde. „Ich sage nichts," flüsterte er endlich, „denn ich kann nichts sagen. Hier hören Worte auf, das auszudrücken, was der Mensch in seiner Seele empfindet."

Der Maler nickte beistimmend und Beide sättigten ihre Augen an dem wunderbaren, großartigen Schauspiel, welches der Mensch nie wieder vergißt, wenn er es einmal gesehen.

Plötzlich aber erhob der Ungar seinen Arm und deutete auf die hügelartig geschwungene Höhe der un-

tersten Eisterrasse. „Was ist das?“ rief er. „Klettern da nicht Menschen herum?“

Das gute Auge des Malers folgte dem deutenden Finger des Fragenden, und in der That schienen auch ihm die kleinen Puncte, die er da oben auf dem schneeigen Grunde sich hin und herbewegen sah, Menschen zu sein. „Ja,“ sagte er kopfschüttelnd, „es sind freilich Menschen, was sollte es anders sein? Aber wer kann so thöricht sein, bei diesem Nebel und Regen, der bei der Kälte oben augenblicklich zu spiegelblankem Eise gerinnt, über die gefährlichen Spalten des Gletschers hinaufzuklettern? Ja, wahrhaftig, jetzt sehe ich sie deutlicher, es sind Menschen und sie scheinen sich den großen Wasserfall zum Ziele genommen zu haben, der da oben über hundert Fuß hoch von Eisklippe zu Eisklippe herabstürzt. Nun, ich wünsche ihnen Geschick und Ausdauer. Hinauf zu kommen, hat am Ende keine Noth, aber wie sie wieder herabkommen wollen, das sehe ich noch nicht ein. — Nun aber vorwärts, Herr Baron! Da, heben Sie Ihr Auge auf — da unten links kommt die junge Rhone aus dem eisigen Gewölbe hervorgerauscht, brüllend und tobend, um zuerst dort unter der kleinen Holzbrücke fortzusprudeln, die Schweiz und Frankreich flüchtigen Fußes zu durcheilen und endlich in das mittelländische Meer sich zu

ergießen, wo ihr leidenschaftlicher Strom, wie alle Leidenschaften, wenn sie kopfüber in die Tiefe stürzen, seinen spurlosen Untergang findet. Und da — sehen Sie es — dicht am Gletscher und am Eisgewölbe der Rhone steht das gastliche Haus des Herrn Seiler, zu dem wir jetzt gehen, um uns an einer Tasse heißen Kaffees zu erwärmen und wahrscheinlich die schottische Vision von der Furca wiederzufinden."

Die letzten Worte des Redenden schienen den Ungar aus seinem brütenden Hinstarren zu wecken. Er stieß einen vaterländischen Freudenschrei aus, der wild genug über die Eissteppen klang, und trieb sein Pferd zu rascherem Schritte an, zumal der Weg jetzt ebener und leichter zu passiren war.

Sie brauchten nicht mehr weit zu gehen, um ihr nächstes Ziel zu erreichen. Sich vom Gletscher wieder westwärts wendend, gelangten sie bald an eine grüne Wiese, und nachdem sie diese überschritten, hatten sie die jungfräuliche Rhone vor sich, die, noch grau und bleich von unaufgelöstem Schnee und fortgerissenen Eisstücken, von einem einfachen Lattenwerk überbrückt wurde, welches unmittelbar vor das an die Felsen sich lehnende neue Gasthaus führte.

Schon das Aeußere dieses zwar nicht stattlichen, doch ansehnlichen Baues kündigte sich gastlich und ein-

ladend an, und noch mehr wurden die Gäste durch die innere Einrichtung befriedigt, denn wenn auch nirgends Glanz und Luxus, sogar nicht einmal in dem großen Speisesaal zu bemerken war, so sah doch Alles frisch und blank, bequem und zweckentsprechend aus, wodurch es um ein Bedeutendes von der verräucherten und dumpfen Gaststube auf dem Furcasattel abwich.

Als die beiden Reisenden vor dem Hause anlangten, war nirgends ein Führer der Herrschaften zu sehen, die vor kurzer Zeit erst angekommen sein konnten. Diese Männer, unwillig, auf so ungebahnten Wegen allen Einflüssen des schlechten Wetters widerstandslos preisgegeben zu sein, hatten sich in ein Hintergemach zurückgezogen, wo sie entweder schliefen oder bei einem Schoppen Wein schwatzten. Mehrere Pferde aber standen mit tiefgebeugten Köpfen zitternd und bebend ohne allen Schutz und Schirm in dem strömenden Regen und vergeblich war des Malers Versuch, die herzlosen Treiber derselben zu veranlassen, besser für ihre Thiere zu sorgen.

„Sie sind es gewohnt,“ lautete die brutale Antwort eines häßlichen Mannes mit einem wahren Banditengesicht, „und haben es kaum schlimmer als wir, die wir doch Menschen sind!“

Während der mitleidige Künstler sich auf diese

Weise im Freien beschäftigte, war der Ungar bereits in das große Gastzimmer getreten und mit raschem Ueberblick hatte er, wie auch der bald nach ihm eintretende Maler, die darin anwesenden Personen erfaßt, die sämmtlich der schon früher geschilderten Gesellschaft angehörten. Jedoch saßen sie hier nicht in so enger Gemeinschaft wie an der übervollen Furcatafel, vielmehr hatten sie sich in einzelne Gruppen aufgelöst, da sie in dem langen und weiten Gemach Raum genug für sich und ihre Reiseeffecten fanden.

Das Erste, was dem achtsamen Maler auffiel, war die comfortable Bequemlichkeit, die Mr. Raphael Flail sich und seiner Lady zu verschaffen gewußt und deren Mitgenuß er gleichwohl, kraft seiner privilegirten Selbstsucht als Engländer, den übrigen Anwesenden vorzuenthalten verstanden hatte. Mr. Raphael Flail hatte sich nämlich das einzige Sopha im Saale vor den Kamin gerückt, in welchem ein helles Holzfeuer brannte, und nun saß er mit der langlockigen Lady gemächlich wie ein Pascha auf weichem Sitz, hatte sein feuchtes Schuhwerk gegen das Kamingitter gestützt, und sog, die Arme lässig weit über die Lehne hinten aus einander gespreizt, mit vollem Behagen die warme Luft ein, die ihm vom knisternden Feuer entgegenströmte. Damit aber auch ja Nie=

mand den occupirten Sitz mit ihm zu theilen suche, hatte er sein und seiner Frau Plaid über die Seitenlehnen desselben ausgebreitet. Neben sich endlich, um Alles zu genießen, was der Augenblick bot, hatte er einen kleinen Tisch mit Theegeschirr gerückt, und so schlürften Beide, Mann und Frau, von Zeit zu Zeit den belebenden Trank ein, ohne dessen Genuß ein Engländer nun einmal kein wahrer Engländer ist.

Alle übrigen Gäste, sogar sein Nachbar von der Furca her, der sich ihm dort zuerst genähert, hatten sich jetzt von dem egoistischen Insulaner so weit wie möglich zurückgezogen. Am heißen Ofen in der hinteren Ecke, über den man haufenweis die durchnäßten Tücher gehängt, saßen zunächst die Franzosen, in eifrigem Gespräch mit dem finster blickenden Herrn begriffen, der ohne Zweifel der Vater der jungen Schottin war. Diese selbst, eben so wenig wie die drei Studenten, waren im Zimmer zu sehen. Nicht weit vom Ofen aber, auf einem einfachen Stuhl, der ihr nicht die geringste Bequemlichkeit bot, saß mit niedergebeugtem Kopfe die leidende Gattin jenes Herrn und vergeblich hatte die vor ihr stehende Gesellschafterin sie mit Decken eingehüllt, denn die im Innern der Dame sich fühlbar machende Kälte vermochte sie ihr damit nicht zu vertreiben.

Mitten im Zimmer hin und herschreitend und bisweilen einen Schluck von ihrem auf dem Tische stehenden Kaffee schlürfend, bewegten sich die beiden Mecklenburger, um ihren erstarrten Gliedern wieder einige Geschmeidigkeit zu verschaffen. Die heitere Laune, die sie zuletzt auf der Furca an den Tag gelegt, war augenscheinlich schon lange wieder verdampft. Ihre bärtigen Gesichter zeigten einen grollenden Ausdruck, und mit ungestümer Heftigkeit bliesen sie den Dampf von sich, den sie mit gewaltiger Lungenkraft ihren Cigarren entzogen. Dabei unterhielten sie sich laut über das gränzenlose Mißgeschick, welches sie unablässig bei ihrem ersten Bergritt verfolgte, und konnten nicht begreifen, warum sie so unklug gewesen waren, ihr behagliches Gut und alle Bequemlichkeiten zu verlassen, die ihnen daselbst zu Gebote standen.

„Das soll also wirklich ein Vergnügen sein,“ sagte der Eine zum Andern, „ein Vergnügen? Hast Du schon je solchen Unsinn erlebt, Vetter? Nein, toll und verrückt ist Jeder, der nach der Schweiz reist und nicht gleich umkehrt, wenn der Himmel sich wie eine Rauchkammer färbt. Bei meiner Seele, ich werde unsern lieben Freunden zu Hause eine gute Beschreibung liefern. Was gilt's, Vetter, machen wir Kehrt und rühmen wir uns nachher, daß wir

weise gewesen sind und wenigstens unsre Haut salvirt haben?"

Der griesgrämige Vetter blickte aus dem Fenster, gegen das eben wieder der Regen schlug, und schüttelte unwillig den Kopf. „Verteufelt unangenehm ist es und den Tod kann man davon haben, allerdings," entgegnete er, „aber was hülfe es, wenn wir jetzt Chamade schlügen und wie die Krebse rückwärts kröchen. Zum Teufel, wir müßten ja immer durch den Regen und über die verzauberten Berge fort, und wenn wir hinaus sind, scheint die Sonne und lacht uns aus, und dann kommt der blaugrüne Aerger hinterher. Nein, Vetter, laß uns bleiben, wo wir sind, und die Leidensschule durchmachen, wie die Andern. Sind wir einmal Narren gewesen, daß wir in unserm gesetzten Alter uns zu einer solchen Reise beschwatzen ließen, so wollen wir uns wenigstens zu Hause nicht auslachen lassen, daß wir vor einem republikanischen Regen davon gelaufen sind. Nein, nein, lügen wir ihnen lieber vor, daß wir Alles im Sonnenschein gesehen haben —"

„Ja, was denn, wir haben ja noch gar nichts gesehen?" unterbrach ihn der Vetter polternd.

„O doch, die krumme Eisbahn da, die man Gletscher nennt, und die Furca, die wie eine Gabel aus-

sieht. Haha! Komm, ärgere Dich nicht, Vetter, und trinke noch eine Tasse Mokka. Das Zeug ist gut und — da — da brenne Dir noch eine Cigarre an, bis wir die alten Braunen wieder besteigen müssen!"

Der Vetter befolgte den gutgemeinten Rath und Beide setzten ihre Wanderung im Zimmer fort, alle Augenblicke an die Fenster tretend und das Wetter prüfend, das zu eigensinnig war, um sich nur ein klein wenig nach ihren Wünschen zu bequemen.

Der Ungar hatte sich bis jetzt vergeblich nach der noch immer abwesenden Vision umgeschaut und war dabei in die Nähe des Ofens getreten, wo die Franzosen sich mit dem alten Herrn unterhielten. Man sprach davon, ob es nicht gerathen sei, bei dem anhaltenden Unwetter lieber an Ort und Stelle zu bleiben und eine Besserung abzuwarten, und dazu schien sich auch einer der Führer zu neigen, der einmal herein kam und über den Stand des Wetters berichtete.

Unterdessen hatte Franz Marssen von der Lage der Dinge im Gastzimmer Kenntniß genommen und ihn dauerte eben so innig die arme kranke Frau, die vor Frost fast verging, wie ihn das lieblose Betragen des Engländers verdroß. Als er einmal in der Nähe des Stuhles vorüberging, auf dem die Leidende saß, glaubte er ihr schönes Auge klagend auf sich gerichtet

zu sehen, und, von einem raschen Impulse getrieben, trat er an sie heran, begrüßte sie als seine Tischnachbarin auf der Furca und fragte, ob sie sich jetzt wohler befinde, als es vorher den Anschein gehabt.

Anfangs richtete die Dame verwundert ihr großes braunes Auge auf den Fragenden, als könne sie nicht recht begreifen, daß ein völlig Fremder sie anzureden wage. Als sie aber das wirkliche Mitgefühl in seinem Antlitz las, welches ihn zu den freundlichen Worten bewogen, blickte sie etwas sanfter auf ihn hin und erwiderte mit matter Stimme und in einem schwer verständlichen Deutsch, daß sie sich immer, also auch jetzt, unwohl fühle, daß sie entsetzlich friere und unter allen Umständen ein warmes Bett jedem andern Labemittel vorziehen würde.

Als Franz Marssen diese mit einem Ausdruck tiefen Leidens gesprochenen Worte vernahm, regte sich plötzlich ein seltsames Gefühl in seiner Brust, und schon war in der Stille beschlossen, was sogleich ausgeführt werden sollte. „Würden Sie gern dort auf jenem Sopha am Feuer liegen?“ fragte er mit fast vertraulich klingender Herzlichkeit.

Die kranke Dame schlug ihr Auge von Neuem verwundert zu dem theilnehmenden Fremden auf, aber sie sagte kein Wort, obgleich ein leises „O ja!“ wie

ein Hauch auf ihren Lippen schwebte, nur sah sie dabei mit still anklagendem Blick nach dem lodernden Kaminfeuer hin, vor dem der kräftige Engländer noch immer seine feuchten Stiefel trocknete.

Da war der Entschluß des jungen Mannes zur Reife gediehen. Festen Schrittes und mit stolzer Haltung bewegte er sich dem Kamine zu, stellte sich unmittelbar an die Seite des laut gähnenden Engländers, und da dieser ihn nicht zu bemerken schien, sagte er laut und in verständlichem Englisch: „Mein Herr, ich bin der Meinung, daß Sie für Ihre Person sich hinlänglich an diesem Feuer gewärmt haben. Dort drüben sitzt eine kranke Lady, die vor Frost zittert und der Wärme mehr bedarf als Sie. Darf ich Sie also bitten, ihr für jetzt Ihren Platz hier abzutreten?“

Der Engländer schaute verdutzt auf und sah den Sprechenden an, als habe er nicht recht gehört. Aber da wirkte das Auge desselben mächtiger als seine Worte, und Mr. Raphael Flail verstand plötzlich, was er gern überhört hätte. Mit dem einfachen stereotypen Ausruf der Briten: „Yes, Sir!“ erhob er sich, mit ihm zugleich seine vom Feuer völlig getrocknete Frau, und Franz Marssen ging sogleich zu der Kranken zurück, bot ihr den Arm, und zwei Minuten später war ihr ein behaglicher Platz auf dem warmen

Sopha bereitet, den die Sorgfalt ihrer Gesellschafterin mittelst einer übergeschlagenen Decke noch angenehmer gestaltete.

Der Gemahl der nun wohlgebetteten Dame hatte von dem Vorgange nichts bemerkt; er stand, den Franzosen am Ofen das Gesicht zugekehrt, mit dem Rücken nach dem Zimmer hin, und als er sich später zufällig umdrehte und den Wechsel des Platzes seiner Gemahlin gewahrte, glaubte er, daß der Engländer aus freien Stücken das so lange behauptete Feld geräumt habe.

Während nun der Ungar am Tische saß und seinen Kaffee trank, den Franz Marssen bereits stehend und gehend eingenommen, trat dieser von Zeit zu Zeit den am Ofen Plaudernden näher und hörte ihrer Unterhaltung zu, deren Gegenstand das böse Wetter und die Reise hierher war. Der unbekannte Herr, der ziemlich fließend Französisch sprach, ergoß sich in fast heftig vorgebrachten Klagen über seine jämmerlichen und unsicheren Pferde, die erst in der Nacht vor seinem Aufbruch von einer beschwerlichen Reise nach Hospenthal zurückgekehrt wären. Vor Allem aber sei er mit dem Führer derselben übel angekommen. Der Mensch sei grob, unhöflich und habe sich schließlich beim Ab-

steigen vor diesem Hause geweigert, noch weiter zu gehen, obgleich er bis zur Grimsel für diesen Tag, und für den nächsten bis Meiringen, gedungen sei. Eben so habe er es in unfreundlichster Weise abgelehnt, seine Tochter, die nun einmal den berühmten Wasserfall auf dem Gletscher habe sehen wollen, dahin zu begleiten, und so sei diese mit seinem Diener, dem sich die Studenten angeschlossen, allein dahin aufgebrochen.

Als Franz Marssen diese Worte vernahm, überlief ihn ein kalter Schauer, und nun war ihm mit einem Mal die Erscheinung der Menschen auf dem Gletscher erklärt, die er mit dem Ungar vorher darauf wahrgenommen. Ohne ein Wort zu sagen und Niemanden sein Vorhaben enthüllend, beschloß er zunächst den Führer der Pferde aufzusuchen und mit ihm über sein Widerstreben, die Fremden weiter zu geleiten, zu reden.

Warum er das thun wollte, wußte er eigentlich selbst nicht. Auch war er in diesem Augenblick nicht in der gleichmüthigen Stimmung, sich eine vollkommen klare Rechenschaft von seiner Handlungsweise abzulegen. Ein dunkles, unbewußtes, instinctives Gefühl trieb ihn vielleicht zumeist dazu an, das Mitleid oder eine gewisse Theilnahme an der armen Kranken

mochte hinzukommen, und wo eine solche Triebfeder im Menschenherzen einmal aufgezogen ist, da schnellt sie sich von selbst zur Handlung und Wirkung ab, wenn nicht ein stärkeres Gegengewicht ihr die Waage hält. Dieses Gegengewicht war allerdings hier vorhanden, allein es wirkte auf den jugendlich kräftigen Geist des unternehmenden Künstlers nicht mächtig genug ein, um seinen Willen zu lähmen. Es war dies das finstere, trotzige Gesicht des Vaters jener jungen Dame selbst, allein es schreckte ihn, so unangenehm es ihm war, nicht von seinem Handeln zurück, ja, je herber, kälter und gemessener sich Jener nach allen Richtungen erwies, um so mehr stachelte ihn seine Empfindung an, für die Mitglieder seiner Familie einen Schritt zu thun, der unter den obwaltenden Verhältnissen im Grunde nichts Außerordentliches war.

So ging er rasch auf den Hof und in der offenen Stallthür sah er zufällig einen Mann in brauner Jacke mit Calabreserhut sich an den Thürpfosten lehnen, den er sogleich für einen Pferdeknecht hielt. Bei genauerer Betrachtung dieses Mannes jedoch faßte er kein großes Vertrauen zu ihm, da er sein verschmitztes Banditengesicht sehen konnte, denn es war derselbe, mit dem er vorher einige Worte gesprochen

hatte und der so mitleidslos gegen die ihm anvertrauten Pferde gewesen war.

„Ihr da, Landsmann," redete er ihn ernst aber freundlich an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wo der Führer der Pferde ist, die den Herrn mit der kranken Dame und seine Familie hierher gebracht haben?"

„Der bin ich selber, Herr!" erwiderte der Mann finster, ohne sich aus seiner bequemen Stellung aufzurichten.

„Wo seid Ihr her und wie heißt Ihr?"

„Ich heiße Jacob und bin vom Meyerhof in Hospenthal."

„Warum habt Ihr die junge Dame nicht auf den Gletscher begleiten wollen?"

„Fällt mir nicht ein, Herr," fuhr der Mensch auf und gesticulirte heftig mit den Händen dabei, während sein braunes Gesicht einen Ausdruck höhnischer Widersetzlichkeit annahm, „fällt mir gar nicht ein, und dazu bin ich nicht gedungen. Ich bin müde und kein junger Mann mehr, wie Sie sehen. Ueberdieß ist der Herr ein Geizhals, wie alle Deutschen. Er hätte sich einen Führer außer mir annehmen sollen, denn ich gehöre nur zu den Pferden. Uebrigens bin ich ein freier Schweizer und kein Knecht, das heißt, ich kann nach meinem Gefallen thun, was ich will."

„So. Nun, Ihr drückt Euch verständlich aus. Ich dachte, meine jetzigen Landsleute, die Schweizer, hätten Ursache, freundlicher gegen die Fremden zu sein. Doch wißt Ihr vielleicht, wer der Herr ist, den Ihr begleitet und den Ihr so eben einen Deutschen nanntet?"

„Nein, ist mir auch ganz einerlei, wer er ist. Ich habe von Anfang an nicht aus ihm klug werden können. Er spricht alle Sprachen, mit Engländern englisch, mit Franzosen französisch, mit Deutschen deutsch, und wenn er mit seiner Tochter oder dem Bedienten allein ist, redet er ein Kauderwelsch, das ich noch nie gehört. Im Ganzen ist mir ein so hochmüthiger Zaunkönig noch nie im Leben vorgekommen, denn er behandelt mich, als ob ich sein Diener wäre."

„Es ist gut, mich geht Euer Betragen für jetzt nichts an, aber Ihr solltet vorsichtig sein, es giebt auch für die freien Schweizer Gesetze in der Schweiz."

„Wie? Sie wollen mir auch noch den Text lesen, Sie Grünschnabel?" schrie der Mann mit geballter Faust und sprühenden Zornesaugen. „Nu, das fehlte mir noch. Und nun ist es abgemacht, ich gehe keinen Schritt weiter als bis hierher, die Maienwand können meine Pferde bei diesem schlechten Wetter nicht mehr erklettern, und ich auch nicht. Sagen

Sie das Ihrem Herrn, und ich werde mich bald einstellen und meinen Lohn fordern." *)

Franz Marssen hatte genug gehört und gesprochen. Er winkte beschwichtigend mit der Hand und entfernte

*) Wir nehmen die Gelegenheit wahr, den deutschen Reisenden vor diesem Pferdeführer ernstlich zu warnen. Er heißt in der That Jacob und ist Knecht beim Wirth auf dem Meyerhof in Hospenthal. Er ist ein trotziger Mensch, hat ein böses Maul und erzählt dem Reisenden, der ihm in die Hände fällt, mehr von seinen Abenteuern in der französischen Fremdenlegion in Afrika und seinen Wanderzügen in Amerika, als von der Schweiz, was man doch eher von ihm erwartet. Schreiber dieser Zeilen kam schließlich auf eine sehr unangenehme Weise mit ihm auseinander. Auf den vorher eingeholten Rath seines Brodherrn, ihm für seine Begleitung auf zwei Tage (die zwei Pferde kosteten 80 Francs) vier Francs Trinkgeld zu geben, ging ich deshalb nicht ein, weil ich dem Manne, der beständig seine Noth klagte, ein freundliches Gesicht abgewinnen wollte, und gab ihm das Doppelte, also acht Francs. Aber damit war er noch nicht zufrieden. Er warf das Geld wüthend auf den Tisch, daß es auf die Erde rollte, und schrie so laut, daß die Menschen auf dem Flure draußen zusammenliefen: daß die Deutschen erbärmliche Knicker wären und die Schweizer, die sie führten, könnten stets gewiß sein, von ihnen wie die Hunde behandelt zu werden. Ich gab ihm indessen nicht mehr. Den ganzen Nachmittag aber, so lange er unserer noch bei den Reichenbachfällen ansichtig wurde, schimpfte er hinter uns her und um endlich von ihm befreit zu werden, mußten wir uns in's Haus zurückziehen, da man leider nie auf den Beistand eines Wirthes rechnen kann, die auch zum großen Theil weit mehr für die groben Engländer als die bescheidenen Deutschen schwärmen. Für die Wahrheit dieser Mittheilung bürgt mein Name. Der Verfasser.

sich, um den Wirth aufzusuchen, den er kannte und dem er das eben Gehörte mittheilte.

„Oho," sagte der Wirth, „ich kenne den alten Jacob aus Hospenthal sehr gut. Das ist ein infamer Kerl und sein Gesicht schon könnte es Einem verleiden, mit ihm eine Nacht in den Bergen zuzubringen. Aber ich darf ihm nicht entgegentreten, um ihn mir nicht zum Feinde zu machen. Allerdings ist er von dem Herrn bis Meiringen gedungen, aber wenn er erklärt, daß seine Pferde nicht weiter können, so ist er im Recht. In diesem Fall mögen die Herrschaften hier bleiben, sie sollen es gut bei mir haben. Ich rathe selbst nicht, die steile Wand bei der jetzigen Glätte hinaufzusteigen. Und Ihnen, Herr Marssen, brauche ich das ja kaum zu sagen."

Der Maler nickte beistimmend und ging dann vor die Thür, um — nach dem Gletscher hinaufzublicken. Der Regen hatte wieder etwas nachgelassen, so daß so eben die Mecklenburger ihre Pferde herbeizuführen befahlen. Auf dem Gletscher war nichts zu sehen, die obere Hälfte lag halb im Nebel verborgen, nur die untere glänzte hell und frisch vom eben gefallenen Schnee. Kopfschüttelnd und im Stillen den leichtsinnigen Uebermuth verurtheilend, der die jungen Leute ohne jeden ortskundigen Begleiter bei diesem

Wetter hinaufgetrieben, wandte er sich endlich nach dem Gastzimmer zurück, wo er die Kranke eingeschlummert fand, während ihre Gesellschafterin still neben ihr saß, ihr Gemahl aber ununterbrochen mit dem Franzosen, wie es schien, über wichtige Dinge sprach, mitunter aber nach der Uhr sah, als berechne er die Zeit, in welcher seine Tochter wiederzukommen versprochen hatte.

Die Mecklenburger waren abgeritten, ohne an ihr Versprechen zu denken, mit den lustigen Studenten und Franzosen die Reise bis Interlaken gemeinschaftlich zu machen. Die brummigen Herren aber schienen Alles vergessen zu haben, was sie jemals in ihrem Leben versprochen; grollend und mißmuthig bestiegen sie ihre starken Pferde und munter ging ihnen der Führer voran, um sie noch die Maienwand hinauf und dann wieder hinab nach der gastlichen Grimsel zu bringen.

Im Gastzimmer war durch die Abreise der beiden Herren tiefe Ruhe eingetreten. Die Kranke schlief noch immer fest; der Ungar, seinen Grübeleien nachhängend und eine Cigarre rauchend, saß still am Tisch; die Engländer hatten sich gähnend an einem anderen niedergelassen und die Gruppe am Ofen setzte

immer noch, wiewohl etwas leiser, ihr ernstes Gespräch fort.

Franz Marssen dagegen stand an einem Fenster und blickte durch ein kleines Fernglas nach dem Gletscher hinauf, so weit er ihn von hier aus bestreichen konnte. Da, als er sein Auge, ohne Etwas bemerkt zu haben, nach dem Vorplatze des Hauses zurückwandte, sah er plötzlich, daß einige Leute, wahrscheinlich die Pferdeführer, von der Rhonebrücke her vor dem Hause zusammenliefen und nach derselben Höhe spähten, auf die noch kurz zuvor seine Aufmerksamkeit vergebens gerichtet gewesen war. Er wollte eben hinausgehen und fragen, was es da oben Neues zu schauen gebe, als der Führer des Engländers hastig eintrat und laut meldete, daß ein Mann auf dem Abhang des Gletschers stehe und mit einem Tuche angstvoll herniederwinke. Die auf dem Gletscher befindliche Gesellschaft, fügte er hinzu, hätte sich wahrscheinlich irgend wo fest gelaufen und könne den Weg herunter nicht wiederfinden.

Die Kranke war durch diese Allen unerwartet kommende Mittheilung nicht gestört worden, wohl aber hatten sie die übrigen im Zimmer Anwesenden vernommen. Alles sprang an die Fenster. Die Engländer mit lächelndem Gesicht und schadenfroher Miene; die Franzosen weniger erschrocken als aufgeregt; der

alte Herr mit, an der Wahrheit der Aussage zweifelndem Gesicht, und der Ungar, der die Worte nicht genau verstanden, aus Neugier und weil er die Anderen dasselbe thun sah.

Nicht so Franz Marssen. Die bloße Andeutung der Wahrheit Dessen, was ihm im ahnenden Geiste schon längst als möglich erschienen, hatte genügt, ihn auf der Stelle zu einem diesmal ernstlicheren Handeln zu treiben. Er sah sich nur mit einem raschen, bittenden Blick im Zimmer um und sein Auge fiel sogleich auf die stattliche Gestalt des Führers Mr. Raphael Flail's. Rasch entschlossen, wie er immer war, sagte er zu Letzterem:

„Mein Herr, erlauben Sie mir, daß mich Ihr Führer nach dem Gletscher begleitet? Er ist ein geübter Bergsteiger, ich weiß es, und hier kann Gefahr im Verzuge sein."

Der Führer nickte dem jungen Mann schon beifällig zu, aber der Engländer zog phlegmatisch seine Uhr hervor, sah nach der Zeit und sagte dann kalt:

„Yes, Sir, er kann Sie begleiten, wenn er in zehn Minuten wieder hier ist. Um diese Zeit habe ich meine Abreise festgesetzt."

Franz Marssen blickte den so gefälligen Mann wider Wissen verächtlich in's Gesicht. „Ich danke Ihnen

für Ihren guten Willen, Sir," erwiderte er ruhig, „aber in zehn Minuten ersteigt man keinen Gletscher wie diesen da und noch weniger wieder herab. Adieu denn, es werden sich draußen schon andere hülfreiche Männer finden."

Er sollte sich in diesem Glauben auch nicht getäuscht sehen. Kaum war er vor die Hausthür geeilt, so kamen auf seinen Ruf sogleich drei Männer herbei, unter denen sich der Wirth und einer seiner Hausknechte befand, die alle entschlossen waren, mit ihm zugleich den Verirrten Hülfe zu bringen. Mit größter Hast wurde nun alles Nöthige herbeigeholt, vor allen Dingen einige Seile, zwei Handäxte und eine Leiter, und damit beladen, liefen die vier Männer hastig dem Gletscher zu, den sie, ohne unter sich ein Wort zu wechseln, zu besteigen begannen. Außer diesen vier Männern aber zeigte sich noch der Ungar überaus eifrig, und mit edlem Anstande bot er dem Maler seine Hülfe an.

Einen Augenblick blieb dieser am Fuße des Gletschers stehen, bis wohin ihm der Ungar gefolgt war, und sprach freundlich die Worte zu ihm: „Ihre Hülfe nutzt hier nichts, Herr Baron, haben Sie Dank. Sie verstehen mit einem solchen Eisberge nicht umzugehen und mit Ihren glatten Stiefeln kommen sie keine zehn Schritte weit. Fallen Sie aber in eine Spalte, so

sind Sie verloren. Wir sind der Helfenden genug, vier mit der Gefahr vertraute Männer reichen aus. Auf Wiedersehen, leben Sie wohl!"

Das war der letzte Aufenthalt, der ihn zurückhielt, und seine Worte hatten so viel bewirkt, daß der Ungar in höchster Aufregung am Fuß des Gletschers stehen blieb und den hastig hinaufklimmenden Männern mit glühendem Auge nachsah.

Das Ersteigen des Eisberges geschah nun von den rüstigen Männern in eben so tiefem Schweigen wie mit großer Gewandtheit und Eilfertigkeit. Alle wußten, was und wohin sie wollten, und so war weiter keine Mittheilung nöthig. Die ihnen entgegenstehenden Schwierigkeiten kannten sie ebenfalls, darauf waren sie vorbereitet, aber, ihr Ziel fest im Auge und im Herzen, bebten sie auch vor den größten nicht zurück.

Indessen zeigte sich vor der Hand noch nichts davon. Auf dem Eisberge lag ein leichter Schnee, der die Glätte des darunter liegenden Eises abstumpfte. Die kleinen Spalten waren davon weder erfüllt noch die großen trügerisch überbrückt, und so schritten sie, mit ihren nägelbeschlagenen Stiefeln immer fest und sicher auftretend und mit Bedacht die Spalten überspringend, allmälig behutsam vor, ohne eine Gefahr zu fürchten, aber auch ohne Bangen zu empfinden. Den mit einem

Tuche winkenden Mann behielten sie dabei stets im Auge, obgleich er sich jetzt, da er die Hülfe nahen sah, wahrscheinlich vor Ermüdung auf einen Eisblock niedergelassen hatte. —

Endlich aber hatten sie ihn jenseits einer breiten Spalte, die sie mittelst ihrer Leiter überkletterten, erreicht, und bei ihm beschlossen sie einige Minuten zu rasten, um, während sie ihre keuchende Brust zu Athem kommen ließen, nähere Erkundigungen über das Verbleiben der Uebrigen einzuziehen. Der arme Mann war von Kälte, ungewohnter Anstrengung und Todesangst so erschöpft, daß er anfangs kaum reden und auf die hastig ihm gestellten Fragen keine befriedigende Antwort geben konnte. Allein ein Becher kräftigen Weines, den der in solchen Unfällen erfahrene Wirth in einer Korbflasche mitgenommen, gab ihm bald Kraft und Fähigkeit wieder, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. In gebrochener deutscher Sprache erzählte er ihnen das kühne Unternehmen von Anfang an. Erst sei man ganz munter und guter Dinge auf das Eis gestiegen, und da man fast gar keine Schwierigkeiten gefunden und die kleinen Spalten leicht übersprungen, das Eis auch, Dank der leichten Schneedecke, nicht glatt und schlüpfrig gefunden hatte, sei man rasch in die Höhe geklettert, ohne viel auf den Weg und die

Richtung zu achten, da man geglaubt, daß der Eisberg an allen Stellen gleichmäßig beschaffen sei. Sein gnädiges Fräulein sei ganz guten Muthes gewesen und habe mit den Herren Studenten stets gleichen Schritt gehalten. Allein endlich sei doch eine Stockung in ihrem Vordringen eingetreten. Eine tiefe und breite Spalte habe sich plötzlich aufgethan, und erst nachdem man sie weit umgangen, habe man höher hinauf steigen können.

Nun aber sei der Weg mit jeder Minute bedenklicher geworden. Allein die wunderbare Gestaltung der Eismassen, das köstliche blaue Farbenspiel derselben und das von der Höhe dann und wann sichtbar herabrauschende Wasser habe sie weiter und weiter verlockt, bis sie an den Wasserfall gekommen, der thurmhoch von einem Felsen von Eis herabstürze und sich unten ein tiefes blaues Loch wühle, wie da unten, wo die Rhone aus dem Gewölbe von Eis hervorbraust. Schon lange vor dieser Stelle habe er selbst eigentlich nicht weiter gekonnt, denn die Füße seien ihm ganz starr gewesen und die Zunge habe ihm am Gaumen geklebt. Auch die Studenten hätten umkehren wollen; da aber sei das gnädige Fräulein lachend vorausgegangen, bis sie den Wasserfall zuerst erreicht, den er, der Erzähler, nur von ferne gesehen. Um diese Zeit

etwa habe es hier oben stark zu schneien begonnen und man habe dadurch eigentlich alle Aussicht in die Ferne und auch den Weg verloren, auf dem man heraufgekommen. Da er zu dieser Zeit schon weit hinter den Uebrigen zurückgeblieben sei, habe man ihm zugerufen, umzukehren und wo möglich Hülfe herbeizuholen. Er habe sich auch nach Kräften bemüht, nach dem Hause zu gelangen, allein die Spalte, über die man zu ihm herübergeklettert, habe ihn nicht weiter kommen lassen und so habe er nur mit dem Tuche aus Leibeskräften gewinkt.

„In welcher Richtung sind die vier Personen zuletzt sichtbar gewesen?“ fragte Franz Marssen, der das Ende der Erzählung des langsam Sprechenden nicht schnell genug erwarten konnte.

„In dieser da!“ erwiderte der Mann und deutete mit dem Finger nach Nordosten.

„So beeilt Euch, daß Ihr auf der Leiter über die Spalte kommt, und dann geht ruhig nach Hause, immer geradeaus, Ihr werdet auf diesem Wege keine Schwierigkeit finden.“

Während er noch sprach, leitete er fürsorglich den vor Frost zitternden und unsicher schreitenden Mann über die halsbrecherisch genug den Spalt überbrückende Leiter, dann aber, während dieser, so schnell er konnte,

den Gletscher hinabstieg, verlor man keinen Augenblick, um in der angedeuteten Richtung, wo wirklich der Wasserfall lag, weiter vorzudringen.

Ruhig und fest, willig und rüstig, wie bisher, setzten die vier Männer nun das begonnene Werk fort, und nach manchem kühnen Sprung, nach manchem unbehaglichen Klettern, kamen sie an die Stelle, wo man das donnernde und die menschliche Stimme weit übertönende Rauschen des fallenden Eiswassers zuerst aus der Ferne hört.

Franz Marssen, der ein Jahr früher schon einmal am Fuße desselben gewesen, war mit allen Erscheinungen des blinkenden Eismeeres vertraut, und da er heute einen ganz anderen Zweck vor Augen hatte, als nur die Schönheiten der Natur zu studiren, so achtete er kaum auf die seltsamen Phaenomene, die sich in ganz anderer Gestalt als damals bei jedem Schritt von Neuem seinem Auge darstellten. Allein man sollte diesmal nicht ganz bis zu dem brausenden Falle zu gehen brauchen. Vielleicht nach zehn Minuten schon wurde man auf einer sechszehn Fuß hohen Eiswand, die ihr Herabsteigen gehemmt, der vier kühnen jungen Leute zuerst ansichtig, die ihre Retter schon längst wahrgenommen hatten, deren Rufen aber durch das Getöse des fallenden Wassers in der Nähe ver-

schlungen ward. Auf der Kante der hochaufragenden Wand saß, halb unter ihrem eisgepanzerten Plaid verborgen und wie von Frost und Angst zusammengekauert, die junge Dame. Einige Schritte von ihr entfernt hockten die drei Studenten eng beisammen, wie drei Vögel, die sich nur durch Fliegen von der Höhe retten können und denen die Kälte die Kraft der Schwingen gelähmt hat.

Während die vier Männer unten überlegten, wie man am besten und ohne großen Umweg zu ihnen emporgelangen könne, da die Leiter bei Weitem nicht hinaufreichte, fixirte Franz Marssen scharf die bleichen Gesichtszüge der Studenten. Das Gesicht der jungen Dame konnte er nicht sehen, sie hielt den Kopf niedergebeugt, als schlummere sie. In den Zügen jener aber sah er Schaam und Angst um den Vorrang streiten; Schaam, daß sie so thöricht gewesen, ohne Führer, ihrer unzulänglichen Kraft vertrauend, so hoch zu steigen, und Angst, daß es nicht gelingen werde, sie so bald wieder in wirthlichere Regionen des festen Landes zurückzubringen.

Aber da nahte ihnen schon die Erlösung. Mit mächtigen Hieben, daß rings die Funken sprühten, schlug man vermittelst der Aexte Löcher in die steile blauglitzernde Eiswand, und indem man auf diese

Weise Stufen bildete, gelangten zwei von den Helfern, Franz Marssen und der Wirth, endlich zu den erschöpften Bergsteigern, die vor unaussprechlicher Rührung kaum im Stande waren, ihren herzlichsten Dank zu stammeln. Während aber der Wirth den Studenten einen Becher Wein reichte, hatte sich Franz Marssen zu der jungen Dame begeben und, da sie noch immer den Kopf gesenkt hielt, sagte er, sie fest am Arme fassend, mit fast athemloser und eigenthümlich bewegter Stimme:

„Mein Fräulein, schlafen Sie oder können Sie sich nicht erheben?"

Der erste seltsame Blick, der jetzt sein Auge traf, nachdem das kühne Mädchen langsam den Kopf erhoben hatte, sollte ihm lange nicht aus dem Gedächtniß kommen. Ihr brennendes Feuerauge bewahrte zwar noch immer seinen warmen Strahl, aber derselbe war, vielleicht in Folge des erbleichten Gesichts, viel milder geworden. Dennoch lag eine Art Vorwurf darin, als ob es ihr schwer werde, ihre Schwäche einzugestehen oder die Hülfsleistung, die man ihr bot, anzunehmen, und erst allmälig nahm es einen mehr verschämten und forschenden Ausdruck an, als wolle es prüfen, ob auch kein Triumph über ihre Niederlage in dem Antlitz Dessen liege, der ihr in diesem

peinlichen Augenblick die erste Hülfe brachte. Als sie sich aber vergewissert zu haben schien, daß Franz Marssen's Gesicht keine Spur dieses Triumphes enthalte, beantwortete sie seine Frage mit leiser und vor Frost bebender Stimme, indem sie sagte:

„Ich werde aufstehen, sogleich, aber geben Sie mir auch Wein, denn ich fühle mich im Innern wie erstarrt."

Nachdem nun auch sie hastig einen vollen Becher Wein geleert, begann man ohne Zeitverlust und ohne weitere Erklärung den Rückweg dadurch einzuleiten, daß man zuerst einen Studenten an ein Seil band und ihn von der Eiswand hinabließ. Halb von oben gehalten und kletternd, halb von den unten stehenden Männern getragen, gelangte er sicher auf den Boden, auf dem diese selbst standen. Ohne einen Menschen anzusehen, ohne ein einziges Wort zu äußern, ließ nun auch die junge Dame sich auf ähnliche Weise behandeln, und als sie erst sicher geborgen, folgten ihr die beiden andern Studenten und zuletzt die Hülfeleistenden selbst nach.

Jetzt begann das Herabsteigen, das in Anbetracht der halb erfrorenen Gliedmaßen der Verirrten rasch genug ging, und von den kräftigen Armen ihrer Retter geleitet, kamen sie bald tiefer hinab, kletterten,

nachdem sich die natürliche Wärme in ihren Gelenken wiederhergestellt, leidlich geschickt über die Eisspalten auf der Leiter fort und gelangten endlich auf festen Boden, wo sie sämmtliche Reisende, die noch in dem Hôtel weilten, außer der Kranken und deren Gesellschafterin, versammelt fanden, welche sie als dem Leben Wiedergegebene mehr oder minder herzlich zu begrüßen herbeigeeilt waren. Ehe aber die von allen Seiten hervorsprudelnden Fragen beantwortet werden konnten, hatte sich Franz Marssen, nur von dem Ungar begleitet, der ihm tausend Dankesworte sagte, als sei er persönlich dabei betheiligt, bei Seite begeben und Niemand war unter den Geretteten und ihren Verwandten, der sich im ersten Augenblick des jungen Mannes erinnerte, dem man zumeist die schnellen Maßregeln zur Herabholung der in die Irre gerathenen Bergsteiger verdankte.

Während die drei Studenten von ihren glücklich überstandenen Strapazen sich bei einem warmen Glase Punsch bald erholten und dann, um dem Orte ihrer moralischen Niederlage so schnell wie möglich den Rücken zu kehren, sich still entfernten und mühsam die morastige Maienwand hinaufkeuchten, ging unter den im Gastzimmer Zurückbleibenden eine ziemlich lebhafte

Scene vor. Im Kreise um die junge Dame her, die sich auf das Sopha am Feuer neben ihrer Mutter niedergelassen, wo man ihr von allen Seiten wärmende Stärkungsmittel bot, hatten sich sowohl ihr Vater wie die Franzosen, der Ungar und der Wirth gruppirt und es wurde das eben überstandene Abenteuer von allen Seiten besprochen, obwohl die Hauptperson desselben am wenigsten zu einer zusammenhängenden Mittheilung geneigt schien. Die Mutter, die sonst an Außendingen so wenig Theil nahm, war dadurch ganz aus ihrer Apathie aufgerüttelt und in einen endlosen Thränenstrom ausgebrochen, der sich zuletzt in wehmüthige Klagen über ihre augenblicklich so traurige Lage auflöste. Sie fühle sich so übermäßig angegriffen, sagte sie ihrem Mann, daß sie unmöglich noch an diesem Tage die Reise fortsetzen könne, und wenn man ihr nicht das Leben nehmen wolle, müsse man ihr vor allen Dingen ein warmes Bett und die zum Schlaf nöthige Ruhe gönnen.

Die Tochter verhielt sich während dieser Aeußerungen still und blickte, wie in düstere Träume versunken, in das hell aufflackernde Feuer. Vielleicht war sie angegriffener und müder, als ihr stolzer Geist eingestehen wollte, vielleicht auch mochte sie der klagenden Mutter nicht widerstreben und überließ sich geduldig dem

Ausspruch ihres Vaters, der seine Willensmeinung noch immer nicht kund gethan hatte und überhaupt noch keinen festen Entschluß gefaßt zu haben schien. Nach seiner Miene und sichtbaren Theilnahme zu urtheilen, ging ihm das überstandene Leid der blühenden Tochter bei Weitem nicht so nahe, wie das fast leidenschaftliche Gewimmer seiner Frau, und eben wollte er an den Wirth eine Frage über die Weite und Schwierigkeit des Weges nach der Grimsel richten, als die Thür aufging und Jacob, sein bisheriger Führer, hereintrat und in seinem unheimlichen Gesicht die Spuren einer großen Aufregung wahrnehmen ließ, die man zum Theil dem reichlichen Genuß spirituöser Getränke zuschreiben konnte.

Ohne sich mit einer sein Betragen mildernden Einleitung zu befassen, erklärte er dem Fremden kurz und bündig, daß er entschlossen sei, bei dem wieder ausgebrochenen Regen mit seinen Pferden keinen Schritt weiterzuziehen und daß er seinen Contract für gelöst betrachte, wenn der Herr ihm nicht eine Nacht Ruhe gönne.

Die ungestüm vorgebrachte Rede war nicht dazu angethan, die von Natur schon heftige Gemüthsart des Fremden zu besänftigen, und ohne in der ersten, schnell auflodernden Zornesgluth zu bedenken, wie er

am nächsten Tage seine Reise fortsetzen sollte, wandte er sich mit herrischen Worten an den brutalen Pferdetreiber und sagte in strengem Tone:

„Höre, mein Freund, was ich Dir sagen will. Erspare Dir jedes weitere Gewäsch und befreie mich so bald wie möglich von Deiner lästigen Gegenwart. Hier hast Du Deinen Lohn für diesen Tag und damit sind wir abgefunden. Jetzt schnüre Dein Bündel und laß Dich nicht wieder vor mir blicken.“

Jacob nahm die ihm dargebotenen Goldstücke, besah sie mit verächtlichem Blick und überschlug die Summe, die für seine Person davon abfiel. Obwohl er nicht ganz damit zufrieden war, hielt er es doch für das Beste, den unangenehmen Handel kurz abzubrechen, und mit einer grinsenden Grimasse gegen den Fremden, warf er seinen Hut auf den Kopf und verließ, ohne ein Wort des Abschieds zu sprechen, mit dröhnenden Schritten das Zimmer. Gleich nach ihm begaben sich die Damen in ihre Schlafgemächer, die der Wirth ihnen schnell anwies, und nachdem auch die Franzosen und der Ungar sich reisefertig gemacht, Abschied genommen und dabei die Hoffnung ausgesprochen hatten, sich bald auf der Grimsel oder in Interlaken wiederzusehen, ging der allein zurückgebliebene Fremde hastig im Zimmer auf und nieder,

und auf seinen sprechenden Gesichtszügen konnte man deutlich genug den Gedanken lesen, den die Mecklenburger so oft ausgesprochen: daß das Reisen unter Umständen wahrhaftig kein großes Vergnügen sei.

Unterdessen war es in wie außer dem Hause still geworden. Alle Reisenden, die an diesem Tage noch weiter wollten, hatten es verlassen. Im Gastzimmer war der fremde Herr allein zurückgeblieben und ging noch immer mit zornigem Gesichtsausdruck darin auf und nieder. Endlich jedoch wurde sein heftiger Gang gehemmt, denn abermals trat der Wirth und mit ihm Franz Marssen ein, der das Zimmer vermieden, so lange die Damen und die anderen Fremden sich darin aufgehalten hatten.

Sobald der Fremde des jungen hochherzigen Mannes ansichtig wurde, blieb er stehen; ohne ihm indeß einen Schritt entgegenzuthun, wartete er ruhig das Näherkommen desselben ab. Als der Maler ihm aber so nahe getreten war, daß er ihn nicht länger unbemerkt lassen konnte, richtete er sein funkelndes Auge auf ihn und sagte mit einer Stimme, die unter den obwaltenden Umständen wohl etwas weicher und freundlicher hätte sein können:

„Mein Herr, es ist mir lieb, daß ich Sie endlich sehe. Wie ich höre, haben Sie meiner Tochter einen

Dienst erwiesen, den ich lobend und dankend anerkennen muß. Aber Sie sind an den unrechten Mann gekommen, wenn Sie glauben, daß ich diesen Dank mit hochtrabenden Worten und quellenden Augen aussprechen werde. Nein, das verstehe ich nicht, und wenn ich Ihnen sage, ich danke Ihnen, so ist damit Alles gesagt. — Nun aber geben Sie Beide mir einen Rath," fuhr er fort, indem er sich dabei halb an den in der Nähe stehenden Wirth wandte, „was ich ferner beginnen, und wie ich morgen früh, so lange will und kann ich nur bleiben, von hier fortkommen soll."

Der Maler war durch diesen, mindestens gesagt, eigenthümlichen Dank, der nicht einmal mit einem Händedruck verbunden, vielmehr mit der Miene eines Königs gesprochen war, der ihm eine Gnade erwies, keineswegs verwundert, noch viel weniger gedemüthigt. Er war zu stolz und hochherzig, um einen wärmeren Dank von dem schroffen Manne zu begehren, der vom ersten Augenblick an keine hohen Erwartungen bezüglich seiner Umgänglichkeit in ihm angeregt hatte. Nur blitzschnell flog ein stilles Lächeln um seine Lippen, als er mit leichter Verbeugung ruhig antwortete:

„Natürlich, mein Herr, müssen Sie Pferde haben, um mit Ihren Damen über die Berge nach Meiringen

zu kommen. — Haben Sie keine im Hause, Herr Seiler?“ wandte er sich an den still dabei stehenden Wirth.

„O ja, Herr,“ erwiderte dieser, „ich habe sie wohl, aber es sind nur zwei, die ich in einem Nothfall, wie der vorliegende ist, verleihen darf. Beide stehen dem Herrn da zu Diensten und wird er auf der Grinisel leicht Gelegenheit finden, sich mehrere zu verschaffen, um in die Ebene zu gelangen.“

„Zwei Pferde!“ sagte der Fremde nachsinnend. „Das ist wenig für uns fünf Personen, allein im Nothfalle könnte eine oder die andere meiner Damen zu Fuße gehen. Ich entschließe mich gern dazu. Die Sache will jedoch überlegt sein.“

„Es giebt hier keine Ueberlegung, mein Herr,“ entgegnete der Wirth höflich, „ich glaube vielmehr, Sie werden in Ihrem Fall diesmal aus der Noth eine Tugend machen müssen.“

Während dieses Gespräch stattfand, hatte Franz Marssen halb bei Seite gestanden und im Stillen einen Gedanken verarbeitet, der ihm plötzlich aufgestiegen war. Wie es ihm selbst vorkam, war er einmal an diesem Tage zu Handlungen und Unternehmungen verurtheilt, die er nicht im Geringsten vorausgesehen, und, sich aus irgend einem ihm unklaren

Beweggrunde schnell entschließend, sagte er freundlich, indem er dem Fremden wieder näher trat:

„Mein Herr, vielleicht bin ich in der Lage, Sie aus der Verlegenheit zu ziehen, in der Sie sich in der That befinden. Wenn Sie mein Anerbieten annehmen, sollen Sie außer den beiden Pferden des Wirthes hier drei andere auf der Grimsel finden, die ich Ihnen zu stellen im Stande bin, indessen geht das so rasch nicht und Sie werden sich mindestens zwei Tage in den Bergen zu gedulden haben."

„Auf der Grimsel?" fragte der Fremde zurück, der auch für dieses freundliche Anerbieten kein Wort des Dankes zu finden schien. „Zwei Tage? Kann man es zwei Tage dort aushalten?"

„Wenn man muß, ganz gewiß; überdies glaube ich, daß Ihrer Frau Gemahlin eine so lange Ruhe höchst dienlich sein wird."

„Ach, ja, Sie haben Recht. Daran habe ich eben nicht gedacht. Gut, ich nehme Ihr Anerbieten an. Verschaffen Sie mir drei Pferde auf der Grimsel und das Uebrige wird sich finden. Uebrigens danke ich Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, mir zu dienen, noch einmal."

Er grüßte etwas gezwungen und entfernte sich, um zu seiner Gemahlin zu gehen und ihr das neue

Abkommen mitzutheilen. Als er fort war, sagte der Wirth lächelnd zu dem Maler:

„Das ist ein seltsamer Kauz, Herr Marssen, meinen Sie nicht auch? Wo mag der wohl seine guten Manieren gelernt haben! Na ja, in Petersburg oder Moskau mag das freilich eine feine Sitte sein!“

„In Petersburg oder Moskau? Wie meinen Sie das? Halten Sie ihn für einen Russen?“

„Für nichts Anderes; für einen Russen, der eine Engländerin oder Schottin geheirathet hat, und dergleichen Leute habe ich schon öfters kennen gelernt.“

Franz Marssen stand nachsinnend und mit einer Miene da, als bezweifle er noch des Wirthes Ansicht. Dieser aber unterbrach ihn wieder und fragte: „Aber wo wollen Sie die Pferde auf der Grimsel hernehmen? Es wäre ein reiner Zufall, wenn Sie drei freie Pferde drüben fänden.“

Franz Marssen lächelte fast heiter. „Das ist meine Sache, lieber Seiler,“ sagte er. „Geben Sie mir nur einen Briefbogen und Tinte, und dann haben Sie vielleicht die Güte, mir einen Boten zu leihen, den ich zu meinem Vater nach Interlaken schicken kann.“

Herrn Seiler ging so zu sagen ein Licht auf. „Ah,“ rief er, „jetzt begreife ich Sie. Nun, das ist kein kleiner und leichter Dienst, den Sie dem Russen

erweisen, aber ich glaube kaum, daß er Ihnen so danken wird, wie Sie es sich vielleicht vorstellen."

„Ich begehre seinen Dank nicht, mein lieber Seiler, ach nein. An der freundlichen Miene dieses Mannes ist mir sehr wenig gelegen. Aber wie, kann ich den Boten erhalten?"

„Gern; mein zweiter Hausknecht wird den Gang unternehmen, sobald Ihr Brief geschrieben ist."

„Ist der Mann sicher, so daß ich ihm auch meine großen Skizzenblätter, die mich bei der Fußwanderung in dem schlechten Wetter geniren, anvertrauen kann?"

„So sicher wie ich selbst."

„So lassen Sie ihn sich fertig machen — und nun geben Sie mir Papier, Feder und Tinte."

Der Brief, den Franz Marssen jetzt schrieb, ist uns bekannt. Eine halbe Stunde später war auch der Bote zur Reise gerüstet und versprach, sowohl sich möglichst zu beeilen, um zeitig wieder mit den Pferden auf der Grimsel zu sein, als auch für die ihm wohlverpackt übergebene Skizzenmappe Sorge zu tragen.

Unterdessen war der Abend allmälig herangekommen, und wenn sich auch noch lange nicht nächtliche Dunkelheit niedersenkte, so verdüsterten doch die drohenden Wolken, die noch immer den Himmel bedeckten

und einen feinen Regen herabsandten, das scheidende Tageslicht und in dem Gastzimmer wurde es so dunkel, daß der Wirth die Läden schließen und Licht hereinbringen ließ.

Franz Marssen saß allein am Tisch und las eine am Morgen angekommene Zeitung. Ab und zu trat der Wirth ein und richtete einige Fragen an den jungen Mann. Sonst herrschte ringsum die tiefste Stille und nur das ununterbrochene wilde Rauschen der Rhone, die gleichsam froh schien, ihrer engen Haft auf dem kalten Gletscher entronnen zu sein und mit übereiltem Jugendmuth den wärmeren Regionen im Thale zuströmen zu können, ließ sich vernehmen, wenn man sein Ohr nach Außen hinwandte.

Doch es wurde später und die Stunde des Nachtessens war gekommen. Franz Marssen glaubte schon, sein Mahl allein einnehmen zu müssen, als die Thür aufging und der unbekannte Fremde hereintrat. Als er sich dem einsamen Künstler näherte, grüßte er ihn mit gravitätischem Kopfnicken und setzte sich ihm dann schweigend gegenüber, gab aber seine Neigung, nicht zu reden, dadurch zu erkennen, daß er sogleich die Zeitung ergriff, die der Maler so eben hingelegt, und die er kaum so lange aus den Händen ließ, als er dieselben zur Handhabung der Messer und Gabeln beim Essen gebrauchte.

Obwohl unser junger Freund dies Benehmen etwas auffallend fand, so war er doch schon so sehr an das abstoßende Wesen dieses Mannes gewöhnt, daß er sich im Stillen nicht im Mindesten darüber beklagte, vielmehr benutzte er die Gelegenheit, die eisernen Züge und Linien zu studiren, die sein trotziges, kaltes und stolzes Gesicht in so ungewöhnlicher Fülle aufzuweisen hatte.

„Ja," sagte endlich der in der Deutung menschlicher Physiognomien wohlbewanderte Maler, „Herr Seiler kann Recht haben, wenn er diesen Mann für einen Russen hält. Etwas Tartarisches, Asiatisches liegt in dem geheimnißvollen Blitzen seines dunklen Auges, obgleich der Schnitt desselben weit davon abweicht. Jedenfalls prägt sich Character, ein fester Wille und eine zähe Energie darin aus, und um ihm nicht zu viel zu thun, will ich mir selbst kein Urtheil über ihn ablegen, als bis ich tiefer und klarer in sein Wesen geschaut."

Der Gedankengang des Malers wurde durch einen lauten Seufzer unterbrochen, den der Fremde, als er endlich die Zeitung weglegte, hören ließ, und da sich zufällig bei dieser Gelegenheit die Augen der beiden Männer begegneten, so konnte Ersterer nicht umhin, eine Frage an den düsterblickenden Fremden zu richten, die diesen aus seinem Schweigen wecken mußte. „Wie

befindet sich Ihre Frau Gemahlin?“ fragte er. „Hat sie Wärme und Behaglichkeit in ihrem Zimmer gefunden?“

Der Fremde verzog seinen Mund zu einem schmerzlichen Lächeln, das jedoch augenblicklich wieder verschwand, seufzte noch einmal und erwiderte mit viel weicherem Tone, als er ihn früher hatte vernehmen lassen: „Sie fühlt sich gut gebettet, ja, und ich bin sehr zufrieden, daß sie wenigstens vor der Hand unter Obdach ist. Zwar fiebert sie ein wenig, doch das thut sie immer, wenn sie einer Anstrengung unterworfen gewesen ist. Ach, diese Frauen, wieviel Sorgen machen sie den Männern, wenn sie so schwach und gebrechlich sind, wo sie der Kraft und Gesundheit gerade am meisten bedürften! — Doch nun gute Nacht, mein Herr, hoffentlich werden wir morgen besseres Wetter haben.“

Der Fremde stand auf und verließ das Zimmer, wahrscheinlich vor der Zeit von Herrn Seiler aufgescheucht, der ihm, während er sprach, das Fremdenbuch vorgelegt und mit einer stummen Geberde zum Einschreiben seines Namens Gelegenheit geboten hatte. Allein der Fremde warf nur einen gleichgültigen Blick auf das Buch, wies es mit der Hand abwehrend zurück, als wollte er sagen: „das liebe ich nicht,“ und fuhr ruhig in seiner Rede fort, bis er zuletzt den Nachtgruß ausgesprochen.

Der Wirth folgte dem Abgehenden mit einem Lichte und Franz Marssen war wieder allein und ungestört seinem Nachdenken überlassen. Eben hatte er die noch nicht ausgelesene Zeitung wieder ergriffen, um darin weiter fortzufahren, als der Wirth wieder hereinkam und lächelnd sagte:

„Der Herr bewahrt mit Ernst und Entschlossenheit sein Incognito. Meinetwegen, das kommt bei uns öfter vor. Daß er aber ein Russe ist, glaube ich um so eher, da eine seiner Reisetaschen, die der Diener vorher auf sein Zimmer trug, stark nach Juchten roch. Der Mensch ist auch gut dressirt und hat auf alle Fragen, die man an ihn richtet, nie die Antwort, die man von ihm hören will. Es giebt doch närrische Leute auf der Welt!"

„Wie ist das Wetter?" warf Franz Marssen hin, der kaum gehört, was der Wirth über den Fremden gesagt.

„Ah, das Wetter, Herr Marssen, ist gut geworden. Wenn es nur so bleibt, bis die Herrschaften in Meiringen sind — aber ich glaube es kaum."

Franz Marssen hatte sich schon erhoben und war in's Freie getreten. Er war erstaunt, alle Wolken von einem frischen Winde weggeblasen und den blauen Himmel bis in unendliche Fernen mit goldig funkelnden

Sternen besäet zu finden. Dieses Schauspiel, immer groß, erhaben und verlockend für den Freund einer schönen Natur, wirkte belebend und erfrischend auf die Seele des jungen Mannes, und wohl eine Stunde lang ging er dicht vor dem Gletscher auf und nieder, sandte seine Blicke bald nach dem strahlenden Himmelsgewölbe, bald nach den bleichen Schneefeldern des gigantisch sich vor ihm aufthürmenden Gletschers empor und sagte dabei zu sich:

„Großer, allmächtiger Gott! Was für herrliche Schauspiele hast Du uns auf dieser Welt entrollt und welch' unbegreiflicher und unsagbarer Segen liegt in dem wohlorganisirten Auge des Menschen! O, ich empfinde es alle Tage lebhafter und dankbarer, was Du gerade mir durch mein Auge gegeben hast. Aber wie seltsam hast Du meine Schritte nach der Heimat gelenkt! Habe ich wohl gestern geglaubt, daß ich die heutige Nacht in dieser Einsamkeit verbringen und daß die kalte Rhone mir ihr schauriges Nachtllied singen würde? Ach nein, und wie wird der Morgen und der Tag beschaffen sein, die auf diese Nacht folgen? Hinter diesen Vorhang freilich reicht mein Auge nicht und es giebt also doch eine Begränzung für den Sinn, den ich schon so oft den göttlichsten des Menschen genannt und so eben noch als einen unbegränzten gepriesen habe!“

Langsam und in tiefe Gedanken versunken, wandelte Franz nach diesem Selbstgespräch, das gewissermaßen sein Nachtgebet war, noch eine Weile auf dem steinigen Boden auf und ab, dann aber schien das monotone Gebrause der Rhone und das ferne Wassergeriesel im Innern des Gletschers selbst einschläfernd auf ihn zu wirken, und er ging langsam dem öden Hause jenseit der Brücke zu, um auch für sich ein warmes Bett zu suchen, das ihm um so wünschenswerther erschien, als sich in den letzten Stunden eine fühlbare Kälte vom Eisberge her über das Thal verbreitet hatte.

Fünftes Kapitel.

Unterwegs.

Der sternenklaren Nacht war ein sonnenheller frischer Morgen gefolgt. Aber wie die strahlende Jugend des Menschen in ihrem zu frühen Glanze oft ein heiteres Alter verspricht und ihr Versprechen so wenig hält, so täuscht oft ein zu glühendes Morgenroth die Hoffnung der Betheiligten und der Tag und Abend hält selten in seiner begonnenen Schönheit aus.

Franz Marssen war durch dieses glühende Morgenroth früh aus festem Schlafe geweckt worden und rasch kleidete er sich an, um den goldenen Strahl zu benutzen und die frischen Sonnenlichter in den Eisspalten des Rhonegletschers spielen und flimmern zu sehen. So sah man ihn schon lange vor dem Frühstück, ein kleines Skizzenbuch an einem Riemen um die Schultern gehängt und auf seinen Alpstock gestützt,

der glitzernden Höhe zueilen, und fast zwei Stunden lang weidete er sein Auge an den wunderbaren Gestaltungeu und Farbentönen der Eismassen oder ließ seinen Bleistift rasch über das glatte Papier fahren, um einige Puncte zu fixiren, von denen er gern eine sichtbare Erinnerung behalten wollte.

Als er etwa gegen acht Uhr in das Gastzimmer des Wirthshauses zurückkehrte, fand er den fremden Herrn am Tische mit Briefschreiben beschäftigt, und zwar so eifrig, daß er kaum den Eintritt des jungen Mannes bemerkte und, ohne sich stören zu lassen, nur flüchtig und ohne ein Wort zu sprechen, seinen Gruß erwiderte.

Franz Marssen ließ sich in möglichster Entfernung von ihm an einem Seitentische nieder und nahm mit dem besten Appetit sein erstes Frühstück ein. Auch dem fleißigen Briefschreiber wurde ein ähnliches gebracht, aber er rührte sich nicht von der Stelle und wohl eine Stunde lang arbeitete er ämsig fort, so daß der aufmerksame Wirth ihm unterdeß den Kaffee auf ein heißes Kohlenbecken stellen ließ.

Endlich jedoch war er fertig. Er faltete seinen Brief, siegelte und adressirte ihn, worauf er ihn sorgfältig in einer Brieftasche verwahrte. Dann erst erhob er sich von seinem Platze, grüßte den jungen Mann,

den er jetzt erst zu bemerken schien, kühl aus der Ferne und nahm endlich den Stuhl vor dem Frühstück ein, dem er nun langsam und wie ein Mensch zusprach, dem seine Gedanken weit über den leiblichen Genuß und die Befriedigung seines Appetits gehen.

Er würde wahrscheinlich so bald noch kein Wort mit dem im Zimmer Anwesenden gesprochen haben, wäre nicht während seines Essens und Trinkens der Wirth mit lächelnder Miene hereingetreten, um die angenehme Meldung zu bringen, daß so eben ein Mann von Hospenthal her mit drei Pferden gekommen sei, die schon vor mehreren Tagen bestellt worden, um eine Gesellschaft von der Grimsel nach dem Urseren Thal zu tragen. „Da haben Sie nun, was Sie wünschen,“ sagte er freundlich zu dem Fremden. „Es sind gute Pferde, und auch ihr Führer, der mir bekannt ist, ist ein Mann, dem Sie besseres Vertrauen als dem alten Jacob schenken können.“

Der Fremde erhob sich von seinem Stuhle, dehnte seine breite Brust tief athmend aus, als sei ihm ein Stein von derselben gewälzt, und sagte, indem er jetzt erst dem aus der Ferne ihn beobachtenden Maler zunickte: „Das ist gut. Wird er uns auch mitnehmen wollen?“

„Wenn Ihre Frau Gemahlin in anderthalb Stun-

den zu der Reise fertig ist, so wird er Sie sehr gern mitnehmen."

„Das ist noch besser, ja, gewiß. Sagen Sie ihm, daß wir in anderthalb Stunden gerüstet sein werden und daß ich bereit bin, ihm seine Gefälligkeit zu vergüten." Als der Wirth darauf sogleich hinausging, um die Bestellung auszurichten, wandte sich der Redende zu Franz Marssen und sagte: „Was meinen Sie, mein Herr, wird uns das Wetter eben so begünstigen, wie dieser Zufall es thut?"

Franz Marssen wandte den Blick nach dem Fenster und schaute über den funkelnden Gletscher hin, über den eben die höher gestiegene Morgensonne ihre goldenen Strahlen überreichlich ausstreute, und versetzte: „Es ist mir nicht angenehm, Ihnen Ihre Frage nicht vollkommen bejahend beantworten zu können; aber wenn die Sonne am frühen Morgen so blitzend hell in die Eisgrotten scheint, ermüdet sie leicht in ihrer Thätigkeit und nur zu bald tauchen Nebel aus den Gründen auf, die ihr Angesicht verschleiern. Es liegt zu viel Feuchtigkeit auf dem Boden, als daß die Wärme nicht bald verflüchtigend darauf wirken sollte."

„Oho! Aendert sich das Wetter in den Bergen so schnell?"

„Man kann nie mit Sicherheit vorhersagen, wie es eine Stunde später sich gestalten wird.“

„Das ist freilich schlimm. Aber wir haben ja nur, wie ich höre, zwei Stunden von hier bis zur Grimsel?“

„In diesen zwei Stunden aber muß ein für Ihre Damen beschwerlicher Weg zurückgelegt werden und wir übersteigen einen beinahe siebentausend Fuß hoch gelegenen Paß, der Deutschland und Italien verbindet und von dem man behauptet, daß er, wie er die Wasserscheide des Rheins und der Rhone bildet, auch oft eine Wetterscheide ist, der man nie auf die Länge trauen darf und die sich stets mehr zum Schlimmen als zum Guten neigt.“

„Was Sie da sagen, erfreut mich nicht; aber Sie sehen vielleicht zu schwarz. Ich kann mir nicht denken, daß mich diese Sonne da oben heute betrügen wird.“

„Darin stimme ich Ihnen bei: die Sonne betrügt Sie nicht, aber die Nebel, die sie verdüstern, sind die Störenfriede. Indessen kann ich mich irren, und Ihretwegen will ich wünschen, daß es so ist.“

Der Herr bewegte stolz seinen Kopf, als wünsche er das auch, und begab sich hinaus, um seine Familie anzutreiben, daß sie sich zu dem Ritt fertig mache. Als er nach einer Viertelstunde wieder hereinkam, sagte

er zu dem seine Skizzen durchsehenden Maler, wobei er that, als bemerke er dessen Beschäftigung gar nicht: „In einer Stunde werden meine Damen fertig sein, und mit dem neuen Pferdeführer habe ich gesprochen. Wir sind einig. Aber wie, treten Sie diesmal Ihre Reise mit uns zugleich an?“

„Wenn Sie es erlauben, ja; wo nicht, so werde ich mich beeilen, Sie auf der Grimsel zur rechten Zeit zu treffen, um Ihnen die Pferde zu überweisen, die ich Ihnen zu stellen versprochen habe.“

„Das können Sie halten, wie Sie wollen, ich lege Niemanden einen Zwang auf.“

Nach diesen Worten senkte er seinen Kopf auf die Brust, schlug die Arme davor zusammen und schritt nachdenklich im Zimmer hin und her, ohne sich im Geringsten mehr um die Anwesenheit des jungen Mannes zu bekümmern.

Dieser, dem es peinlich wurde, in der Gesellschaft eines so einsylbigen und unheimlichen Mannes länger zu weilen, als durchaus nöthig war, verließ das Zimmer, ging auf den hölzernen Steg, der über die Rhone führt, und sah hier lange dem Spiel der schäumenden, große Eisstücke treibenden Wellen zu. Erst nach einer Stunde etwa kam er zurück und als er in das Gastzimmer trat, fand er die Damen am Früh-

stücksstisch, die sämmtlich mit Appetit aßen und sich wohl zu befinden schienen. Franz Marssen verbeugte sich höflich, da aber Niemand seinen Blick mit der Miene zu ihm erhob, als erwarte man eine Frage von ihm, so verhielt er sich still und machte sich reisefertig, indem er seinen wasserdichten Mantelkragen fest zusammenschnürte und auf sein Ränzel band, in das er schon vorher sein Skizzenbuch gesteckt hatte. Nach einiger Zeit aber kam der Wirth mit den Rechnungen herein, empfing seine Zahlung von beiden Parteien und fügte dann mit einer dankenden Verneigung hinzu, daß die Pferde bereit ständen und daß man die Reise antreten könne.

„Und wie macht sich das Wetter?" fragte der fremde Herr mit einer griesgrämigen Miene.

Der Wirth zuckte die Achseln, und dazu hatte er allerdings Grund, denn die Sonne war bereits nicht mehr sichtbar, die vorher so glänzenden Spitzen des Rhonegletschers hatten sich in eine dichte Nebelkappe gehüllt und von der grünen Wiese an der Rhone stieg ein weißlicher Dunst in zerrissenen Flocken auf, die offenbar ein drohendes Ansehen boten.

Sobald Franz Marssen auch die Damen sich fertig machen sah, verließ er das Zimmer und setzte sich, vollkommen zum Marsch gerüstet, vor der Thür auf eine

Bank, um den Abritt aus nächster Nähe zu beobachten und sich dann gemächlich dem langsam vorrückenden Zuge anzuschließen.

Dieser setzte sich nun folgendermaßen in Bewegung. Voran ging der so glücklich zur rechten Zeit eingetroffene Führer mit einem stämmigen Pferde, welches die kränkliche Dame sicher genug trug. Hinter ihr ritt ihr Mann auf dem besten Pferde des Wirths. Ihm folgte die Gesellschafterin seiner Frau, dann die junge Dame, die, ihr großes Plaid über den Sattelknopf gelegt, in ihrem schönen Costüm herrlich zu Pferde saß, und hinter ihr auf dem zweiten Pferde des Wirths der Diener der Herrschaft. Der Junge, der die hierher gehörigen Pferde begleiten und zurückführen sollte, wenn sie nicht mehr gebraucht würden, trottete oder sprang lustig bald vor, bald hinter dem Zuge her, wie der schmale Weg es ihm erlaubte, und zwanzig Schritt hinter dem Diener endlich ging Franz Marssen, nachdem er dem lächelnden Herrn Seiler herzlich die Hand geschüttelt hatte.

Vom Hofe des Wirthshauses am Rhonegletscher zieht sich bekanntlich der Weg nach der Grimsel gleich eine steile Höhe hinauf, die allmälig zur Maienwand führt, welche zunächst überwunden werden muß. Es ist immer ein saures Stück Arbeit, diese fünfzehnhundert

Fuß hohe Wand auf dem schmalen, ausgetretenen Zickzackpfade zu erklettern, selbst wenn das Wetter günstig und der Weg trocken ist. Da mag der Reisende wohl sein Vergnügen haben, wenn er um sich her die glühenden Alpenrosenbüsche und die anderen reizenden Blumen betrachtet, welche durch ihre Fülle und Mannigfaltigkeit diesem steilen Bergabhange seinen lieblichen Namen gegeben haben, und wenn er höher hinaufrückt, belohnt ihn bei klarem Horizont gewiß der Blick auf das felsenreiche Wallis, auf die funkelnden Gletscher der Rhone und der Gries, und andere hervorragende Puncte, die sich malerisch im nächsten Umkreise gruppiren. Allein wenn finsterer Nebel die Höhen und Tiefen verschleiert, wenn gar Regen oder Schnee, wie so oft selbst mitten im Juli, die düstere Atmosphäre erfüllt und dann die keuchenden Pferde, denen oft das Blut vor Anstrengung aus der Nase tropft, mühsam sich den steilen Berg mit ihrer Last hinaufschleppen, dann ist der Weg nicht angenehm und man dankt Gott, wenn man auf die Höhe gelangt ist und sich in der ebeneren, wenngleich wilden Steinöde befindet, die den Paß bildet, welcher die Gotthardtstraße mit dem Berner Oberlande verbindet.

Ob dieser Tag nun ein angenehmer oder unangenehmer werden sollte, war den fremden Reisenden

noch nicht ganz klar, nur der Führer und Franz Marssen wußten es bereits bestimmt, daß sich ihnen keine Fernsicht auf dem ganzen Wege bieten und daß es oben auf der Höhe sogar schlechtes Wetter geben würde. Allein die Grimsel mußte erreicht werden und so fügte sich unser Freund in das Unheil und schritt, um sich nicht übermäßig zu erhitzen, langsam und ruhig den Voranreitenden nach. Aber bald zeigte sich schon das allmälig heranziehende Unwetter. Dichte, seltsam geformte und schwer hängende Wolken trieb ein eiskalter Wind vom Wallis herauf, und, wie grollende Gespenster über den Abgründen schwebend, verdunkelten sie jede Fernsicht. Allmälig rückten sie näher und näher, verschleierten schon in der Ferne den Weg und zuletzt blieb nichts mehr von ihm zu sehen übrig, als die rauhen, moosbewachsenen Steine, zwischen denen man sich mühsam hindurchwinden mußte.

Als man den ersten Halteplatz erreicht, war der Nebel jedoch noch nicht so dicht und man konnte noch ziemlich bequem seinen Nachbar auf fünfzig Schritte erkennen. Gleichsam, um ihr Auge zu prüfen, wandte die letzte Reiterin ihren schönen Kopf zurück und sah nach dem Fußgänger, der ruhend sich auf seinen langen Stock gestützt hatte und in stilles Anschauen

der aus der Tiefe aufsteigenden Nebelgestalten versunken war.

„Reite voran, wenn es weiter geht!“ sagte sie leise zu dem ihr unmittelbar folgenden Diener, und dieser befolgte den Befehl, sobald der Zug sich wieder in Bewegung setzte. Als aber ihr eigenes Pferd dem eben vorangegangenen folgen wollte, hielt sie es noch zurück, bis der zu Fuß Gehende an sie herangekommen war, und dann sagte sie mit ernstem Gesichtsausdruck zu ihm: „Mein Herr, strengt es Sie an, wenn Sie mit mir auf dem Wege sprechen?“

Franz Marssen hob erstaunt sein Auge empor und schaute die Fragende eine Weile an, ehe er antwortete, denn er hatte in der That von ihr am wenigsten eine Anrede erwartet. Als er aber ihr ungeduldig funkelndes Auge gewahrte, das mit einer gewissen Schärfe auf ihm haftete, sagte er: „Beim Bergsteigen strengt das Sprechen immer an, daher erwarten Sie keine langen Reden von mir zu hören.“

„Oho,“ lautete die schnell gegebene Antwort, „die erwartete ich gewiß nicht. Also schweigen Sie, wenn es Ihnen Mühe macht, zu reden. Dafür werde ich reden, ich sitze behaglich zu Pferde und brauche nicht auf den Weg zu achten, da das kluge Thier ihn besser kennt als ich. Und nun, mein Herr, nehme ich die

Gelegenheit wahr, Ihnen meinen Dank auszusprechen, den ich noch schuldig bin. Sie —"

„Sie sind mir keinen Dank schuldig!" warf Franz Marssen, leicht den Hut lüftend, ein.

„Bitte — reden Sie nicht — das Reden ist allein an mir — Sie haben mir einen Dienst geleistet, wollte ich sagen, den ich zu würdigen weiß, aber verlangen Sie nicht viele Worte darüber von mir. Es ist etwas Peinvolles, eine lange Dankrede zu sprechen, wenn man sich wirklich verpflichtet fühlt."

„So sparen Sie sie sich doch!" unterbrach sie der Fußgänger noch einmal, und dabei dachte er ohne Zweifel: „Sie ist die Tochter ihres Vaters, und er hat mich nicht mit Artigkeiten verwöhnt!"

„Erlauben Sie mir," fuhr die junge Dame etwas erregter fort, „daß ich ausspreche, was ich aussprechen will. Ob Sie mich anhören wollen, ist freilich Ihre Sache. So habe ich mich also hiermit meiner Pflicht gegen Sie entledigt."

Sie sprach die letzten Worte mit einer Art trotziger Schelmerei, die den Maler veranlaßte, auf den Gegenstand ihres Gesprächs näher einzugehen, und so sagte er nach kurzem Besinnen: „Es war gestern eigentlich recht leichtsinnig von Ihnen gehandelt, allein und ohne ortskundigen Führer auf jenen Gletscher zu

steigen. Ich hoffe, Sie haben eine lehrreiche Warnung für alle künftigen Zeiten erhalten."

Sie hielt einen Augenblick ihr Pferd wie vor Verwunderung an und ihr dunkles Auge blickte vorwurfsvoll über den dreisten Tadler hin. Mit herber Stimme fuhr sie auch gleich darauf fort, sobald ihr Pferd weiter ging und Franz Marssen dicht hinter demselben herstieg, wobei sie den Kopf jedoch kaum nach ihm umwandte: „Sie irren sich, mein Herr. In den Büchern, die ich gelesen, steht, daß man auf dem Rhonegletscher keinen Führer gebraucht."

„Ja, kein Tourist, und wenn das Wetter günstig und der Gletscher ruhig ist, da haben Sie Recht. Aber eine Dame sollte keinen Fuß auf den trügerischen Boden setzen, noch dazu wenn es regnet oder schneit."

„Eine Dame? Wie meinen Sie das?" lautete es fast heftig zurück. „Ich will nicht hoffen, daß Sie mich für schwach oder feige halten?"

„O nein, gewiß nicht, aber auch die Stärke und der Muth haben Ihr Gränzen, namentlich was das Reisen in der Schweiz betrifft."

„Sie brauchen mir keine guten Lehren mehr zu geben; ich bin in meinem Leben genug geschulmeistert worden und habe dies Vergnügen satt. Wenn Sie aber glauben, daß ich nach der Schweiz gekommen

bin, um mich bequem in einen Sessel zu setzen und nur dann und wann mein Auge aufzumachen, dann irren Sie abermals. Ruhen und träumen konnte ich zu Hause auch, hier aber will ich handeln und sehen — ja, handeln und sehen, und zwar Alles sehen, was zu sehen ist."

„Alles?" fragte Franz Marssen lächelnd. „Das ist viel gesagt und zeigt mehr von gutem Willen als von Weisheit. Denn Alles, was hier zu sehen ist, wird nie ein Mensch sehen und wenn er die Schärfe von Adleraugen hätte und Jahre lang auf den Bergen und in den Thälern herumkletterte. Das ist eben der Fehler so vieler die Schweiz Bereisenden, daß sie zu viel sehen wollen und darüber das Beste vergessen: den Genuß des Gesehenen. Nein, ein verständiger Reisender beschränkt sich; er sucht sich das Beste aus, wenn er Zeit und Mittel genug besitzt, und sieht lieber Einzelnes ordentlich, als Alles — wie Sie sagen — oberflächlich. Nur so ist der Genuß und der Vortheil auf seiner Seite."

„Sie scheinen sehr didactisch, mein Herr, und dabei sehr absprechend zu sein," erwiderte die Dame fast schnippisch. „Aber dennoch überzeugen Sie mich nicht von Ihrer Ansicht der Dinge und ich werde also so lange auf der meinigen beharren, wie es geht. Und

gerade, was die Gletscher betrifft, so habe ich ihnen meine besondere Gunst geschenkt. Ich will sie alle sehen und betreten, selbst die der Jungfrau und des Montblanc sollen mich nicht abschrecken, obgleich sie die gefährlichsten sind. Denn Sie müssen wissen, daß ich nicht, wie so manche Andere, nur die Schweiz durchfliegen, sondern sie wirklich kennen lernen und genießen will. Wir bleiben nicht Wochen, sondern Monate innerhalb derselben."

Der steiler und unwegsamer werdende Weg nöthigte die Redende, das Gespräch momentan abzubrechen, welches wider Erwarten unseres Freundes einen etwas herben Beigeschmack angenommen hatte. Daß die junge Dame ein kleines eigensinniges, vielleicht verwöhntes Geschöpf sei, hatte er schon aus ihren ersten Worten entnommen und so schien ihr Wesen und Character vollkommen den Zügen zu entsprechen, die auf ihrem Gesicht lagen, so schön und anziehend dasselbe auch war. Seinen Gedanken darüber freien Lauf lassend, schwieg er, bis man wiederum an einen Halteplatz gelangte, wo man etwas länger verweilte, da das Wetter die Damen zu gewissen Vorkehrungen dagegen veranlaßte.

Der vorher schon so kalte Luftzug steigerte sich allmälig zum Winde und fegte von Zeit zu Zeit fast stürmisch aus dem gänzlich verhüllten Grunde herauf.

Die Wolken senkten sich tiefer und dichter, und erst fielen einzelne Schneeflocken, dann in so starken Massen herab, daß man sich wie durch einen Zauberschlag mitten in den nordischen Winter versetzt glauben konnte.

Kopfschüttelnd stieg der fremde Herr vom Pferde und hüllte seine stöhnende Gemahlin in ihr dichtes Plaid ein; der Diener that ein Gleiches zuerst mit der jungen Dame, dann mit der Gesellschafterin, und auch Franz Marssen holte den Regenmantel wieder hervor, wobei ihm der Junge vom Rhonegletscher das Ränzel hielt, welches er vom Rücken genommen hatte. Als sich der Zug darauf wieder in Bewegung setzte und die Pferde wegen der starken Steigung langsamer als vorher schritten, wandte sich die junge Dame, deren Gesicht frisch aus dem Plaid hervorsah, nach dem Fußgänger um, als habe sie nicht übel Lust, das unterbrochene Gespräch mit ihm fortzusetzen.

„Wünschen Sie etwas?“ fragte Franz Marssen, indem er mit einigen raschen Schritten sich ihrem Pferde näherte.

„Nein; aber ich hoffe, wir werden bald die Höhe der Maienwand erreicht haben. Der Weg muß anstrengend für Sie sein.“

„Mich strengt so leicht nichts an; aber in zehn Minuten etwa haben wir die Höhe des Passes erstie-

gen und einige Augenblicke später werden wir im Berner Oberlande sein.“

„Sie sind mit den Oertlichkeiten hier genau bekannt, wie es scheint?“

„O ja, so leidlich; und ich bemühe mich, es täglich mehr zu werden, da es mir Pflicht erscheint, mich mit meiner Heimat vertraut zu machen.“

„Ah, also Sie sind ein Schweizer?“ rief die Dame verwundert aus. „Das dachte ich nicht. Aber warum antworten Sie mir nicht?“

Franz Marssen hatte geschwiegen, weil er es nicht nöthig zu haben glaubte, Jemanden von seinen Heimatsverhältnissen Rechenschaft abzulegen, der sich selbst in ein so tiefes Incognito hüllte. Auf die dringliche Frage aber erwiderte er ein einfaches „Ja!“, das seine Gefährtin sich deuten mochte, wie sie wollte.

„Sie sprechen aber nicht wie die Leute hier?“ fuhr sie mit sichtbarem Eifer, die Wahrheit zu ergründen, fort.

„Das ist sehr natürlich. Ich habe lange an anderen Orten gelebt und bin im Auslande erzogen worden.“

„Wo, wenn man fragen darf?“

„In Düsseldorf.“

„Düsseldorf? Davon habe ich viel reden gehört. Daselbst ist ja wohl die berühmte Malerakademie?“

„Ja wohl, und wenn es Ihnen Vergnügen macht,

einen Zögling derselben kennen zu lernen, so stelle ich mich Ihnen als einen solchen vor."

„Wie?" rief die Dame lebhaft zurück, „Sie sind ein Maler? O, das freut mich!"

„Warum denn?"

„Weil ich Ihre Kunst liebe und sie selbst ein wenig mit Passion treibe. Welchem Genre haben Sie sich gewidmet?"

„Ein guter Maler muß in allen Genres etwas leisten können, und das hoffe auch ich in Zukunft zu können. Wenn Sie mich aber nach meiner Liebhaberei in meiner Kunst fragen, so muß ich die Landschaftsmalerei als solche bezeichnen, obwohl ich auch die menschliche Gestalt und das menschliche Gesicht darzustellen verstehe."

Die junge Dame schien in Nachdenken versunken. Plötzlich fuhr sie aus ihrem Sinnen empor und rief: „Und jetzt sind Sie hier in der Schweiz ansässig? Wo wohnen Sie?"

„Ich lebe etwa seit einem Jahre bei meinem Vater in Interlaken, um bald auf längere Zeit nach Italien zu gehen und bei den älteren Meistern der italienischen Schule mir die möglichste Vollendung anzueignen."

Die junge Dame ließ einen längeren Blick auf dem sicher und doch bescheiden Redenden ruhen, als

wolle sie an ihm prüfen, welchen Grad der Vollendung er schon jetzt erreicht habe. Bald aber mußte sie ihre Aufmerksamkeit auf den Weg lenken, der bei dem anhaltend fallenden Schnee nicht ohne Schwierigkeit war.

Man war nämlich auf der Höhe der Maienwand angelangt und schon ein Stück darüber hinausgerückt, ohne es eigentlich zu wissen. Ein kleiner See, Todtensee genannt, tauchte plötzlich geheimnißvoll aus dem Schneegestöber auf und die Pferde schritten ungemein vorsichtig um einen gewaltigen Granitblock herum, um welchen der Pfad sich wandte, und dieser wurde so schmal, daß kaum ein Pferd darauf gehen konnte, wobei zur rechten Seite ein schauerlicher Abgrund sich aufthat, in dessen düsteren Tiefen, so wenig man davon sehen konnte, eine neue chaotische Welt zu liegen schien. —

Franz Marssen machte die Dame darauf aufmerksam, daß man sich jetzt im Canton Bern befinde. Der morastige Weg hatte sich in einen mit Granitplatten bedeckten verwandelt, die von hier aus bis zur Grimsel und weit darüber hinaus sich erstreckten, und so bequem der Weg dadurch bei gutem Wetter geworden wäre, so gefährlich und glatt erwies er sich bei der Nässe und dem jetzigen Schneefall. Oft glitten die Pferde bei aller Vorsicht mit den Hinterfüßen aus und

rutschten einige Schritte auf den Hacken hinab, und, die Gefahr kennend, die ihnen beim Ausgleiten der Vorderfüße drohte, traten sie, gleichsam jeden Stein prüfend, so behutsam damit auf, daß man nur höchst langsam vorrücken konnte.

Sobald man sich dem großen Felsblock genähert hatte und noch bevor eigentlich der Saumpfad bergab führte, war Franz Marssen an den Kopf des Pferdes der jungen Dame getreten und hatte, wie der Führer vorn, die Zügel desselben ergriffen, um das keuchende Thier bei den gefährlichen Tritten zu unterstützen. Die Reiterin, obwohl sie keine Furcht hegte, ließ ihn gewähren, da sie aber an der Unterhaltung mit ihm größeren Gefallen zu finden schien als an der Betrachtung der düsteren Wolken und der steinigen Wüste um sich her, so fragte sie nach kurzer Pause wieder:

„Sie leben in einem republikanischen Lande, wie ich weiß. Sagen Sie mir, sind die Leute hier wirklich in dem Maaße, als sie eine freiere Staatsverfassung haben, glücklicher denn anderswo?“

Franz Marssen, der ganz unvermuthet einen so wißbegierigen Geist in dem schönen Mädchen fand, sann einen Augenblick nach, dann, einen tiefen Seufzer ausstoßend, sagte er: „Ach, wo in der Welt werden Sie, selbst bei der besten Staatsverfassung, ganz

glückliche Menschen finden, mein Fräulein? Auch über die Schweiz kann ich Ihnen in Bezug auf die Politik nicht viel Gutes sagen. Leider nein. Wie überall sind auch hier die Leute uneinig; Canton gegen Canton, Städte gegen Städte, Landgemeinden gegen Landgemeinden verhetzt, verbittert; Zwiespalt und Hader herrscht überall, im Großen und Kleinen, kurz, der allgemeine Weltjammer ist hier ebenso wie sonst wo vertreten. Ach ja, wo in der Welt ist noch Frieden und Eintracht zu finden? Wo Menschen wohnen, da ziehen beide aus und nur in der Natur, in diesen Bergen, in den reinen Lüften möchte man sie suchen, wenn man allein und mit sich und seinem Gott zufrieden ist, und gerade darum wandere ich so gern allein, um in Gottes großer Schöpfung mein Herz zu erquicken und meine Seele rein zu baden von den Schlacken, die die große Welt darin allmälig absetzt. — Jedoch," fuhr er nach einer Weile fort, „diese Mittheilung wird Sie nicht interessiren; junge Damen pflegen sich nicht gern mit politischen Dingen und Ansichten zu beschäftigen."

Die Reiterin erhob sich stolz in ihrem Sattel und sah ihn groß an, als begreife sie seine Zweifel nicht. „Sie irren sich nochmals in mir und meinen Neigungen," sagte sie, „denn ganz im Gegensatz zu

anderen Frauen interessire ich mich sehr für die Politik und Alles, was damit zusammenhängt. — Das darf Sie nicht Wunder nehmen," fuhr sie lebhaft fort, als er nun auch seinerseits einen verwunderungsvollen Blick auf sie heftete, „denn ich bin inmitten politischer Bewegungen groß geworden und in meinem väterlichen Hause hat die Politik stets eine große Rolle gespielt."

Sie hielt einen Augenblick inne, als besinne sie sich, ob sie weiter reden solle oder nicht, endlich aber, als sie die Offenheit und Ehrlichkeit in des Malers Zügen gewahrte, mit der er ihre Eröffnung aufnahm, fuhr sie fort: „Nun, warum soll ich es verschweigen: mein Vater hat, so lange ich wenigstens denken kann, sich auf der diplomatischen Laufbahn bewegt, und obwohl er selbst keine große Freude daran erlebt, hat er auch uns oft genug in das Triebwerk blicken lassen, welches die politischen Räder in Bewegung setzt. Doch halt, hier fange ich an, nicht gerade diplomatisch zu handeln, indem ich einem vollkommen Fremden einen Einblick in unsere Familienverhältnisse gewähre. Ich bitte Sie daher, behalten Sie für sich, was ich Ihnen eben sagte, und am wenigsten lassen Sie meinen Vater merken, daß Sie seinen Stand errathen haben, da er es nicht liebt, daß man sich um seine Person

und seine Verhältnisse in der großen Welt bekümmert. Ueberhaupt thut man am besten, wenn man sich so wenig wie möglich mit ihm beschäftigt. Er liebt es einmal, unbeachtet seine eigenen Wege zu gehen."

Es entstand eine Pause, während man sich überaus vorsichtig und langsam auf den schlüpfrigen Platten fortbewegte, wobei Franz Marssen noch immer die Zügel des Pferdes fest in der Hand behielt. Plötzlich aber erhob er seinen Kopf, und als wolle er sich wenigstens über einen zweifelhaften Punct in Betreff der Persönlichkeit der jungen Dame Auskunft verschaffen, fragte er mit einer Energie, die er bisher im Gespräch nicht an den Tag gelegt: „Sie verzeihen, aber ich bin der Meinung, daß Sie in England geboren sind?"

Die junge Dame schien über die unerwartete Frage etwas erstaunt, doch faßte sie sich schnell und entgegnete mit fast gleichgültigem Tone: „Wie kommen Sie zu dieser Meinung?"

„Mein gutes Ohr hat mich darauf gebracht, denn ich hörte auf der Furca sowohl, wie im Gasthaus am Rhonegletscher, daß Sie die Sprache der Dame, die da vorn reitet und jedenfalls eine Engländerin ist, vortrefflich zu gebrauchen verstanden."

Die Dame rümpfte die Nase, warf den Kopf

etwas hochmüthig zurück und, ohne auf die Frage einzugehen, sagte sie kurz: „Ich spreche drei Sprachen gut und eine schlecht. Meine Heimat aber haben Sie nicht errathen, wenn ich auch Ihrem Ohre zugestehen muß, daß es seine natürliche Schuldigkeit thut."

Nach einer kurzen Pause, während welcher sich Franz Marssen ein wenig ironisch verneigte, fragte er unbefangen weiter: „Welche Sprache sprechen Sie schlecht?"

„Die französische."

„Und welche am besten?" fuhr er lächelnd fort, da er nun ziemlich gewiß war, auf so indirecte Weise hinter das offenbar absichtlich bewahrte Geheimniß der Dame zu kommen. Aber er hatte sich in der jungen Reisenden geirrt; wenn sie etwas verhehlen wollte, hatte sie auch den Geist dazu, und so sagte sie mit gemessener Würde:

„Sie gehen schlau zu Werke, wo Ihnen die Ehrlichkeit nichts hilft, und so muß ich Ihnen antworten, daß ich meine Muttersprache am besten spreche."

„Und welche ist das?" fragte Franz Marssen halb leise und mit lauerndem Auge.

Sie blieb ihm die Antwort eine Weile schuldig, dann sagte sie rasch und abermals ausweichend: „Meine Mutter ist eine Schottin!"

Franz Marssen lächelte und blickte still vor sich hin, denn er erkannte jetzt den festen Willen, ihm keine bestimmte Auskunft zu geben; aber noch gab er sich nicht zufrieden, vielmehr schlug er einen neuen Weg ein, um zu seinem Ziele zu gelangen. „Ich verstehe Sie noch immer nicht ganz," sagte er. „Wenn Schottland Ihr Vaterland ist, wie ich gleich Anfangs vermuthete —"

„Das habe ich nicht gesagt," unterbrach sie ihn etwas scharf, „ich sagte nur, daß meine Mutter eine Schottin ist, und weiter nichts. Aber Sie hatten noch einen Nachsatz auf den Lippen?"

„Ja, ich wollte mir nur zu bemerken erlauben, daß Sie für die Tochter einer Schottin sehr gut deutsch sprechen."

Hier traf ein vorwurfsvoller Blick den so hartnäckig auf seiner Absicht Beharrenden, der, wie er glaubte, jetzt seinem Ziele um einen Schritt näher gekommen war. Dann sagte sie mit einem heftigen Zucken der Oberlippe: „Deutsch muß bei uns Jeder sprechen, der zur guten Gesellschaft gerechnet werden will. Jedoch damit habe ich Ihnen Alles gesagt, was ich Ihnen sagen will. Lassen wir das Gespräch über persönliche Verhältnisse, ich liebe das eben so wenig wie mein Vater. Begnügen sie sich vielmehr

mit Ihrer Erfahrung, daß ich vier Sprachen spreche, wie ich mich damit begnüge, daß Sie Landschaften und Figuren malen können."

Sie wandte dabei hastig den Kopf zur Seite und das Gespräch über den beregten Gegenstand hatte jetzt wirklich sein Ende erreicht. Das fühlte Franz Marssen sehr wohl, aber wenn er auch Lust dazu verspürt, es noch eine Weile fortzusetzen, so sollte er doch für's Erste keine Gelegenheit dazu haben.

Man hatte nämlich auf der heutigen Wanderung die Höhe erreicht, von welcher aus man, wie in einen ungeheuren, rings von kahlen Steinmassen eingeschlossenen Kessel, tief nach der Thalsohle hinunterblickt, in welcher das Grimselhospiz immer noch 6000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel liegt. In der ganzen Schweiz giebt es wenige so großartige Puncte und vielleicht trägt gerade die Oede und Verlassenheit dieses Thales, welches die Verbindung zwischen Italien und Deutschland vermittelt, dazu bei, es dem Auge des Wanderers so erhaben und bedeutungsvoll erscheinen zu lassen, zumal er stets, mag er von Norden oder Süden kommen und von Hitze oder Kälte gelitten haben, froh ist, ein schirmendes Dach vor sich zu sehen und auf eine gastliche Aufnahme rechnen zu können.

Als man den höchsten Punct des Gebirgssattels

erreicht hatte, hielt der vordere Führer das Pferd der kranken Dame an und deutete in den tiefen Schlund hinab. Anfangs nahmen die mit der Oertlichkeit nicht vertrauten Fremden das Haus nicht wahr, denn sein Dach war mit Schnee bedeckt, wie die nächste Umgebung desselben und viele aufragende und umhergestreute Felsblöcke. Glücklicher Weise hatte sich das Unwetter etwas gelegt, der Wind sauste nicht mehr so kalt über die Höhen, die schweren schwarzen Wolken hatten sich gesenkt und kein Schnee rieselte mehr auf die halb erstarrten Reisenden herab. Als der Führer nun den Fremden das Hospiz gezeigt hatte, blickte die ältere Dame freudig ihren Mann an, gleich darauf aber faßte sie eine neue Angst, als sie daran dachte, daß sie den glatten Pfad auf den halb mit Schnee bedeckten Granitplatten hinuntersteigen und der Geschicklichkeit und Kraft ihres Pferdes sich vollständig überlassen müsse.

„Aber wird denn das Hinabreiten hier möglich sein?“ rief sie in englischer Sprache aus, die ihr Führer hinreichend verstand, wie die meisten guten Führer in der Schweiz.

„Bleiben Sie ruhig sitzen, Mylady,“ erwiderte er. „Allerdings thut man besser, zu gehen, aber Sie sind zu schwach, den steilen Berg auf dem nassen Wege hinabzuklimmen. Ich werde Sie sicher hinunterbrin-

gen, wenn der Herr hier das Pferd am Zügel weiter führen will."

Der aufmerksame Gemahl zeigte sich sogleich dazu bereit, und nun wickelte sich der Führer den langen Schweif des Pferdes um die linke Hand, während er sich mit der Rechten fest auf seinen Stock stützte, um so den Gang des Thieres noch sicherer zu machen und ein etwaiges Ausgleiten nicht gefährlich werden zu lassen. In diesem seltsamen Aufzuge trat das erste Pferd seinen Gang an, und da der Junge vom Rhonegletscher es mit dem Pferde der zweiten Dame eben so machte, waren beide bald in Bewegung, während der abgestiegene Diener noch immer zögerte, die halsbrechende Reise zu beginnen.

Die junge Dame dagegen hielt noch immer still und sah mit etwas unbehaglicher Miene ihre Mutter und deren Gefährtin den Abhang hinab reiten. „Soll ich Ihr Pferd nicht auch wieder führen?" fragte da eine Stimme neben ihr und Franz Marssen stand abermals dicht an ihrer Seite.

Sie warf nur einen raschen Blick auf ihn, dann schüttelte sie den Kopf und rief: „Nein, lassen Sie es, ich will gehen, der Weg scheint mir zu schlüpfrig und auch Sie könnten ausgleiten. Ich vertraue meinen eigenen Füßen in jedem Falle mehr, als denen Anderer."

Als sie dies sagte, näherte er sich ihr, um ihr aus dem Sattel zu helfen. Aber da zeigte sie ein unwilliges Gesicht, und mit beiden Händen seine schon ausgestreckten Arme abwehrend, rief sie ungestüm: „Bitte, fassen Sie mich nicht an — ich liebe das nicht. Geben Sie mir nur Ihren Stock und dann gehen Sie, wo und wie Sie wollen.“

Sie war noch nicht mit ihren Worten zu Ende, so hatte sie sich, ohne daß Jemand sah, wie es geschah, mit alleiniger Hülfe des langen Alpstocks geschickt aus der Gabel des Sattels geschnellt, und im Nu stand sie auf dem nassen Boden. Gleich darauf wanderte sie, ihr Plaid rasch hoch aufschürzend, mit stolzen kühnen Schritten den steilen Abhang hinab. So hatte sie, von Franz Marssen in einem gewissen Abstande gefolgt, die viel langsamer vor ihr Reitenden bald eingeholt und als sie dicht hinter ihnen war, gab sie ihre Anwesenheit durch einen lauten Zuruf zu erkennen, wie sie ihn wohl schon oft von den fröhlichen Eingeborenen des Landes gehört haben mochte.

Als die Mutter diesen Ruf vernahm, sah sie sich ängstlich um und rief in englischer Sprache zurück: „Du bist abgestiegen? Warum?“

„Mein Pferd ist nicht so zuverlässig wie meine Beine,“ lautete die in gleicher Sprache zurückgegebene Antwort.

„Ach, mein Herr,“ wandte sich die ältere Dame nun in gebrochenem Deutsch an den Maler, als sie ihn auch in der Nähe sah, „also das ist das Grimsel-hospiz? Werden wir ein behagliches Unterkommen finden?“

„Gewiß,“ antwortete der Maler, „so behaglich, wie man es in dieser Oede nur erwarten kann. Sie werden dort unten bis übermorgen früh Ruhe und Erholung finden, dann sind unsere guten Pferde da, und hoffentlich treten wir bei besserem Wetter die angenehmere Reise durch das schöne Haslithal nach Meiringen an. Von da fahren Sie bequem nach Brienz und zuletzt mit dem Dampfboot nach Interlaken. Dort finden Sie Alles, was Sie wünschen können.“

„O, ich danke Ihnen für Ihren Trost,“ sagte die wiederholt vor Kälte zusammenschauernde Dame und wandte sich nun wieder dem Hospiz zu, dem die ganze Caravane langsam näher rückte.

Sechstes Kapitel.

Auf der Grimsel.

Freundliche Gesichter und hülfreiche Hände findet man auf der Grimsel jederzeit, wenn es gilt, Reisende zu empfangen und unter Dach zu bringen, die durchnäßt, von Kälte erstarrt und hungrig und durstig von den Bergen herabgestiegen sind; allerdings muß man auf geräumige und comfortable eingerichtete Wohnungen keinen Anspruch erheben, denn die sind hier nicht zu finden, und die vorhandenen, die eigentlich nur zu Schlafstätten dienen sollen, sind eng, höchst bescheiden möblirt und nur durch dünne Holzwände von einander getrennt. Leider mußten am gegenwärtigen Tage diese Ansprüche, wenn sie erhoben wurden, noch mehr ermäßigt werden, denn seit zwei Tagen waren von beiden Richtungen her nur Gäste hinzugekommen, fast keine aber wieder abgereist. Das schlechte Wetter,

welches das Besteigen des Passes so beschwerlich, bei reichlichem Schneefall oder andauernden Regengüssen sogar gefährlich macht, hatte sie sämmtlich an das gastliche Haus in der Steinwüste gefesselt, und da die Gesellschaft, die man fand, im Ganzen erträglich, die Tafel reichlich bestellt und die Betten im erwünschten Zustande waren, so fügten sich die Meisten mit Ergebung und Geduld in ihr unvermeidliches Schicksal. Die größte Anzahl derselben bestand aus Reisenden, die nach der Furca und dem Urserenthal wollten, einige Andere aber waren eben daher gekommen, um nach den Aarfällen im Haslithal und weiter nördlich zu gehen, und Letztere waren dieselben Damen und Herren, die wir schon auf der Furca und am Rhonegletscher kennen gelernt haben.

Als die Familie des geheimnißvollen fremden Herrn vor der Thür des Grimselhospizes erschien, sprangen eilfertig mehrere Diener und Dienerinnen herbei, um die vom Frost erstarrten Damen die steinerne Treppe hinaufzuführen, ihnen beim Umkleiden hülfreiche Hand zu leisten und dann ihre nassen Hüllen zu trocknen. Für's Erste freilich mußten sich die drei Damen mit einem Zimmer begnügen, und da es einmal nicht zu ändern war, so fügten sie sich darein. Für den Herrn selber fand sich noch ein kleines leeres

Kämmerchen, das er allein benutzen konnte, aber für den armen Maler, trotzdem er auch hier bekannt und willkommen war, stand kein einziges Gemach leer. Indessen wurde er sehr bald aus seiner Verlegenheit gezogen, denn einer der ersten bereits anwesenden Gäste, die den Ankommenden auf dem Flure entgegentraten, war der Ungar, Baron Tekeli, und sobald derselbe vernahm, daß sein ehemaliger Reisegefährte von der Furca herab kein Obdach habe, beeilte er sich, ihm die Hälfte des seinigen anzubieten, was sofort dankbar angenommen wurde.

Während nun die Damen bis zur Mittagstafel ihr Zimmer nicht verließen und auch der alte Herr sich behaglich auf dem seinen ruhte, wandte sich Franz Marssen, sobald er trockne Wäsche angelegt, nach dem allgemeinen großen Gastzimmer und dies fand er allerdings, nicht mit Gästen nur, sondern auch mit Tabacksrauch fast überfüllt. Die Ersten, auf die sein Blick fiel, waren Mr. Raphael Flail und seine blondlockige Lady, die sich auch hier in einer entfernten Ecke ein bequemes Sopha zu erobern gewußt hatten, und von hier aus mit gleichgültigen Blicken die fremden Menschen betrachteten, die in verschiedenen Gruppen umher standen oder saßen und dabei lebhaft plauderten, mitunter auch Karten spielten oder bei einer Flasche Wein die Würfel handhabten.

Auch das französische Ehepaar war mitten in dem geschwätzigsten Kreise zu finden und die Dame wie ihr Gemahl freuten sich herzlich, den jungen Maler wiederzusehen, der den Muth bewiesen, eine junge Schottin aus der Gefahr des Erfrierens zu retten, was sie schon längst auf der Grimsel allen Anwesenden wiederholt berichtet hatten.

Grollend und murrend, wie auf der Furca und am Rhonegletscher, spazierten die beiden Mecklenburger auch hier im Zimmer auf und ab, und bereits hatten sie fast alle Deutschen, die ihnen begegnet, gefragt, ob das Reisen in der Schweiz bei solchem verteufelten Wetter denn wirklich ein so großes Vergnügen sei? Sie ihrerseits könnten nicht begreifen, warum die Menschen so unsinnig wären, gerade solche Orte in der Welt aufzusuchen, die man doch eigentlich, wenn man vernünftig wäre, fliehen müßte wie die Pest. Als sie aber den Maler kommen sahen, traten sie ihm freundlich entgegen, schüttelten ihm die Hand, hießen ihn willkommen und credenzten ihm sogleich ein Glas Wein, das er ihnen abzuschlagen weder den Muth noch die Neigung besaß.

Am herzlichsten aber erwies sich ihm, wie schon gesagt, von Anfang an der stille Ungar. Er erfaßte beide Hände des jungen Mannes, drückte sie warm

und erkundigte sich lebhaft nach dem Befinden der schönen Schottin, die er, wie er offen gestand, hier wiederzusehen eine außerordentliche Freude empfinde.

So war Franz Marssen bald wieder in einen bekannten Kreis gerathen, und wenn es ihm Vergnügen gewährte, noch neue Bekanntschaften zu machen, so boten sich unter den Deutschen, Franzosen, Engländern und Holländern, die hier zusammengetroffen, genug Persönlichkeiten dar, die ein weniger abstoßendes Wesen zeigten, als jene beiden ersten Engländer und der hochmüthige Herr, in dessen Gesellschaft er den letzten Weg zurückgelegt hatte. So war er denn auch bald in lebhaftem Plaudern mit Diesem und Jenem begriffen, und bei Tische fand er seinen Platz neben dem Ungar, dem es leider nicht möglich gewesen, einen Stuhl neben der jungen Schottin zu erhalten, da Niemand ihm sagen konnte, wohin sie sich setzen würde. Als die ganze Gesellschaft schon am Tische Platz genommen, erschienen nun auch diese vier Personen und erregten, wie früher, auch hier großes Aufsehen unter den Anwesenden, zumal das kleine Abenteuer der jungen Dame auf dem Rhonegletscher bald allgemein bekannt geworden war. Worüber die Meisten sich aber wunderten, war der Umstand, daß diese Fremden sich so wenig um den muthigen Retter in der Noth bekümmerten,

wie auch dieser es mit ihnen machte, denn der Maler saß am entgegengesetzten Ende des Tisches, und als die Familie eintrat, hatte er nur flüchtig nach ihr hinübergeblickt, ohne eine nähere Bekanntschaft zu verrathen, wie sie doch nothwendig nach einer längeren gemeinschaftlichen Reise zwischen beiden Parteien stattfinden mußte.

Auch nach dem Essen, welches ziemlich viel Zeit fortnahm, bemerkte man keine Annäherung zwischen den obengenannten Personen, und einige Minuten später, nachdem Baron Tekeli den Damen seine Huldigungen dargebracht, die man ebenfalls kalt aufnahm, entfernten sich diese schon wieder, um ihr Zimmer erst zur Theestunde zu verlassen, wo sie noch einmal den Speisesaal betraten und sich still unterhielten, während der ältere Herr, den man in Ermangelung eines anderen Namens jetzt allgemein „den Schotten“ nannte, sich mit einigen ihm zunächst sitzenden Herren in ein Gespräch einließ.

Indessen war die Geselligkeit, auch am Abend bei dem starken Zusammenfluß so vieler Fremden, im Ganzen nicht gemüthlich zu nennen; Niemand fühlte sich so recht behaglich, da die Aussicht auf den nächsten Tag ungewiß und der Raum zu beengt war, um sich gemächlich hin und her bewegen und unter einander

mischen zu können. So verließen denn die Damen zuerst schon frühzeitig den raucherfüllten Raum, da sich einige Herren nicht enthalten konnten, von ihren Cigarren einen etwas zu reichlichen Gebrauch zu machen. Als die Damen verschwunden waren, rückten die Herren näher zusammen und sprachen heiter bei einigen Flaschen Wein mit einander; aber auch sie verfügten sich frühzeitig zur Ruhe, nur einigen Wenigen die Tafel und die Trinklust überlassend, wozu natürlich unsere mißvergnügten Mecklenburger gehörten, die erst lange nach Mitternacht ihr Kämmerchen aufsuchten, um ihr schauerliches Mißgeschick, das sie auch an diesem Tage verfolgt, endlich in einem Schlaf zu verträumen, der sich durch entsetzliches Schnarchen drei Zimmer weit verrieth und die Nachbarn wahrhaft ängstigte, die oft glaubten, jene so dumpfen und knarrenden Töne dröhnten von Außen herein und verkündeten das Zunehmen des Windes, der sich gegen Abend von Norden her durch empfindliche Kälte hinreichend bemerklich gemacht hatte.

Franz Marssen hatte also durch die Zuvorkommenheit des stillen Ungars ein Kämmerchen und darin ein Lager gefunden, auf das er seine müden Glieder zur Ruhe legen konnte, die Ruhe zum Schlaf aber hatte ihm der freundliche Mann nicht geben können, obwohl

er selbst fest und ununterbrochen schlief. Anfangs waren es die lebhaft kreisenden Gedanken, die sich des regsamen Geistes unseres Freundes bemächtigt hatten, denn die Lust und der Trieb zur sichtbaren Gestaltung eines vor seiner Phantasie stehenden Bildes war mit rasch wachsender Gewalt in ihm erwacht, und wenn ein productives Gehirn erst einen bestimmten Gegenstand erfaßt hat, so muß es kraft einer inneren Naturnothwendigkeit, die kein Mensch begreift, der nicht selbst Künstler ist, an die Vollendung der sich wie von selbst ergebenden Aufgabe gehen, und überfällt ein solches Schaffen in den stillen Stunden der Nacht seine Seele, so ruht auch der Leib nicht und um den Schlaf ist es für diesmal geschehen.

Als unser Maler aber nach langer Ueberlegung und wiederholter Auffrischung seiner Erinnerung sich die Züge des Gesichts so fest eingeprägt zu haben glaubte, daß er sie am nächsten Morgen unbehindert auf das Papier werfen könne, und er sich nun endlich zum Schlummer zurecht legte, störte ihn der brausende Wind auf, der von den benachbarten Gletschern und Höhen herunter fuhr und sich in dem Bergkessel stauchte, in welchem das Grimselhospiz liegt. Ungestüm fegte er nun vor den kleinen Fenstern auf und ab und machte die Läden erbeben, die zum Schutze gegen den

von Außen andringenden Feind vor denselben angebracht sind.

Als unser Freund aber der melancholischen Stimme des Windes eine Weile gelauscht und sich auch an sein Tosen gewöhnt hatte, störte ihn von Neuem das entsetzliche Schnarchen der in der Nähe schlafenden Fremden, was die dünnen, sich durch das sonst steinerne Gebäude ziehenden Holzwände leider nur zu sehr begünstigten. Endlich aber hatte er auch diese Störung überwunden und nun schlummerte er sanft und fest ein. Allein nicht lange sollte er sich dieses Schlafes erfreuen, denn allmälig brach schon der neue Tag an und abermals ließ sich ein lauter Lärm von den nahen Ställen her vernehmen, wo die zahlreich versammelten Pferdeknechte sich mit ihren hungrigen Thieren zu schaffen machten. Bald auch wurde es im Hause selbst lebendig, die Diener und Mägde gingen an ihre tägliche Arbeit, einzelne Führer weckten Fremde, die früh aufbrechen wollten, und so dauerte es nicht lange, bis das ganze Haus in Bewegung zu sein schien.

Franz Marssen, als er diese, ein frisches Leben verrathenden Laute vernahm, konnte es nicht länger im Bett aushalten, und da er auch den Ungar schon munter fand, standen sie Beide auf und kleideten sich um so rascher an, als ihr Gemach ungemein kalt und

eng war. Als sie aber zunächst aus dem Fenster blickten, um nach der Witterung auszuschauen, trat ihnen nichts als eine wüste, schneebedeckte Gebirgslandschaft entgegen und von dem unmittelbar über ihrem Fenster sich breit ausdehnenden Dache hingen ellenlange Eiszapfen herab, als wäre man mitten im Winter, während man doch noch vor wenigen Tagen Ursache gehabt, sich über die große Hitze zu beklagen.

Als der junge Mann bald darauf vor die Thür trat, gewahrte er ein reges Leben vor dem Hause. Wohl ein Dutzend Pferde standen schon gesattelt im Hofe und die Führer und Treiber schnallten mit lauten Scherzen die Gepäckstücke auf, welche die geduldigen Thiere nebst den Menschen über die Berge tragen sollten. Man hatte sich also zu einer raschen Abreise entschlossen und der Himmel schien dieselbe mehr als in den letzten Tagen zu begünstigen. Zwar sah er noch grau und nüchtern aus, aber die Schneewolken waren verschwunden und die auffallende Kälte, welche die Luft erfüllte, ließ die kundigsten Führer vermuthen, daß der Tag sich, je weiter er vorrückte, um so klarer gestalten werde.

Als Franz Marssen in das Gastzimmer trat, fand er schon viele Damen und Herren mit dem Frühstück beschäftigt, und unsere Bekannten: die Franzosen,

die Mecklenburger, Mr. Raphael Flail und seine Lady saßen mitten unter ihnen, zu denen sich nun auch der Ungar gesellte, der mit ihnen aufbrechen wollte, nachdem er von seinem Schlafkameraden vernommen, daß die schottische Familie, mit der er am liebsten gereist wäre, wahrscheinlich erst am folgenden Tage, wenn nicht noch später, abreisen würde, da die bestellten Pferde frühestens erst am Abend dieses Tages eintreffen konnten.

Hastig, wie immer an solchen Reisemorgen, nahmen die Abziehenden ihr Frühstück ein, und schnell, nachdem sie ihre Rechnungen bezahlt, hüllten sie sich in ihre Mäntel und Tücher und begaben sich auf den Hof, um die harrenden Pferde zu besteigen. Es ist dies jedesmal eine bunte und lärmvolle Scene und dem das Gehaben der Menschen aufmerksam Beobachtenden gewährt sie immer ein großes Vergnügen. Auch Franz Marssen stand lächelnd auf der hohen Treppe des Hauses und schaute befriedigt des rege Treiben an, bis Alle in den Sätteln saßen, und nachdem er von den Bekannten bis auf Wiedersehen freundlich Abschied genommen, sah er die erste Caravane den Weg nach dem Haslithal einschlagen, während bald darauf der größere Theil der noch ziemlich müde aussehenden Reisenden den beschwerlicheren Weg nach dem Rhonegletscher nahm.

Um sich ein wenig zu erwärmen und einen Blick auf die nahen Schneeberge zu werfen, begleitete er die zuletzt Abreisenden eine Strecke, als er sich aber genügend bewegt, kehrte er wieder um, nun ebenfalls an sein Frühstück denkend, dem alsobald die beschlossene Morgenarbeit folgen sollte.

Als er in das jetzt ziemlich leere Haus eintrat, herrschte eine wohlthätige Stille darin und der Wirth benachrichtigte ihn, daß Niemand mehr unter seinem Dache weile, als die Gesellschaft, mit der er selbst am Tage zuvor gekommen und daß man schon beschäftigt sei, derselben behaglichere und größere Zimmer zurichten zu lassen.

Franz Marssen, der aus Erfahrung wußte, daß die Damen sich erst spät im Gastzimmer zum Frühstück einfinden würden, begab sich, nachdem er Kaffee getrunken, sogleich nach seinem Kämmerchen und holte sein Reiseskizzenbuch hervor, um die Morgenstille zu benutzen und sich ohne Zögern in der Nähe eines Fensters im Speisesaal an die Arbeit zu begeben.

Nachdem er in dem Heft, das meist kleine und flüchtig entworfene Skizzen enthielt, wie sie die Gelegenheit auf seiner jüngst vollbrachten Reise ihm zugeführt, ein schönes, glattes Blatt ausgewählt, begann er diese Arbeit mit ganzer Hingebung und einem

Eifer, welchen nur der Künstler kennt, der immer die gerechte Besorgniß hegt, die im Stillen entworfene Gestaltung könne ihm unter den Händen entschlüpfen und der Augenblick ihrer Conception ihm unwiederbringlich verloren gehen. Aber diesmal saß die Conception fest in dem Gehirn des denkenden Künstlers und seine Hand war ruhig und geschickt genug, das bisher nur gedachte Werk in's Leben zu führen. Flüchtig und doch sicher glitt sein Bleistift über die glatte Fläche, und ohne daß man den Aufwand innerer Kraft und die geistige Anstrengung wahrnahm, mit der es vollbracht wurde, stellten sich, gleichsam wie von selbst, rasch und treu der schöne Kopf und die characteristischen Gesichtszüge dar, die dem Künstler in ihrer wundervollen Lieblichkeit und Vollendung seit jenem Mittagessen auf der Furca unvergeßlich vorgeschwebt hatten. Wenn er aber die Umrisse des Körpers — es war ein Brustbild, was er jetzt zeichnete — nur mit wenigen Strichen hinwarf, so widmete er eine um so größere Sorgfalt und Genauigkeit dem edlen Kopfe, und in den kühnen Linien, die so überraschend schnell auf einander folgten, entwickelte sich bald eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Original, die nur noch einiger sorgsamerer Ausführung in gewissen feinen Zügen bedurfte, deren Hinzufügung der Maler aber

einer späteren Zeit vorbehielt, in der Hoffnung, es werde sich noch irgend eine günstige Gelegenheit bieten, die ihm das Fehlende zu ergänzen gestatten würde.

Kaum war seit dem Beginn der Arbeit eine Stunde vergangen, so war die Zeichnung so weit gediehen, wie sie vor der Hand gedeihen konnte. Halb befriedigt, aber seine Idee noch lange nicht ganz verwirklicht sehend, Einzelnes sogar mit kritisch tadelndem Blick überfliegend, beschaute er dennoch sein kleines Werk mit wachsendem Wohlgefallen, vor Allem jedoch erfreute ihn die Aehnlichkeit mit dem Urbilde, die demselben zu geben ihm so glücklich gelungen war.

Aber da hielt er im Betrachten seines Werkes inne, als ob ihm mit einem Mal der Athem versagt hätte, und, die Augen vor sich hin in's Leere bohrend, lehnte er sich nachdenklich in seinen Stuhl zurück. Eine neue Idee war urplötzlich in ihm wach geworden und sie ergriff ihn so mächtig, daß er sie nothwendig auf der Stelle innerlich verarbeiten mußte, wobei er nur noch schwankte, in welcher Weise er sie zur Ausführung bringen wollte.

Und so geht es dem wirklich productiven Künstler, mag er Maler oder Dichter sein, oft genug. Während er an der einen Arbeit sitzt und sie nach besten Kräften zu vollenden sucht, taucht ihm der

nebelhafte Umriß einer zweiten wie ein ihn verlockender Schatten vor der Seele auf, und während sein Pinsel oder seine Feder hastig über die Leinwand oder das Papier fliegen, arbeiten und schaffen, weben und bewegen sich seine Gedanken schon auf einem ganz anderen Felde, wobei es nicht selten geschieht, daß Gegensätze, wie so oft im Leben, auch hier sich geltend machen und die Phantasie auf die wogende See, an's schaumbedeckte Gestade eilt, wenn sich die bildende Hand gerade mit dem Felsgestein und dem in die Wolken ragenden Gipfel eines Bergriesen beschäftigt.

„Ja," sagte der Künstler nachdenklich zu sich selber, „dieser Kopf und diese Büste mögen vor der Hand ihrem schönen Urbilde ähnlich genug sehen, aber ein eigentliches Bild von dem Wesen und Character desselben geben sie ganz gewiß nicht. Ich muß die Figur, mit Hand und Fuß, wie ich nie etwas Vollenderes gesehen, und wie nur die Natur sie so unübertrefflich bilden kann, ganz darstellen und ihr auch die Anmuth der Haltung, den Reiz der Kleidung, vor allen Dingen aber die Farbe, wie sie im Leben ist, zu verleihen suchen, wenn ich mir selbst genügen will. Und das will ich, ein unwiderstehlicher Trieb drängt mich dazu. Aber wie, in welcher Stellung, in welcher Situation stelle ich sie dar? Soll ich den kalten

Gletscher wählen, auf dem ich sie halb gebrochen und doch so stolz sitzend fand? Soll ich die blaue Eiswand malen, die ihren kühnen Fuß hemmte, oder die entsetzliche Spalte, die sie nicht überspringen konnte? Nein, das darf ich nicht, das würde ihren stolzen Sinn demüthigen, denn sich in einer Lage abgebildet zu wissen — wenn sie es auch nicht mit eigenen Augen sähe — die eigentlich eine Niederlage für ihren muthigen Geist war, müßte ihr peinlich sein und würde mir ihrerseits einen wohlverdienten Vorwurf zuziehen. Ah — ja, jetzt habe ich es — zu Pferde muß sie sitzen, da ist sie am schönsten, an ihrem Platz, da prägt sich ihr ganzes characteristisches Wesen am schärfsten und deutlichsten aus. Also zu Pferde — aber welche Staffage wähle ich? Ein Gebirge — ja — die Schweiz? Wie, eine Schottin in der Schweiz? Nein, das würde mir die Harmonie der einzelnen Theile stören, und Harmonie, im Ganzen und Einzelnen, muß in jedem Menschenwerke zu spüren sein, sonst kann man es weder schön, noch edel nennen. Ah, jetzt habe ich es, und siehe da, die Scene, die ich hier vor Augen sehe, wenn ich mir nur den Schnee fortdenke und einen Baum hinzufüge, bietet mir selbst den Schauplatz dar, denn selten wie hier gleicht die Schweiz den schottischen Hochlanden mit ihren kahlen, grauen

Bergzügen, mit ihren blauschimmernden Seen und düsteren Wolken, die einen mystischen Schatten, wie den Nachklang einer heroischen Sage, über ihre ganze Landschaft werfen."

Und schon hatte er ein reines Blatt aufgeschlagen und seine Bleistifte für die neue großartige Skizze zugespitzt. Ohne nur noch einen Augenblick zu zögern oder zu schwanken, begab er sich mit einem Eifer an die Arbeit, daß er nichts sah oder hörte, was um ihn her im Zimmer vorging, sondern allein seinem inneren Genius folgte, der ihn in der That diesmal auf geweihtem Wege zu einem herrlichen Ziele führte.

Die Skizze, die später in viel größerem Format und in Oel ausgeführt werden sollte, stellte also eine schottische Hochlandsgegend dar. Den Hintergrund schlossen kahle, graugrüne, eigengestaltete Hügel ein, auf deren in der Mitte gelegene Schlucht ein steiniger Weg an einem ovalen See vorüber zuführte. Der See, halb von Röhricht und Binsen bedeckt und von kurzem dichten Gebüsch umkränzt, blieb zur Rechten; zur Linken im Vordergrunde aber erhob sich eine uralte Föhre, die ihre markigen Aeste in seltsamen Windungen in die Lüfte ragen ließ. Unter der Föhre selbst aber hielt eine edle Gestalt zu Pferde, von zwei Windhunden umsprungen, und an dieser Gestalt — wir

wissen schon, wen sie darstellen sollte — arbeitete der Künstler, nachdem er zuerst ihre Umgebung geschaffen, mit einer so warmen Hingebung, daß schon die bloße Bleistiftskizze, die kaum noch eine Skizze zu nennen war, ein wahres Meisterstück wurde.

Diese Arbeit hatte jedoch etwas mehr Zeit fortgenommen als die erste, und während dabei der Tag weiter vorgeschritten war, hatte sich auch das Wetter ganz anders gestaltet. Der Schnee, den die Phantasie des Malers vorher weggezaubert, war auch in Wirklichkeit verschwunden, denn die zunehmende Wärme der heraufsteigenden Sonne hatte ihn geschmolzen, und als unser Freund sein Auge endlich von der Arbeit erhob, sah er eine ganz neue Landschaft vor sich liegen, über der die strahlende Sonne lächelte, die sich so lange hinter drohenden Wolken verborgen hatte.

Doppelt erfreut und diesmal schon mehr befriedigt, einmal, weil ihm seine Arbeit gelungen, und dann, weil Gottes freundliches Licht wieder über der Welt aufgegangen war, erhob sich der Maler von seinem Stuhle und schaute lange in die Steinwüste hinaus, die sich rings um das Grimselhospiz in ihrer ganzen grandiosen Starrheit ausbreitete.

Da störte ihn der Wirth, der mit lachendem Gesicht erschien und laut seine Freude über die endliche

Aenderung des Wetters äußerte, das nach seiner Meinung sich nun fortan besser gestalten würde. „Lassen Sie die Wasser sich nur erst etwas verlaufen,“ sagte der freundliche Mann, „dann können Sie bald hinaus, und bis heute Abend haben Sie Zeit genug, noch schöne Studien an den Gletschern zu machen, die hier ganz in unserer Nähe liegen.“

„Das ist meine Absicht heute nicht,“ erwiderte der Maler lächelnd. „Allerdings werde ich einen Spaziergang antreten, aber weit will ich mich nicht entfernen, denn ich habe Arbeit genug im Hause zu vollbringen.“

Bald darauf verließ er das einsame Haus, und wenige Augenblicke später sah man ihn auf dem Felsenhügel des Nollen stehen und den gigantischen Gebirgszug des Finsteraarhorns betrachten, der sich immer klarer aus den Wolkenschleiern entwickelte und seine Schneekuppen wie strahlende Leuchten weit über alle Berge der mittleren Schweiz erhob.

Als Franz Marssen seine kleine Excursion beendigt hatte und wieder in das Gastzimmer zurückgekehrt war, um nochmals an seine Arbeit zu gehen, fand er die schottischen Damen um den Frühstückstisch versammelt. Augenscheinlich hatten sie schon geraume

Zeit ihr Frühmahl abgethan, denn das Familienhaupt saß mit finster blickendem Gesicht bereits an einem Seitentische und war wieder mit Schreiben beschäftigt.

Der Maler begrüßte die Gesellschaft mit einer ehrerbietigen Verbeugung und richtete beim Vorübergehen eine Frage nach ihrem Befinden an die Mutter, die sie höflich aber kurz beantwortete, während ihr Gemahl nur einen kaum hörbaren „Guten Morgen!“ murmelte und sich in seinem Geschäft nicht stören ließ. Da dem Maler nichts an den Damen verrieth, daß sie eine längere Unterhaltung mit ihm wünschten, so entfernte er sich mit einer abermaligen Verbeugung von ihrem Tisch und setzte sich an dasselbe Fenster, wo er vorher gearbeitet hatte. Kaum aber lag sein Skizzenbuch vor ihm aufgeschlagen, so standen die drei Damen von ihren Plätzen auf. Die Mutter nahm eine Ecke des Sopha's ein, legte sich ungenirt bequem darauf zurecht, und die englische Miß schickte sich an, ihr aus einem mitgebrachten Buche leise vorzulesen.

Die junge Dame dagegen nahm dem Maler gegenüber einen Stuhl an dem zunächst liegenden Fenster ein, so daß sie ihm das rosige Gesicht voll und klar zukehrte. Dann legte sie ein kostbar eingebun-

denes Skizzenbuch auf einen herangerückten Tisch vor sich nieder und begann sofort zu zeichnen, wozu sie die Felsengegend mit den beiden kleinen Gebirgsseen vor dem Hause zum Vorbild genommen zu haben schien, da sie oft längere Zeit darüber hinaus blickte.

Eine günstigere Gelegenheit, seine Zeichnungen mit dem Original zu vergleichen und, wo es nöthig war, zu corrigiren, konnte dem Maler nicht geboten werden, und er begann sein Werk ohne Zögern, obwohl er möglichst vermied, der jungen Dame sein Thun zu verrathen. Jetzt erst war für ihn der Augenblick einer ihn belohnenden Genugthuung gekommen, denn er konnte mit Befriedigung auf seine Arbeit blicken, da seine Erinnerung, wie er jetzt sah, eben so treu, wie seine Hand geschickt gewesen war.

Das leise Gemurmel der Vorlesenden abgerechnet, blieb es still in dem großen Gemach und die vier Personen fuhren mit gleicher Aemsigkeit in ihrem Thun fort, so daß ein Fremder, wenn er jetzt eingetreten wäre, sich über den Fleiß derselben gefreut haben würde.

Nach einer kleinen Stunde etwa aber erhob sich der Schreibende, legte seine Papiere zusammen, schloß sie in eine lederne Mappe und ging, ohne ein Wort zu reden, hinaus. Kaum war die Thür hinter ihm

zugefallen, so erhob die junge Dame den Kopf und schaute erst vorsichtig, ob sie auch nicht beobachtet werde, dann, als dieses von keiner Seite der Fall war, dreister nach dem Maler hinüber, der mit tief niedergebeugtem Kopfe feine Linien in seiner beinahe fertigen Skizze zog.

Da erhob er zufällig das von der Arbeit gerö- thete Gesicht und seine klaren blauen Augen, von einem warmen Glanz belebt, wie ihn geistige Arbeit immer verleiht, trafen unerwartet mit den dunklen Augensternen der jungen Schottin zusammen. Un- merklich zuckte sie mit denselben, als sie der erste Strahl des hellen Künstlerauges traf, aber bald hatte sie sich wieder gefaßt und hielt nun eine Weile ruhig seine Blicke aus, die wider sein Wissen und Wollen mit der Zeit einen freundlicheren, fast grüßenden Aus- druck annahmen, der, nach einem raschen Blick zu der lesenden Gruppe hinüber, fast auf gleiche Weise er- widert wurde. Aber das Alles ging so rasch und spurlos vorüber, daß kein Mensch, auch wenn er etwas neugierig gewesen wäre, es hätte beobachten können.

Da aber erhob die Dame stolz den Kopf, schüt- telte ihr zwanglos gescheiteltes braunes Haar von der weißen Stirn zurück und gab dem Maler einen nicht zu verkennenden Wink mit der Hand, der offenbar

bedeutete, daß er näher herankommen möge und daß sie mit ihm zu reden wünsche. Allerdings lag etwas Gebieterisches in diesem schnellen stolzen Wink, aber Franz Marssen, an das seltsame Benehmen seiner Reisegesellschaft schon gewöhnt, war dadurch nicht im Mindesten befremdet, und so stand er mäßig eilig auf, schlug sein Buch zu, nahm es unter den Arm und näherte sich mit ruhigen Schritten dem Tische der Dame, der gegenüber er, in Folge eines neuen auffordernden Winkes auf einem leeren Stuhl Platz nahm. Die auf dem Sopha sitzende Dame schien diese Ortsveränderung des Malers eben so wenig zu bemerken wie die Lesende, wenigstens verrieth kein Zeichen an ihnen, daß sie die geringste Notiz davon nahmen.

„Guten Morgen, mein Herr," begann das reizende Mädchen das Gespräch mit leiser Stimme, um die Vorleserin nicht zu stören, und nickte dabei anmuthig mit dem Kopfe. „Störe ich Sie auch nicht, wenn ich Sie von Ihrer Arbeit abhalte und einige unbedeutende Worte an Sie richte?"

„Nein," erwiderte Franz Marssen eben so leise, „Sie stören mich nicht; meine Morgenarbeit ist so gut wie beendet und ich bin ganz Ohr, Ihre — unbedeutenden Worte zu vernehmen."

Das junge Mädchen hob verwundert den Kopf

in die Höhe und ein funkelnder Blick aus ihrem Auge, das sogleich einen röthlichen Schimmer annahm, traf auf das seine. „Ah,“ sagte sie, „Sie geben mir meine Anrede mit Wucher zurück, und das ist gut, nun weiß ich doch gleich, wie ich mich Ihnen gegenüber zu verhalten habe. Sie sind ein kurz angebundener Herr und scheinen ein Freund der muthwilligen Echo zu sein. Doch das wollte ich Ihnen ja nicht sagen, ich wollte vielmehr zu Ihnen, dem Künstler, sprechen. Nun ja, Sie sind ja ein Maler, wie Sie mir selbst gesagt, jetzt will ich Sie einmal auf die Probe stellen und mich überzeugen, ob Sie Ihre Kunst verstehen. Sehen Sie da — ich zeichne so eben diese Steinwüste und die Seen darin. Nun sagen Sie mir, habe ich es recht gemacht und können Sie mir eine gute Censur ausstellen?“

Franz Marssen nahm das ihm zugeschobene Buch, drehte es herum und warf einen raschen prüfenden Blick über die Zeichnung. Was das Technische derselben betraf, so war sie ganz artig und nett, die Dame mußte einen leidlichen Lehrer gehabt haben und verrieth offenbar Anlagen zu ähnlichen Unternehmungen, allein die Auffassung war falsch nnd augenblicklich erkannte das kundige Auge des Malers, worin der Fehler lag.

„Darf ich ganz offen zu Ihnen reden?“ fragte er nach einer kurzen Pause.

„Ganz offen, wie es Ihnen — das Herz, will ich nicht sagen — aber der kritische Sinn gebietet, denn daß Sie tadeln wollen, begreife ich schon, wie ich auch weiß, daß ein Künstler selten die Werke eines Dilettanten lobt.“

„Das will ich doch nicht sagen, mein Fräulein, ich lobe überall gern, was zu loben ist, und gleich hier habe ich Manches zu loben.“

„Manches? Nun, das enthält schon einen kleinen Tadel.“

„Noch gar keinen, wie ich es meine. Sehen Sie nur, Sie haben sich da an eine schwer zu lösende Aufgabe gewagt, an der sogar ein gut geschulter Maler scheitern könnte. Scenerien, wie diese eine ist, lassen sich schwer in gefälliger und verständlicher Form wiedergeben, was doch eine Hauptaufgabe des darstellenden Künstlers ist.“

„Warum nicht?“

„Weil hier die Natur, wenn man mitten in ihr steht, wohl malerisch ist, aber von dem trocknen, kalten Bleistift nicht wiedergegeben werden kann. Um eine so öde, durch keine hervorstehenden Puncte ausgezeichnete Gegend so darzustellen, daß man sie auf den

ersten Blick erfassen und erkennen kann, dazu gehört nothwendig die Farbe. Wenn ich nun von dem Allgemeinen zum Einzelnen übergehe, so haben Sie namentlich einen Fehler begangen, der mir verräth, daß Sie nur eine Dilettantin, wenn auch eine ganz achtbare und viel versprechende, sind. Sie haben nämlich einen Verstoß gegen die Perspective gemacht. Jener Berg darf in dieser Zeichnung nur in den Hintergrund, nicht in den Vordergrund treten, und die eigentlich characterlose Oede, die auf dem wirklichen Vordergrund liegt, läßt sich eben nicht zeichnen, höchstens mit Farben malen. Ich würde das Ganze etwas anders aufgefaßt und mich auf den See und diese beiden ausgezackten Bergkuppen beschränkt haben, dann wäre ein abgeschlossenes und in sich vollendetes Bild entstanden."

Die junge Dame hatte den sanft vorgebrachten Worten aufmerksam zugehört und sah die Richtigkeit derselben ein. „Sie haben gut reden," sagte sie nach einigem Besinnen, „beweisen Sie lieber durch die That, daß Sie es besser machen können, und lassen Sie mich sehen, wie ein geübtes Auge die Sache auffaßt."

„Gern!" erwiderte Franz Marssen, nahm sein eigenes Skizzenbuch, das er neben sich gelegt, schlug ein reines Blatt auf und begann mit einigen raschen

und sicheren Strichen die Zeichnung von Neuem. Kaum aber hatte er die ersten Linien gezogen, die unter seiner geschickten Hand sich von selbst zu bilden schienen, so veränderte sich der bisher so scharfe Gesichtsausdruck seiner Schülerin und sie sah mit frohem Erstaunen, wie ihr Lehrer die begonnene Zeichnung in wenigen Minuten anschaulich und seiner richtigen Ansicht entsprechend, beendete.

„So," sagte er, als er fertig war, „da haben Sie es. So ungefähr würde ich es auffassen. Sehen Sie ein, daß meine Kritik nicht zu schroff war?"

„Vollkommen, und ich wundere mich über mich selber, daß ich es nicht besser machte. Aber eben darin liegt die Schwierigkeit, es gleich von Anfang an gut zu machen, und leicht ist nur das Vollendete zu erkennen, wenn es auf dem Papiere steht."

Sie behielt das Buch vor sich, stützte den Kopf, nachdem sie die Ellbogen auf den Tisch gelegt, auf beide Hände und sah lange und ernst die nur in ihren äußersten Umrissen hingeworfene und doch so leicht erkennbare und characteristische Zeichnung an.

In diesem Augenblick ertönte vom Sopha her ein Ruf, den der Maler auf sich beziehen mußte, und er stand sogleich auf, um demselben Folge zu leisten. „Mein Herr," redete ihn die bleiche Mutter in ihrem

schwerfälligen Deutsch und mit matter Stimme an, „wie steht es mit dem Wetter? Ich denke, gut. Wird es so bleiben?“

Franz Marssen erwiderte einige Worte, die durch die gute Hoffnung, welche sie aussprachen, belebend auf die Fragende wirkten, und da diese das Gespräch noch eine Weile in ähnlicher Weise fortsetzte, behielt ihre Tochter Zeit genug, das vor ihr liegende Skizzenbuch des Malers zu durchblättern und einige von den fertigen Zeichnungen zu betrachten. Aber wie seltsam und unerwartet wurde sie durch diese Betrachtung bewegt, denn Alles, was sie sah, ließ sie erkennen, daß sie einen bedeutenderen Künstler in ihrem Reisegefährten vor sich habe, als sie vermuthet hatte. Allein noch weit mehr verwunderte sie sich, als sie plötzlich ihr eigenes Portrait, von Meisterhand entworfen, erblickte und, noch ein Blatt weiter umschlagend, dasselbe noch einmal in ganzer Figur und zu Pferde sitzend wahrnahm. Im Innersten betroffen, und tief im Anschauen versunken, staunte sie jedoch mehr über die Kunstfertigkeit der Zeichnung als über die Wahl des Gegenstandes und, da sie wohl stolz und hochmüthig, aber in Allem doch gerecht und verständig war, wich ihre bisherige Geringschätzung des unscheinbaren Mannes einer hohen Achtung, die Jedermann, auch der

stolzeste Aristokrat, dem wahren Künstler zollen muß, wenn er sich den oft so heiß erstrebten Ruhm zuerkennen will, alles Große und Schöne zu begreifen und zu würdigen, wo auch in der Welt er es finden mag.

Das Gespräch zwischen dem Maler und der Mutter hatte jedoch bald sein Ende erreicht, und da Ersterer eben wieder an den kleinen Tisch am Fenster trat, schlug die junge Dame rasch die erste Seite zurück und blickte anscheinend noch immer gedankenvoll auf die frisch entworfene Zeichnung hin.

„Nun," sagte Franz Marssen, der das Umschlagen der Blätter, da es hinter seinem Rücken geschah, nicht bemerkt hatte, „haben Sie sich überzeugt, daß man einen und denselben Gegenstand von verschiedenen Seiten auffassen und darstellen kann?"

„Vollkommen, mein Herr, und wenn es Ihnen behagt, es von mir zu hören, so gestehe ich Ihnen, daß Sie, falls Sie eben so gut in Farben malen, als mit dem Bleistift zeichnen, wirklich ein großer Künstler sind."

„Haben Sie daran gezweifelt?" fragte Franz Marssen unbefangen.

„Ja, mein Herr, ich zweifle an Allem, bevor ich mich nicht gründlich überzeugt habe, daß kein Zweifel mehr möglich ist. Habe ich aber diese Ueberzeugung ge-

wonnen, dann hört bei mir jeder Zweifel auf. Und das soll diesmal mein Urtheil über Ihre Kunstleistungen sein."

Das Gespräch wurde durch ihren Vater unterbrochen, der wieder hereinkam und von dem günstiger gewordenen Wetter sprach. Da er kein Wort an den Maler richtete, so hielt dieser sich für überflüssig im Zimmer, nahm seine Sachen zusammen und ging hinaus, um abermals einen kleinen Spaziergang anzutreten.

Kurz vor Mittag waren sechs bis acht neue Reisende von nicht sehr bedeutendem Aussehen eingetroffen und nahmen mit den bereits Anwesenden an der Tafel Theil. Die Fremden unterhielten sich lebhaft genug von ihrer Reise und bekümmerten sich wenig um die vor ihnen Angekommenen, obgleich sie die schöne schottische Dame von Zeit zu Zeit mit neugierigen Blicken betrachteten. Die Familie selbst verhielt sich, wozu ihr Haupt diesmal wie auch sonst durch sein Beispiel Anlaß zu geben schien, durchaus still und sogar mit dem Maler wechselte Niemand ein Wort, da dieser selbst nicht zu sprechen begann. Diese Schweigsamkeit beobachtete er, nicht allein, weil er überhaupt kein lebhafter Sprecher war, sondern auch aus einem anderen Grunde. Er hatte sich bereits eine bestimmte

Richtschnur in seinem Verhalten gegen die Fremden vorgezeichnet. Das schöne Mädchen zwar, wir kennen ja die Gründe, zog ihn einerseits augenscheinlich an; das Widerspruchsvolle, schroff Abweisende in ihrem Wesen aber, obwohl es momentan einen eigenen pikanten Reiz bot, sagte andererseits seiner einfachen und geraden Natur wenig zu, und wiederholt hatte er sich schon auf dem stillen Wunsch ertappt, ihr lieber nicht auf dieser Reise begegnet zu sein.

Bei Weitem störender aber war ihm noch das vornehm herablassende, weinerliche Wesen der Mutter, und am widerwärtigsten die höhnende Kälte, der verbissene Ingrimm und die hochmüthige Grandezza des finsteren Mannes; und oft, wenn er das grollende, fast aller Welt feindselig zugekehrte Gesicht desselben betrachtete, machte er sich im Stillen Vorwürfe, sich mit so wenig umgänglichen und verschlossenen Leuten in nähere Verbindung eingelassen zu haben, in deren Nähe keine Gemüthlichkeit aufkam, wie er sie liebte und gewohnt war und wie sein offener Sinn sie nothwendig zu einem befriedigenden Lebensgenuß bedurfte.

Und dennoch — wie seltsame Widersprüche liegen in der menschlichen Natur, die wir nicht ergründen können — dennoch zog ihn ein unnennbares, dunkles Gefühl, das er sich nicht zu entziffern vermochte und

welches weit von irgend einer Leidenschaft des Herzens entfernt war, zu der ganzen Familie hin. War es Mitleid mit der bleichen, einer welkenden Blume gleichenden Mutter, war es unbewußte Bewunderung der reizvollen Tochter, war es endlich ein Gefühl des Bedauerns, welches ihn oft bei dem Anblick des alternden Mannes ergriff, der, so stolz er war, in manchen Momenten einem schweren Geschick zu unterliegen schien, oder wirkte dies Alles mit einer Wucht auf ihn zusammen ein, er wußte es nicht. Genug, ein unbestimmtes Gefühl war vorhanden, was ihn immer wieder zu der Familie hinzog, obgleich dasselbe fast stets auf der Stelle wich, sobald er in ihre Nähe gelangt war und die Gegenwart eines Anderen ihm nicht den Alpdruck der ihrigen ertragen half.

Die am Mittag angekommenen Reisenden waren bald nach Tische abgeritten und es herrschte wieder die alte Stille in dem abgelegenen Hause. Das Wetter war in der That freundlicher geworden, der Schnee, mit Ausnahme des in den nahen Schneegruben liegenden, war geschmolzen und die Sonne schien hell vom blauen Himmel herab. Auch die Luft war ruhig und mild und die Natur schien mit den Winden in der vergangenen Nacht alle ihre Feindseligkeit ausgetobt zu haben, obwohl selbst in den wärmsten Nach-

mittagsstunden eine gewisse Frische in dieser Höhe zu spüren war.

Franz Marssen wollte den schönen Nachmittag zu einem weiteren Ausfluge benutzen und verließ das Gastzimmer, als kaum die Tafel beendet war. Allein als er mit dem Wirth über sein Vorhaben sprach, fand sich bei näherer Ueberlegung, daß die größeren Ausflüge zu weit, daß die Wege auf den Bergen noch immer sehr schlecht und schlüpfrig und daß also ein eigentlicher Spaziergang nicht recht ausführbar sei. So stieg er denn nur eine Strecke die Anhöhe hinan, mit welcher der Weg nach dem Haslithale beginnt, und suchte sich hie und da ein characteristisches Stein- und Felslabyrinth auf, dessen Abbild er seinem Buche einverleibte, worauf er endlich am späteren Nachmittag, als die Sonne schon schräge Strahlen warf, nach dem Hospiz zurückkehrte. Eine eigenthümliche Beleuchtung der beiden kleinen, von Gletscherwasser gespeisten Seen in der Nähe des Hauses zog ihn an den Rand derselben hin und nun umwandelte und umkletterte er sie, so weit es ging, um schließlich noch einmal den Hügel des Nollen zu besteigen und für diesmal Abschied von der Finsteraarhorngruppe zu nehmen, bis er sie an einer anderen Stelle wieder begrüßen konnte.

Eben wollte er den Weg dahin antreten, als er

die junge Schottin allein von dem Hospiz daherkommen und den Weg einschlagen sah, der seinem eigenen Standpunct zuführte. Sie trug einen langen Alpstock in der Hand und schritt in ihrem bequemen, kleidsamen Anzuge stolz und langsam daher, wobei sie das kühn blickende Auge bald über den See, bald über die umliegenden Höhen schweifen ließ.

Der Maler, nicht sehr geneigt, ihr mit merklicher Absicht entgegenzugehen und ihr so seine Gesellschaft aufzudrängen, blieb stehen und betrachtete sie ruhig aus der Ferne, wobei ein stilles Lächeln seine in der Regel ernsten Züge überflog. „Da haben wir wieder ein schottisches Hochlandsbild,“ sagte er zu sich, „und wenn ich ein zweites malen wollte, so hätte ich hier den herrlichsten Vorwurf dazu. Ha, der alte See mit dem schwarzgrauen Wasser, die nackten, kahlen Steine ringsum und diese stattliche Dame — schreitet sie nicht wie eine stolze Königin der Berge heran, den langen Stab gebieterisch auf den Boden stampfend, als wollte sie sagen: „Das ist mein Reich und hier habe ich über Menschen und Steine zu befehlen?“ Wahrhaftig, eine Gestalt hat sie, die eben so in der Ferne imponirt, wie ihr Gesicht in der Nähe, und die ganze kleine Person könnte sich als classische Erscheinung dreist unter den schönsten Heldinnen Ossian's malen lassen. Nun, wer

weiß, wie ich mir diese leichte Beute noch zu Nutze mache, denn in der That, etwas Besseres ist mir noch nie geboten worden. Ha, sie winkt mit dem Stabe, also sie ist wieder gnädig und will mir die Ehre ihrer Unterhaltung gönnen. Was ich doch glücklich bin! Aber wie, jetzt sehe ich ihr Gesicht schon deutlicher — wo ist der alte Hochmuth daraus geblieben? Sie sieht heute einmal wie ein Weib aus, während man sie früher für eine kalte Fee hätte halten können."

Der Maler irrte sich in dem Gesichtsausdruck der jungen Dame nicht. Ihr schönes Antlitz leuchtete von einer Milde, wie er sie noch nie an ihr bemerkt, und das dunkle Auge sprühte nicht wie sonst ein verzehrendes Feuer aus, wenn sie mit dem jungen Manne sprach, den sie noch vor Kurzem für einen ganz gewöhnlichen Menschen gehalten zu haben schien. Franz Marssen ging ihr ruhig entgegen, nahm grüßend den Hut ab und wollte eben eine Frage an sie richten, als sie ihm schon aus einiger Ferne zurief:

„Wollen Sie in die Berge?"

„Ja," erwiderte der Maler, noch einmal höflich seinen Hut ziehend, „das war eigentlich meine Absicht."

„Dann will ich Sie keinen Augenblick aufhalten. Ich ginge gern ein Stück Weges mit, aber es ist mir zu naß und meine Mutter hegt plötzlich Sorge um

meine Gesundheit, die sie — ganz ohne Grund — bei diesem Wetter für gefährdet glaubt."

„Da hat sie doch wohl Recht. Lassen Sie uns also nur jenen Hügel ersteigen, von seinem Rücken aus können wir die Gipfel des Finsteraarhorns sich röthen sehen."

„Gut, bis dahin gehe ich mit, hier macht man sich die Füße nicht naß."

Franz Marssen warf einen Blick auf ihr zierliches wiewohl festes Schuhwerk, da sie noch immer ihre gelben Reitstiefelchen trug. „Was Ihre Gesundheit betrifft," fuhr er weiter gehend fort, „so hat, wie mir scheint, Ihre Frau Mutter wohl Ursache, Sie zu warnen, da sie selbst so traurige Erfahrungen in Bezug auf ihre eigene gemacht hat. Wissen Sie, daß ich mich schon lange gewundert habe, wie eine so schwächliche und leidende Frau eine so beschwerliche und anstrengende Reise unternehmen konnte?"

Die junge Dame seufzte und schwieg eine Weile. Dann aber hob sie das Auge fast vertrauensvoll gegen ihren Gefährten auf und sagte mit leiserem Tone, als befürchte sie, von irgend Jemanden gehört zu werden: „Ach ja, meine Mutter ist sehr leidend und zwar schon so lange, wie ich sie kenne, und das Uebel nimmt alle Jahre zu, ohne daß man eine Aussicht auf Besserung

gewinnt. Indessen wurde uns die Reise hierher gerade von den Aerzten angerathen, weil sie der Meinung waren, daß die reine Gebirgsluft ihr besser behagen würde, als unser feuchtes, kaltes und windiges Klima. Allerdings setzte man kein schlechtes Wetter voraus, wie wir es in der letzten Zeit erlebt haben. Auch sagte man uns nicht, daß die Wege so beschwerlich wären, sonst hätten wir gewiß nicht die Reise über die Furca angetreten, die sie sehr angegriffen hat."

Franz Marssen machte eine beistimmende Bemerkung und setzte dabei gelassen den Weg nach dem Gipfel des Hügels fort, da er zu bemerken glaubte, daß das junge Mädchen in einer mittheilsamen Stimmung war, die er früher nicht an ihm wahrgenommen hatte. „Sie scheint auch kein großes Vergnügen an den Schönheiten der Natur zu finden, die sie vor sich sieht?" sagte er dann.

„Ach nein, leider nicht das geringste, und das wirkt lähmend auf uns Alle zurück. Ihr körperlicher Zustand hat augenscheinlich auf ihren Geist einen üblen Einfluß geübt. Sie ist stets niedergedrückt, gleichgültig gegen Alles und sieht und hört kaum, was in ihrer nächsten Nähe vorgeht. Ach, die ganze große und so schöne Welt scheint keinen Reiz mehr für sie zu haben, sie wandelt nur wie eine lebende Maschine, aber nicht

wie ein empfindender Mensch darin einher. Mein Vater ist der Einzige, dem sie blindlings wie ihrem Schicksal folgt, wohin er sie führt, und da er noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben hat, ihre Kräfte zu stärken und ihren Geist wieder aufzurichten, so erträgt er seine Aufgabe mit einer Geduld, die ich oft bewundern muß."

Es erfolgte ein längeres Stillschweigen, während man den Hügel erklomm und einen Blick auf die wunderbare Fernsicht warf, die sich hier vor den Augen der Schauenden aufthat. Beide ließen sich dann auf zwei nahe bei einander liegende Steingerölle nieder und blickten still vor sich hin.

„Haben auch Sie Geduld," fuhr der Maler endlich mit sanfter Stimme fort, „hoffentlich erreichen Sie morgen den Hafen der Ruhe. Sie sagten mir ja, Sie blieben längere Zeit in Interlaken, oder irre ich mich darin?"

„Nein, Sie irren sich nicht, wir werden wahrscheinlich — denn Gewisses giebt es für uns nicht auf der Welt — den ganzen Sommer in Interlaken bleiben. Uns Allen, auch meinem Vater, ist diese Ruhe nöthig, wenn er bei seinem regen Geist und seinen vielfachen unangenehmen Geschäften überhaupt je zur Ruhe kommt."

„Ich habe aber bisher keine große Unruhe an ihm bemerkt?“ erwiderte der Maler, ohne zu wissen, daß seine Worte einen fragenden Ausdruck annahmen.

Die junge Dame lächelte fast schmerzlich. „O wie wenig kennen Sie diesen Mann,“ erwiderte sie eifrig, „der sich in Allem, was er thut, so männlich beherrscht. Haben Sie noch nichts von einem Vulkan gehört, der unter still ruhender Asche schläft? Nun, sehen Sie wohl, solch ein Vulkan liegt in meinem Vater, und das Feuer, das er in seinem Innern birgt, bricht periodisch hervor und zerstört dann Alles, was in seiner Nähe ist. O, ich fürchte, es wird auch noch einmal ihn selbst zerstören! — Ach, mein Herr,“ fuhr sie nach einem tiefen Seufzer fort, „es thut mir wohl, mein Herz einmal erleichtern zu können. Es ist merkwürdig, wie manche Zeit im Menschenleben so reich an erschütternden Ereignissen und Erlebnissen ist. Von dem Augenblick an, wo wir unsere letzte Reise antraten, folgte uns das Unheil, bald größeres, bald kleineres, auf den Fersen. Schon der eigentliche Beweggrund zu dieser Reise war ein Unglück.“

Sie schwieg, als hätte sie schon zu viel gesagt, und starrte mit flammenden Augen auf das erhabene Schauspiel hin, welches die klar versinkende Sonne im Hochgebirge stets herbeizuführen pflegt.

„Was für Unheil haben Sie denn auf Ihrer Reise erlebt?“ fragte der Maler, mehr theilnehmend als neugierig.

Das junge Mädchen schwieg noch eine Weile, dann schien es sich ein Herz zu fassen und sprach weiter, wobei es jedoch mit großem Bedacht sich bemühte, nicht mehr zu verrathen, als ein Fremder erfahren durfte, der keinen tieferen Blick in seine Familienverhältnisse thun sollte. „Ich kann Ihnen nicht Alles nennen,“ sagte sie, „was uns unterwegs begegnet ist; was ich Ihnen aber sagen kann, ist Folgendes. Wir sind über See gekommen und auf derselben erlebten wir den ersten Unfall. Es war stürmisches Wetter und die Maschine unseres Dampfers zerbrach. Vierundzwanzig Stunden schwebten wir in großer Gefahr. Das griff meine Mutter so an, daß wir für ihr Leben fürchteten. Endlich liefen wir in einen Hafen ein und wurden durch die Krankheit meiner Mutter an eine Stadt gefesselt, in der mein Vater aus wichtigen Gründen nicht gern weilen mochte. Doch er ertrug meiner Mutter zu Liebe Alles geduldig und fügte sich in das Unvermeidliche. In der letzten Nacht unsers Aufenthals daselbst brach in dem Gasthause Feuer aus und wir wurden nur mit Noth aus einer neuen Gefahr gerettet. Als wir endlich weiter reisen konnten, durften wir es

nur in kleinen Tagereisen thun und so erreichten wir die Schweiz viel später, als wir gewünscht hatten und die Verhältnisse meines Vaters es verlangten. Hier aber finden wir, wohin wir kommen, alle Gasthäuser überfüllt und nirgends eine Spur von der einer Kranken so nothwendigen Behaglichkeit. Die Schweiz ist nur für Gesunde und Starke ein angenehmer Aufenthalt. Ferner hatten wir überall böses Wetter, Regen und Kälte, und als wir uns den Kutschern und Führern anvertrauen mußten, kamen wir überall schlecht an. Hier brach die Achse eines Wagens, dort versagte ein Pferd den Dienst, und wie es uns auf dem Rhonegletscher ergangen ist — das wissen Sie ja eben so gut wie ich."

Sie senkte den Kopf dabei und man merkte ihr an, daß ihr eigenes Abenteuer auf dem Rhonegletscher ihr noch immer ein Gefühl der Demüthigung erregte. Der theilnehmende Maler wollte dasselbe nicht aufkommen lassen und so sagte er freundlich:

„Da sind Sie freilich in viele Verlegenheiten gerathen, aber hoffentlich ist das Unheil jetzt müde geworden, Sie zu bedrängen, und wie dem Regen Sonnenschein folgt, so folgen Ihren düsteren Tagen auch heitere nach. Weder das Glück noch das Unglück hat immer Bestand, daran muß man denken, darauf hoffen, wenn uns das Unglück lange gequält hat."

Die junge Dame schwieg, dachte eine Weile still nach und erhob sich dann plötzlich. „So,“ sagte sie, „die Sonne ist hinter uns untergegangen und die Berge haben ihren rosigen Lichtmantel abgelegt. O, wie bleich und fast leichenhaft treten jetzt die weißen Schneekuppen hervor! Lassen Sie mich aufbrechen, das macht keinen guten Eindruck und erregt wenig Hoffnung, daß Ihre Wünsche in Bezug auf uns erfüllt werden. Ich muß Sie verlassen, da Sie doch wohl noch länger hier bleiben werden?“

Aus den letzten Worten schien Franz Marssen den Wunsch herauszuhören, daß er nicht mit ihr zurückkehren möge, und so nahm er den Hut ab, grüßte höflich und sie trat mit ruhigem und stolzem Gange, wie sie immer ging, den kurzen Rückweg an. Franz Marssen aber setzte sich wieder auf den Stein und richtete seine Blicke auf ihr früheres Ziel. Für ihn hatte das Nachtgewand der Berge nichts Betrübendes oder gar Leichenhaftes. Er sah nichts darin als den ewigen Wechsel der Natur, der sich von selbst ergiebt und versteht, und der nur eine eingreifende Bedeutung für uns hat, wenn wir unsre persönliche Lage damit in Verbindung, in eine Art Wechselwirkung bringen und dabei unsern Geist nicht auf unser Gemüth wirken lassen, der uns sagt, wie der Maler vorher:

daß der finsteren Nacht der lichte Morgen und der düsteren Wolke einst immer wieder der Sonnenschein folgen muß.

Wie es gewöhnlich gegen Abend geschieht, hatten sich auch heute viele Nachtgäste vom Norden und vom Süden her auf der Grimsel eingefunden, die nun sämmtlich an dem gemeinschaftlichen Abendessen Theil nahmen und lebhaft plaudernd bei einander saßen. Gegen das Ende der Tafel trat der Wirth des Gasthauses hinter Franz Marssen und flüsterte ihm einige Worte zu. Daß dieselben eine angenehme Nachricht für den jungen Mann enthielten, konnte man an seinem überrascht und froh aufblickenden Gesicht wahrnehmen, auch erhob er sich sogleich und folgte dem Wirth auf den Flur hinaus.

Als er hier bei dem matten Licht der sparsam aufgehängten Lampen um sich blickte, fiel sein Auge sogleich auf die kleine untersetzte Gestalt eines jungen Mannes und als dieser den Hut abnahm, lächelte ihm das gutmüthige und wohlbekannte Gesicht Jürgen's entgegen.

Noch erhitzt von seinem langen und anstrengenden Marsch, begrüßte er den Sohn seines Herrn mit freudigster Miene und meldete, daß die drei Pferde

frisch und munter im Stalle ständen, worauf er einen Brief übergab, den ihm Doctor Marssen bei seiner Abreise eingehändigt hatte.

Franz Marssen drückte seine Freude über die rechtzeitige Ankunft Jürgen's und der Pferde aus und begab sich sogleich nach dem Stall, um sich selbst von dem Wohlbefinden der letzteren zu überzeugen. Sie standen schon in Decken eingehüllt und ließen sich das süß duftende Heu der Berge vortrefflich schmecken. Es war der uns schon bekannte starke Rappe, den wir den Doctor Marssen bei dem Krankenbesuch in Mürren reiten sahen, ferner eine viel zarter gebaute, aber dabei kräftige und sanftgehende Fuchsstute und endlich ein kleiner, muthiger uud überaus schön geformter Grauschimmel von spanischer Abkunft, welcher letztere Franz Marssen's eigenes Bergpferd war. Alle drei trugen noch ihre eleganten Damensättel auf dem Rücken, und auf Tante Carolinens Geheiß hatte Jürgen dem Schimmel die langen silberhaarigen Mähnen und den oberen Theil des dichten Schweifes mit rothen Bändern durchflochten, ein Schmuck, der dem feurigen Thiere das Aussehen eines zierlichen Damenzelters verlieh.

Unser Freund lächelte freudig, als er die Sorgfalt der guten Tante wahrnahm, und liebkoste dann sein schönes Pferdchen, dessen Ausdauer und Sicher-

heit beim Erklimmen steiler Berge und glatter Saumpfade er kannte und schon oft selbst erprobt hatte.

„Nun, Jürgen," sagte er zu dem immer heiter blickenden Knecht, „es ist mir lieb, daß Du so zeitig gekommen bist, nun können wir morgen früh um sieben Uhr aufbrechen. Aber ruhe und pflege Dich selber und die Pferde, damit wir Ehre mit unsern Transportmitteln einlegen. Du wirst Dich morgen beständig bei der Fuchsstute halten und sie sicher über die glatten Platten nach dem Haslithale leiten. Eine kranke Dame wird darauf sitzen und Du mußt ihr alle Aufmerksamkeit erweisen. Sollte sie oder ein Anderer Dich aber nach irgend etwas fragen, was sich auf unsere Familie bezieht, so gieb ihr keine Auskunft irgend welcher Art, ich werde den Herrschaften das Nöthige selbst eröffnen. Zu diesem Verhalten habe ich meine Gründe. Du hast mich verstanden, Junge, wie?"

„Ei ja, gewiß, Herr, es ist ja auch sonst nicht meine Art, zu plaudern, und wenn mich Jemand fragt, soll er eine passende Antwort erhalten."

„Gut, so richte Dich ein, daß wir Punct sieben Uhr aufbrechen können, das Wetter wird hoffentlich klar und wir werden bei guter Zeit in Meiringen sein. Jedoch kehren wir diesmal bei den Reichenbachfällen ein."

„Mir recht, es soll Alles pünctlich besorgt werden, verlassen Sie sich darauf, Herr.“ —

Als Franz Marssen in den Speisesaal zurücktrat, hefteten sich zwei dunkle Augen auf ihn, die sonst wenig von ihrem Teller aufzublicken pflegten, wenn fremde Gäste in der Nähe saßen. Aber diesmal schauten sie, wie es schien, etwas neugierig nach dem Maler, als dieser schräg gegenüber seinen Platz am Tische wieder einnahm und sogleich einen Brief öffnete und las. Die wenigen Worte dieses Briefes aber lauteten folgendermaßen:

„Mein lieber Franz!

Sehr gern erfülle ich Deine Bitte und sende Dir Jürgen mit den Pferden, da ich sie auf einige Tage recht gut entbehren kann. Es ist mir lieb, daß Du Dich einmal vergnügst und dabei ruhst und zu neuer Arbeit stärkst. Wann Du auch in Dein väterliches Haus zurückkehren magst, offene Arme und treue Herzen werden immer für Dich bereit stehen. Wir sind Beide gesund und grüßen Dich herzlich. Auf ein baldiges frohes Wiedersehen hofft

Dein treuer Vater

Leo Marssen.“

Ueber des Malers ernstes Gesicht flog ein Strahl warmer Freude, als er diese liebevollen Worte las,

und während er den Brief einsteckte, sah er lächelnd nach der schottischen Familie hinüber, um ihr alsbald die angenehme Meldung der Ankunft der Pferde abzustatten. Als in diesem Augenblick gerade der alte Herr sein Gesicht gegen ihn wandte, rief er ihm zu:

„Die Pferde für Ihre Damen sind gekommen, mein Herr, und stehen zu Ihren Befehlen.“

Das Gesicht des finsteren Mannes hellte sich nur wenig auf, als er diese Worte vernahm, jedoch grüßte er gravitätisch herüber und sagte: „Es ist gut. Wann müssen wir morgen aufbrechen?“

„Ich denke, um sieben Uhr. Dann sind Sie bei hellem Tage in Meiringen und haben noch Zeit genug, nach Interlaken zu kommen.“

Der Fremde nickte abermals beistimmend, aber ein dankendes oder nur seine Zufriedenheit ausdrückendes Wort ließ er nicht mehr hören, was der Maler auch sicher nicht erwartet hatte, denn er kannte schon seinen Mann. Bald darauf brach dieser mit seiner Familie auf, um sich zur Ruhe zu begeben, Franz Marssen dagegen blieb noch zwei Stunden im Gastzimmer sitzen und unterhielt sich lebhaft mit einigen Reisenden, die nach der Gotthardtstraße wollten und sich verschiedene gute Rathschläge von ihm ertheilen ließen. Lange vor Mitternacht aber noch lag der große Speise-

saal, der alle Tage verschiedene Gesichter sah und verschiedene Mundarten hörte, wieder verlassen da, sämmtliche Reisende hatten ihre Schlafstellen gesucht, und diesmal heulte kein Wind vor ihren Fenstern, der sie vom Schlafe abgehalten hätte, sondern klar und freundlich blinkten die Sterne vom blauen Himmel nieder, einen eben so wolkenlosen und hellen Tag verheißend, wie es der letztvergangene gewesen war.

Siebentes Kapitel.

Der Abschied.

Aber die Sterne, wenn sie auch noch so klar, und der Nachthimmel, wenn er auch noch so blau ist, sind nicht immer sichere Vorboten eines eben so klaren Morgens und heiteren Tages. Geheimnißvolle Dämonen schlafen zwischen Himmel und Erde und streuen mit unsichtbarer Hand Zwietracht und Unheil zwischen beiden aus. So wirkten sie auch diesmal und raubten dem Morgen das perlende Licht, das jedem Geschöpfe auf Erden so wohl thut, wenn es nach ruhigem Schlaf hoffnungsvoll die Augen öffnet und den jungen Tag als ein neues Geschenk der Vorsehung begrüßt. Wenigstens hatte sich gegen Morgen ein nebelartiger Dunst über das Kesselthal der Grimsel gebreitet und die ringsum liegenden Höhen dem spähenden Auge der Menschen entzogen.

Als Franz Marssen bald nach fünf Uhr in den

Stall trat, um nachzusehen, ob den Pferden ihr Recht geschehen und ob ihre Eisen in Ordnung seien, fand er Jürgen fleißig mit ihnen beschäftigt. Bereits waren sie geputzt und gewaschen und fraßen nun ihre kräftige Morgenspeise, während er mit geschickter Hand dem Schimmel die rothen Bänder von Neuem einflocht. Nachdem der Herr seine letzten Anweisungen gegeben, trat er in's Freie zurück und prüfte mit einigen ortskundigen Führern das Wetter, und alle stimmten darin überein, daß der Nebel bald sich senken und dann ein klarer Sonnentag folgen würde.

Hierin sollten sie schließlich auch Recht behalten, wenn der Nebel auch bis gegen acht Uhr hartnäckig auf Höhen und Tiefen liegen blieb und den Reisenden den Anblick der großartigen Natur, durch die sie wanderten, so lange vorenthielt. Um halb sieben Uhr schon brachte der Diener des Schotten die gefüllten Reisetaschen seiner Herrschaft heraus und flugs wurden sie hinter die Sättel der Pferde geschnallt, die auf dem Hofe bereit standen, um ihre Reiter und Reiterinnen aufzunehmen. Auch die beiden Pferde vom Rhonegletscher und der sie begleitende Junge waren um diese Zeit gerüstet und Franz Marssen, der sein Ränzchen und seinen Regenmantel an Jürgen hatte abtreten müssen, stand zum Abmarsch fertig vor der

Thür, um die Damen zu erwarten, die ihr pünctliches Erscheinen schon hatten melden lassen.

Der Erste, der aus der Thür trat, war der alte Herr selber, der sich fest wie immer in sein Plaid hatte einhüllen lassen. Obgleich er beim ersten Blick, den er auf die Damenpferde warf, bemerken konnte, daß es keine gewöhnlichen Miethpferde seien, die man ihm so gefällig zur Benutzung darbot, so verlor er doch darüber kein Wort, wünschte dem Maler nur flüchtig einen guten Morgen und wandte sich dann nach der Treppe um, von der so eben seine Damen herabstiegen, von dem diensteifrigen Wirthe höflich begleitet, der seinen übrigen Gästen schon viel früher ein ähnliches Geleit gegeben hatte.

Aber da sollte unser Maler doch eine kleine Freude haben. Kaum hatte die junge Schottin, die ihr Plaid nur leicht über die Schulter geschlagen, den Schimmel bemerkt, der sie selbst tragen sollte und der in seinem rothen Schmuck mit dem weich gepolsterten Sattel — letzterer gehörte Tante Carolinen selber an — sich stolz und muthig geberdete, indem er lustig wieherte und den Felsboden mit dem Hufe scharrte, so rief sie lebhaft und freudig aus:

„Diesen Schimmel soll ich besteigen? O, was ist das für ein reizendes und schönes Thier!“

Der Maler lächelte freudig, und indem er höflich seinen Hut zum Morgengruß lüftete, sagte er: „Es ist mein eigenes Pferd, das die Ehre hat, Sie zu tragen, und es freut mich, wenn es Ihren Beifall findet."

„Ihr eigenes Pferd?" lautete die Frage mit einem scharfen Blick des glühenden Auges zurück. „Gut, so besteigen Sie es selber und lassen Sie mich zu Fuße gehen, ich bin stark genug dazu."

„Ich hoffe nicht, daß das Ihr Ernst ist, mein Fräulein," entgegnete Franz Marssen etwas bedrückt. „Heute ist es nur für Sie bestimmt und ich bin überzeugt, Sie werden mit seinem Schritt und seiner Vorsicht zufrieden sein."

Auch die Mutter, die leidlich gestärkt aussah, schien von ihrem ruhig stehenden und glatten Fuchs befriedigt zu sein, und nachdem sie dem Maler einen guten Morgen geboten, hob sie ihr kräftiger Gemahl leicht in den Sattel, der sich sodann um die Anderen nicht weiter bekümmerte und schweigend sein eigenes Pferd bestieg. Die Gesellschafterin dagegen bediente der Wirth, und erst als diese im Sattel saß, stieg die junge Dame leichtfüßig auf den hohen Stein, vor den der Diener ihres Vaters den Grauschimmel geführt hatte. Franz Marssen, noch immer ihres herben

Ausrufs: „Fassen Sie mich nicht an, ich liebe das nicht!“ eingedenk, stand in der Nähe, aber er rührte sich nicht von der Stelle. Seine Hülfe wurde auch keineswegs begehrt oder erwartet, die junge Dame schwang sich geschickt in den bequemen Sattel, was ihr die Kleidung, die sie trug, außerordentlich erleichterte, und so ritt man, nachdem auch der Diener sein Pferd bestiegen und der Junge als Wegweiser vorangesprungen war, in gleicher Ordnung wie am vorigen Morgen vom Rhonegletscher, von der Grimsel ab.

Franz Marssen, der noch mit dem Wirthe sprach, folgte ihnen erst, nachdem sie schon einen kleinen Vorsprung gewonnen, da es aber anfangs bergauf ging, glaubte er Muße genug zu haben, um sie bald einzuholen, in der festen Ueberzeugung, die zwischen seinen eigenen träger gehenden Miethpferde vom Rhonegletscher würden schon den gewöhnlichen langsamen Schritt einschlagen, um jene nicht ihr angeborenes Feuer zu seinen Ungunsten austoben zu lassen.

So klein indeß der Vorsprung nur war, den die Reitenden voraus hatten, so schritten die Pferde doch, die bergan immer schneller, bergab aber viel langsamer als Fußgänger gehen, so rasch voran, daß er sie so bald nicht wieder einholen konnte. Als er den ziemlich ebenen Steinweg gewonnen, der wohl eine Viertel-

stunde lang oberhalb der Grimsel den Weg nach den Handeckfällen einleitet, sah er die Reitenden schon weit vor sich ziehen und er mußte in der That seine Kräfte etwas anspannen, um sie wieder zu erreichen. Jedoch sollte ihm diese Absicht durch den guten Willen der Dame, die den Schimmel ritt, etwas erleichtert werden.

Franz Marssen wußte von seinem Lieblingspferde, daß es den andern keineswegs in der Schnelle seiner Bewegungen, auch im Schritt, nachstand, und dennoch war es jetzt weit hinter ihnen zurückgeblieben, es mußte sein Feuer also durch den Zügel der Reiterin gedämpft worden sein. Noch mehr wurde diese seine Ansicht dadurch bestätigt, daß der Diener, der anfangs hinter der Dame gewesen, jetzt vor ihr ritt und daß diese sich bei einer Wendung des Weges wie zufällig nach dem zurückgebliebenen Reisegefährten umblickte, obwohl dies sehr eilig und kaum bemerkbar geschah.

Als Letzterer ihr endlich näher gekommen war, mäßigte er seinen schnellen Schritt wieder etwas, denn das Schauspiel vor ihm war zu verlockend, um es nicht noch einige Augenblicke in aller Ruhe zu genießen. Nein, so, wie diese Dame, noch dazu auf dem leicht unter ihr schreitenden Schimmel, zu Pferde saß, hatte Franz Marssen noch nie eine andere gesehen. Es

lag eine kühne Grazie in ihrer Haltung, mit einem so stolzen Selbstgefühl verbunden, daß sie auf dem Rücken des munteren Thieres sicher sei, die viel eher zu malen als zu beschreiben war. Gerade mit diesem Gedanken beschäftigt, ging der Maler hinter ihr her, als sie plötzlich den Zügel anzog, und so den Fußgänger, der nicht stehen bleiben wollte, dicht an sich herankommen ließ. Dieser hielt gerade den Hut in der Hand und trocknete sich die heiße Stirn mit einem Tuche.

Als die Reiterin das sah, fragte sie, anfangs mit gleichgültigem Tone, der jedoch rasch zu einem kaum verdeckten Vorwurf anschwoll: „Reiten wir Ihnen zu rasch? O, wie erhitzt Sie aussehen! Aber das ist die Strafe dafür, daß Sie Ihr Pferd nicht selbst genommen; ich würde ruhiger gegangen sein und mich nicht so in Schweiß gesetzt haben, wie Sie."

„Es ist möglich, daß Sie keine so große Eile gehabt hätten, wie ich," erwiderte der Maler, „aber warm würden Sie doch geworden sein. Der Grund daran liegt in der Luft. Zwar deckt noch der Nebel unten das Thal, aber von oben her wirkt schon die Sonne, und bald werden wir sie über uns leuchten sehen."

Hiermit schien er genug gesprochen zu haben,

denn obgleich er jetzt dicht hinter der Reiterin herschritt, sprach er nur, wenn sie ihn durch Fragen dazu veranlaßte, und so nannte er ihr denn nach und nach die Namen der bekannten Wegstellen, über die sie zogen, und machte sie wiederholt auf die marmorglatten Granitplatten, welche das Gletschereis im Laufe der Jahre ausgewaschen und fast polirt hatte, aufmerksam. Allmälig arbeitete man sich aus dem engen und düsteren Felsenthal, welches sie umgab, heraus, die Aussicht wurde freier, das Auge des Menschen konnte sich wieder in der Ferne tummeln, und da Franz Marssen wußte, daß man nun bald die Gegend erreichen würde, wo nach und nach die Vegetation beginnt, so drang er mit seinem scharfen Auge sehnsüchtig durch den dichten Nebelschleier, ohne jedoch noch die ersten dunklen Zwergtannen wahrnehmen zu können. Als er während dieses forschenden Ausschauens anhaltend schwieg, drehte sich die Dame noch einmal nach ihm herum und sagte mit der ihr in manchen Momenten eigenen Hastigkeit:

„Warum reden Sie nicht? Sie haben noch kein Wort aus freien Stücken mit mir gesprochen!"

„Ich weiß ja nicht," erwiderte der Maler bescheiden, „ob Ihnen mein Gespräch nicht störend ist. Es giebt Menschen, die in solchen wilden und roman-

tischen Gebirgsgegenden lieber ihre Augen als ihre Ohren in Thätigkeit setzen."

„Ja, Sie scheinen mir auch dazu zu gehören, doch ich will jetzt mit Ihnen sprechen, und damit Sie es wo möglich gern thun, will ich Ihnen sagen, daß es für mich ein hoher Genuß ist, mit einem gebildeten Menschen zu reden, der mit Geschick Gegenstände zu berühren versteht, die mich interessiren."

Der Maler erhob bei den mit Nachdruck gesprochenen Worten seinen Kopf rasch gegen die Redende, wußte aber wahrscheinlich selbst nicht, welch ein Ausdruck dabei auf seinem Gesicht lag. Dieser Ausdruck, wenn man ihn übersetzte, sagte so viel als: „Wie, halten Sie mich wirklich für einen gebildeten Menschen? Es schien früher nicht so!"

Die junge Dame aber hatte in seiner Seele gelesen und nun sah sie ihn ihrerseits mit einem eben so sprechenden Blick an, den auch er verstand und sich etwa so übersetzte: „O ja, ich halte Sie dafür, sonst hätte ich Ihnen gestern nicht ein so großes Vertrauen bewiesen und mit Ihnen von meinen Familienverhältnissen gesprochen."

Wie gesagt, dieses kurze Gespräch wurde nur mit Blicken geführt und doch ward es verstanden und beide Theile fanden vielleicht einige Genugthuung dabei.

Franz Marssen, der nach Worten suchte, um seine Gedanken auszudrücken, wollte eben zu sprechen beginnen, als ein äußerer Vorgang seine Aufmerksamkeit wieder in Anspruch nahm und davon ablenkte. Man hatte eben den wilden, felsigen Engpaß überwunden und stieg auf der granitklippenreichen sogenannten „bösen Seite“ hinab, als die Nebel, die schon lange dünner und durchsichtiger geworden, sich plötzlich ganz senkten und ein silberweißer warmer Strahl von oben durch das leichte Dunstgewölk herniederfuhr. Als wäre dadurch auf einen Schlag der düstere Vorhang beseitigt, der den Reisenden die Aussicht in die Ferne verschloß, so sahen sie hier tief unter sich im Grunde dunkle Gruppen kleiner Zwergtannen auftauchen, hie und da eine silberne Wasserader von den sich mit Moos bedeckenden Bergen rinnen und mitten hindurch den Weg sich deutlicher abzeichnen, den man nun bis zur Handeck verfolgen mußte.

„O, mein Fräulein,“ begann der Maler jetzt lebhafter als vorher das Gespräch, „jetzt heben Sie Ihre Augen auf und schauen Sie um sich. Die starre Wüste von Stein liegt hinter uns und wir sind an die Pforten des schönen Haslithales gelangt, um gleich selbst in das Paradies der Maler einzutreten.“

„Das Paradies der Maler? Wie soll ich das

verstehen? fragte die Dame. „Dürfen nur Maler in dasselbe eintreten?“

„O nein, so ausschließlich ist diese Gattung von Menschen nicht, sie gönnen auch Anderen ihr Glück und ihre Freude. Aber allerdings nenne ich mit Recht das Haslithal das Paradies oder vielmehr das Eldorado der Künstler. Denn bald werden Sie an den schönsten Puncten auf jedem Stein einen Zeichner sitzen und mit Begeisterung die Werke copiren sehen, die Gottes allmächtige Hand hier so reichlich ausgestreut hat. Alljährlich pilgern meine Kunstgenossen in großer Zahl und aus allen Ländern hierher, um im Winter zu Hause die reiche Ausbeute zu verarbeiten, die sie in einem kurzen Sommer gesammelt haben.“

„So. Wenn das so vortheilhaft für die Künstler ist, dann wundere ich mich nur, daß Sie nicht auch in diesem Eldorado sitzen geblieben sind, statt sich nach der schrecklichen Furca durch kaltes und todtes Gestein hinaufzuarbeiten.“

„Nun, ich bin auch mit der Furca und was damit verbunden ist, für diesmal zufrieden,“ entgegnete der Maler nach einiger Weile, wobei er seinen Kopf wie zufällig nach der Seite wandte. „Aber die Furca war freilich kein Ziel für mich, nur ein Mittel zum Zweck, denn ich war auf einem größeren Kunstausflug

nach dem Süden begriffen und mußte über die Grimsel, um nach meiner Heimat zu gelangen. Uebrigens bin ich schon früher ein Theilnehmer der paradiesischen Freuden dieses Thales gewesen, da ich vorigen Sommer sechs Wochen in Guttanen gewohnt und mir von dem hier in der Umgegend Gebotenen ausgewählt habe, was mir am besten gefiel."

„Dann sind Sie wohl im Winter auch mit der Ausbeute des Sommers beschäftigt gewesen?"

„Ganz gewiß, ich bin sehr fleißig gewesen, was ich mir freilich nicht zum Ruhme anrechnen will, da es die Pflicht des mit den Händen arbeitenden Menschen ist, fleißig zu sein."

„Arbeiten Sie denn nur mit den Händen? Ich dächte, ein Maler müßte auch viel mit dem Kopfe arbeiten?"

„Wenn er der rechte Maler ist, gewiß."

„Nun, dafür halte ich Sie in der That; Sie sehen mir nicht danach aus, als ob Sie blos Ihre Hände zeichnen und malen ließen, ohne mit Ihrem Geiste dabei zu sein."

„Sie sind sehr freundlich, aber auch das wäre kein besonderer Ruhm für mich. Der Mensch, der nicht denkt, das heißt, seinen Geist nicht wirksam sein läßt, existirt für mich nicht als solcher, sondern nur

als ein ziemlich unbedeutendes Geschöpf, dem die Vorsehung aus Zufall oder Gewohnheitstrieb die menschliche Gestalt gegeben hat."

„Sie urtheilen etwas strenge darin."

„Es scheint mir abermals eine Pflicht für den vorwärts strebenden Menschen zu sein, in dieser Beziehung am strengsten über sich selber zu Gericht zu sitzen."

Hier brach das Gespräch ab; die junge Dame schien den in der letzten Unterhaltung gebotenen Stoff genauer zu bedenken und Franz Marssen richtete sein heller gewordenes Auge auf die reizenden Tannengruppen, an denen man jetzt vorüberkam, auf das wild strömende Wasser der Aare, die sich auf ihren jähen Sturz vorbereitete, und auf die umgränzenden Felsenhöhen, die in der That einen so malerischen Character annahmen, daß auch weniger geschulte Augen als die seinen ihre Freude daran haben mußten.

So zog man denn den immer grüner werdenden Abhang, der sich nach der Handeck zieht, schweigend hinab und fand, als man vor dem gastlichen Wirthshaus anlangte, welches mitten in dem öden Knotenpunct so vieler unbeschreiblicher Naturreize liegt, die übrige Gesellschaft schon von den Pferden gestiegen.

Während Franz Marssen noch draußen blieb und

mit Jürgen sprach, hatte sich der alte Schotte in das Wirthshaus begeben, um vor der Hand das später einzunehmende Frühstück zu bestellen, und war dann mit seiner Familie nach dem Handeckfalle hinabgeeilt, ohne auf die Führung des Malers zu warten. Einige Minuten später ging dieser ihm langsam nach, nachdem er sich überzeugt, daß noch keine anderen Reisenden im Hause waren und daß ihnen also der Genuß des Wasserfalles in keiner Weise geschmälert werden würde. Unterdeß war die junge Dame, von ihrer Ungeduld, das berühmte Naturspiel zu sehen, getrieben und von dem donnernden Gebrause, welches die ungeheure Masse des fallenden Wassers hervorbringt, auf den richtigen Weg geleitet, ihren Verwandten vorangeeilt, und als der Maler auf die Brücke trat, die so künstlich oberhalb des Falles angebracht ist, fand er die ganze Familie vereinigt vor, voller Staunen und Verwunderung, aber auch voll Angst in die schneeigen Wirbel blickend, die der Schaum des zerstäubenden Flusses hervorbringt, indem er seine graugelben Fluthen hie und da gegen die Felsen schleudert und dann ohne Halt in den 225 Fuß tiefen Abgrund stürzen muß.

Aber nur wenige Minuten hielt die halb betäubte und geängstigte Mutter es an dieser Stelle aus. Mit

beiden Händen sich die Ohren verschließend, rief sie ihrem Manne zu: „Bringe mich fort, rasch, rasch, hier halte ich es keinen Augenblick mehr aus. Meine Nerven ertragen diesen Höllenlärm nicht und ich habe den Tod davon!“

Der in Bezug auf die Wünsche seiner Gemahlin stets dienstbereite Gatte ergriff den Arm der Flehenden und führte sie wieder zur Höhe hinauf; die Gesellschafterin blieb noch einige Augenblicke, deutete voller Entzücken auf den vom Aerlengletscher zur Linken herabstürzenden Aerlenbach, der seine schneeweißen Gewässer in demselben Trichter mit der dunkleren Aare ergießt, und folgte dann ruhig und still, wie sie sich immer verhielt, den beiden Vorangegangenen nach.

Kaum war sie fort, so trat die junge Dame näher an den Maler heran und rief ihm mit stark tönender Stimme zu: „Das ist groß, viel größer, als ich mir vorgestellt, daß es sein könnte. Kann man den Fall auch von unten sehen?“

Der Maler nickte bejahend und deutete auf den Weg, der in die Kluft zwischen den von der Aare gesprengten Felsen hinabführt. Rasch und leicht wie ein Reh, sprang sie ihm voran und war schon unten in der Tiefe angelangt, ehe der bedächtiger schreitende junge Mann nur die Hälfte des Weges zurückgelegt.

Hier unten auf verschiedenen Stellen sah man denn auch, wie Franz Marssen vorausgesagt, mehrere Maler sitzen, die sich eifrig bemühten, einen Theil des großen Ganzen auf ihr Papier zu bringen. Rasch an ihnen vorüberschlüpfend, gelangte die Schottin auf einen breiteren Felsvorsprung dicht über dem stiller wirbelnden Strombett, wo sie sich endlich niederließ und den ihr nachklimmenden Reisegefährten erwartete.

„Ha, das ist auch schön,“ rief sie ihm entgegen, als er endlich kam, „obwohl nicht so groß und hehr, wie von da oben gesehen. Das ist also die Aare?“

„Ja, und zwar der ganze Fluß, der mit seiner vollen Wucht, ob er will oder nicht, hier hinabstürzen muß, denn es ward ihm von der Natur beschieden, diesen Weg zu nehmen, wie auch dem Menschen auf der Erde sein Weg vorgeschrieben wird.“

„Hm, ja, aber er stürzt hier nicht in sein Grab, nicht wahr? Er steht dort unten wieder auf und lebt noch eine Weile froh und heiter fort?“

„Gewiß, und es ist dies derselbe Fluß, der Sie heute auf Ihrem ganzen Wege begleitet, der auf den Aargletschern entspringt, hier seinen großen Salto mortale so glücklich ausführt, in unzähligen kleineren Sprüngen und Krümmungen an den Brienzer See gelangt, ihn durchfließt, dann das Bödeli durchströmt, noch ein-

mal den Thuner See durchschwimmt und sich nach dem gemüthlichen Bern wendet, um endlich im Rhein zu sterben, der so viele Jugendschwärmer aufnimmt, um sie zuletzt in der Nordsee Ruhe finden zu lassen."

„Da hat er einen schönen und interessanten Lebenslauf, das muß man sagen. O, könnte ich mir doch eine Skizze davon mitnehmen, denn diesen Anblick möchte ich nie vergessen, wenn ich auch das Getöse, das sein Sturz verursacht, gern recht bald aus den Ohren loswürde."

„Machen Sie sich doch eine Skizze davon!" bemerkte lächelnd der Maler.

„Das vermag ich nicht, dazu fühle ich mich zu schwach. Ihr Bleistift würde leichter damit fertig werden."

„Mein Bleistift gewiß nicht, denn zeichnen möchte ich ihn selbst nicht gern. Aber mit Farben malen, das ist nicht so schwer, wie Sie es sich vielleicht denken."

„O, wenn man etwas recht versteht, ist es niemals schwer. Sie haben diesen Wasserfall wohl schon gemalt?"

Franz Marssen nickte freudig. „Schon zweimal und bei verschiedener Beleuchtung."

„Und ist das Werk gelungen?"

„Ich denke es; an Sorgfalt, Mühe und Fleiß habe ich es nicht fehlen lassen."

„Warum mag eine solche Arbeit so schwer und so wenig lohnend herzustellen sein?"

„Schwer ist sie, weil in dem Naturbilde selbst keine Ruhe liegt und man den Punct aus dem Auge verliert, den man eben erfaßt zu haben glaubt; und wenig lohnend ist sie für den Künstler, das heißt, nicht von allen Beschauern gleich warm gelobt, weil der Wechsel zu groß ist und der Eine das Bild so, der Andere anders in der Natur gesehen hat, es also selten auf dem Bilde so wieder findet, wie es ihm in der Vorstellung wurzelt."

„Sie mögen Recht haben. O, mein Gott, ja, das ist schön!" rief sie, die vollen Arme vor der Brust kreuzend und sich in den herrlichen Anblick versenkend, wobei ihr Gesicht einen fast rührend schönen Ausdruck annahm, da das sonst so feurige Auge mild und weich blickte. „So schön habe ich mir Gottes Welt doch nicht gedacht!"

„Es giebt noch schönere Puncte auf Gottes Welt," bemerkte der Maler sinnig, „sehen Sie sie nur erst mit Ruhe und Nachdenken an."

„Nein, nein, wenn ich erst nachdenken soll, ist die

größte Schönheit vorüber. Sie muß mich überstürzen, überwältigen, wie dieser Anblick — das allein befriedigt mich."

„Weil Sie ein Gemüth haben, das überstürzt, überwältigt werden muß, um ergriffen zu werden. Andere Menschen sind anders geartet —"

„Ich weiß, ich weiß," unterbrach sie ihn, „aber jetzt predigen Sie mir nichts vor. Hier will ich nur genießen. O mein Gott, es wird jeden Augenblick schöner, größer, erhabener."

„Ja, das ist wahr und hierin liegt der Unterschied zwischen Gottes und der Menschen Werken. Diese werden bei längerer Anschauung immer kleiner und unbedeutender, wo jene allmälig in den Himmel wachsen. Hier will der Anblick des Ganzen erst in unsere Seele dringen, sie ganz ergreifen, ganz erfüllen, bevor er vollkommen gewürdigt wird, und des Menschen Auge ist zu schwach, mit einem Blick Alles und Alles zu fassen. Das sagen auch die Dichter, die sich schon oft an dieser Stelle versucht haben —"

„Ach, schweigen Sie mir von der Poesie still, die mit Worten beschreibt — hier kann nur, Sie haben ganz Recht, die Farbe und der Pinsel wirken, und nie wie jetzt habe ich erkannt, daß auch die Malerkunst auf den Namen einer göttlichen Berechtigung hat, die

ich früher, ehe ich in der Schweiz war, nur der Dichtung allein zuschrieb."

„Urtheilen Sie nicht ungerecht, mein Fräulein. Jede Kunst hat ihre Vorzüge, wie sie ihre Gränzen hat. Doch jetzt brechen Sie Ihre Betrachtung ab und steigen Sie wieder mit mir hinauf. Sie haben lange genug geschwelgt und es wird Zeit, daß Sie die irdische Milch und das irdische Brod essen, damit Ihr Körper dem Anstürmen Ihres Geistes gewachsen bleibt. Wir haben noch einen tüchtigen Marsch bis nach Meiringen und Ihre Frau Mutter muß frühzeitig nach Interlaken kommen."

Fast widerwillig und immer von Neuem mit den Augen nach dem schäumenden Wasserchaos zurückkehrend, folgte ihm endlich die junge Dame; als sie aber oben vor dem Wirthshause angekommen waren, begleitete er sie nicht in das Zimmer, sondern begab sich noch einmal nach der oberen Brücke, sei es nun, daß er selbst kein Frühstück nehmen oder es so viel wie möglich vermeiden wollte, in näheren Verkehr mit der Familie zu treten, die ihn allmälig, das gestand er sich selber ein, mit ihrem kalten und abstoßenden Benehmen zu beängstigen anfing, je mehr ihn die natürliche Frische und Anmuth und der originelle trotzige Sinn des jungen Mädchens anzog. —

Nach einer guten Stunde Aufenthalts hatten sich die Reisenden hinlänglich erquickt und die Pferde genügend geruht, um die anstrengende Reise weiter fortsetzen zu können. Als die Reihe vom Morgen wieder hergestellt und die ersten Personen abgeritten waren, blieb die junge Dame nochmals etwas zurück, aber nicht etwa, um mit dem Maler das Gespräch fortzusetzen oder auf ihn zu warten, sondern nur um einen bedauernden Blick nach der Aar und der silbernen Aerle hinüber zu werfen, die mit ihrem donnernden Gebraus die Abreisenden ein gutes Stück Weges begleiteten.

„Es ist schade," sagte sie plötzlich zu Franz Marssen, der wieder an ihrer Seite ging, „daß man sich im Leben so oft von Orten trennen muß, an denen man lieber Jahre als Minuten weilte. Von dieser Stelle weiche ich mit schwerem Herzen, denn ich sage mir: es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich sie mit Augen geschaut."

„Dies Schicksal theilt sie mit vielen anderen Stellen, denn viele sehen wir im Leben nur einmal — und nicht mit Oertlichkeiten allein, auch mit Menschen geht es uns so, mit denen wir oft gern länger Gedanken und Meinungen austauschten, als es die Verhältnisse gestatten zu wollen scheinen."

Ob die junge Dame dieser Ansicht beistimmte,

erfuhr unser Freund nicht, denn sie hielt, schon während er noch sprach, den Kopf gesenkt und ritt längere Zeit in Nachdenken versunken, ihren Weg fort, bis sie durch die wunderbar schöne Umgebung, die bald großartige, bald liebliche Reize entwickelte, wieder zu sich selbst gebracht wurde und der äußeren Welt ihre Aufmerksamkeit schenkte.

Man war wieder in ein engeres, von der rauschenden Aar durchströmtes und von steilen Felswänden eingeschlossenes Thal gelangt, welches nur durch die reiche Fülle dunkler Tannen auf seinen Abhängen ein freundlicheres Ansehen erhielt. Hier begegneten den Reisenden schon viele Menschen zu Fuß und zu Pferde, die am frühen Morgen von Meiringen aufgebrochen waren und dasselbe Ziel erstrebten, welches sie selbst vor wenigen Stunden verlassen hatten.

Allmälig wurde das Thal schroffer und die steileren Abhänge drängten sich näher zusammen. Auf den höchsten Spitzen der Berge zeigten sich schneeige Gipfel, die mit ihren Schneemassen im Winter ungeheure und zahllose Geröllblöcke herniedergesandt hatten. Bald rauschte die Aar zur Rechten, bald rieselte sie zur Linken, denn öfters überschritt man feste Brücken, unter denen der wilde Gebirgsstrom unwillig brodelte, und endlich gelangte man auf die gigantische Felsen-

gallerie, die auf dem Wege nach Guttanen die Aar tief unten im moosigen Grunde zur Linken hat und wo man nicht weiß, ob man sich über den reichen Wechsel der sich aufrollenden Bilder mehr freuen als über ihre grandiose Erhabenheit staunen soll.

Doch es ist nicht unsere Absicht, eine genaue Beschreibung dieser Wege und ihrer Umgebung zu liefern; nur hie und da knüpfen wir an einige Orte Gespräche zwischen den handelnden Personen an, die uns für die Folge in unsrer Erzählung von Wichtigkeit scheinen. So war man denn endlich gegen Mittag in das reizend gelegene Alpendorf Guttanen gelangt und dicht vor demselben trat der Maler an die junge Dame heran, zog den Hut und erklärte, daß er ihr nicht in das Gasthaus folgen könne, wohin Jürgen ihre Familie zu führen beordert sei, da er ein Geschäft hier im Orte zu vollbringen habe.

„Ein Geschäft?“ fragte die Dame verwundert. „Wollen Sie irgend etwas Schönes zeichnen?“

„Ach nein, ich will nur eine Familie besuchen, bei der ich voriges Jahr traulich und gemüthlich gewohnt habe, obwohl es nur eine einfache Bauernfamilie ist.“

„So leben Sie wohl. Wir sehen Sie doch noch vor Meiringen wieder?“

„Ich werde nicht auf mich warten lassen. Sobald

Sie dem Dorfe den Rücken kehren, werden Sie mich gewissenhaft in Ihrer Nähe finden."

Er nahm noch einmal höflich den Hut ab, sie nickte ihm halb vertraulich, halb vornehm zu, und gleich darauf war er hinter einem Felsenvorsprung verschwunden, während Jürgen die Gesellschaft nach dem Pfarrhause führte, wo man in der Regel einzukehren pflegt, da der Geistliche hier, wie das oft in der Schweiz ist, zugleich die Würde eines Gastgebers bekleidet.

Als nach anderthalbstündigem Aufenthalt die reisende Familie sich wieder in Bewegung setzte, kam sie an einem neuerbauten Hause vorüber, das sich durch äußere Nettigkeit, eine reiche Blumenzier und ein hübsches grünangestrichenes Stacket vor allen übrigen auszeichnete. Vor der Thür, die ein kleiner Vorbau überdachte, stand Franz Marssen neben einem hochgewachsenen, sauber gekleideten Mädchen mit üppigem, glänzend blonden Haar, dunkelblauem Auge und einer so zarten frischen Hautfarbe, daß sie sogleich in's Auge fallen mußte. Eben ritt die junge schottische Dame, die letzte im Zuge, vorüber, da reichte er freundlich dem Mädchen die Hand und nahm freundlich Abschied von ihm. Die Schweizerin lächelte ihm fast herzlich zu und als er von ihr fortgetreten war, rief sie ihm ein fröh=

liches „Auf Wiedersehen!“ nach, dem gleichwohl ein wehmüthiger Klang beigemischt war.

Franz Marssen, den die fremde Dame nur flüchtig grüßte, als er ehrerbietig vor ihr den Hut abnahm, ging etwa zwanzig Schritte hinter ihrem Pferde her. Sie schien indessen nicht zum Sprechen aufgelegt zu sein, denn wohl eine halbe Stunde ritt sie still weiter, ohne sich nur mit einem Blick nach ihrem Reisegefährten umzusehen. Endlich aber zog sie den Zügel des Schimmels leise an, dieser ging sogleich langsamer, und da Franz Marssen auf dieses bekannte Zeichen näher an sie heran trat, als wolle er nach ihrem Begehren fragen, sah sie ihm ernst forschend in das ehrliche Gesicht und sagte mit ihrem gewöhnlichen Gleichmuth:

„War das Mädchen, mit dem Sie den herzlichen Abschied austauschten, die Bekannte, die Sie in dem Dorfe besuchen wollten?“

„Ja, das war sie, wenigstens die Tochter des Mannes, bei dem ich voriges Jahr sechs Wochen gewohnt habe und wie ein guter Freund behandelt worden bin.“

„Das Mädchen sah anziehend aus und war auffallend schön, wie ich hier selten eine Person gesehen.“

„O ja, sie ist auch schön, da haben Sie Recht,

obgleich weniger für mich als Andere, die es sich nicht haben nehmen lassen, mit ihrem Conterfei eine hübsche Reihe von Kunstausstellungen in großen Städten zu schmücken."

„So, so, dann hat sie Ihnen auch wohl schon zum Modell gedient? Nun, man muß gestehen, daß die Herren Maler sich recht artige Gegenstände für ihren Pinsel auszuwählen wissen."

„Das wissen sie, o ja, und es muß auch so sein, denn wo wollten sie alle Gesichter und Gestalten hernehmen, wenn ihnen die Natur und eine günstige Gelegenheit nicht von Zeit zu Zeit derartige Modelle darböte. Uebrigens gehört dieses schöne und in der ganzen Gegend bekannte Mädchen zu den Bewohnern des Haslithales, von welchen die Sage behauptet, daß sie vor langer, langer Zeit eingewanderte Schweden seien, und wenn man die herrlichen Gestalten und die eigenthümlich klaren Gesichter dieser Frauen und Männer betrachtet, die ein durchaus nordisches Gepräge tragen, so muß man so ziemlich von der Wahrheit dieser Sage überzeugt sein."

„Wie," rief die Dame in höchster Verwunderung und hielt unwillkürlich einen Augenblick ihr Pferd an, „Einwanderer aus Schweden? Ist das Ihr Ernst?"

„Gewiß, mein Fräulein. Berühmte Geschichts-

schreiber behaupten und belegen es, und die Gemeinde in Guttanen bewahrt in ihrer Kirche die Documente auf, die ihre Abstammung unwiderleglich beweisen."

„Das ist ja höchst merkwürdig. Und wann sind diese Schweden hierher gekommen und durch welche Schicksalsschläge so weit von ihrem Vaterlande weggetrieben?"

„Das ist ein Geheimniß, welches Ihnen weder ich noch irgend ein Anderer lösen kann. Jedenfalls ist es vor langer, langer Zeit geschehen und das Merkwürdige dabei scheint mir nur das zu sein, daß diese Nachkommen eines nordischen Volkes in so langer Zeit die sichtbaren Spuren ihrer Abstammung in Wesen, Gestalt und Zügen bewahrt haben, wie Sie sich ja wohl so eben selbst überzeugten."

Die junge Dame antwortete nicht und blieb längere Zeit in nachdenkliches Schweigen versunken. Als sie aber nach einer Weile das dunkle, ernst blickende Auge seitwärts wandte und den Maler still vor sich hin lächeln sah, fragte sie, ohne Mißmuth, aber auch ohne Freundlichkeit: „Warum lächeln Sie?"

„Ich freue mich, daß auch Sie einmal etwas thun können, was Sie heute Morgen an mir gerügt haben."

„Was hätte ich an Ihnen gerügt?"

„Daß ich so schweigsam war — und jetzt sind Sie es.“

„Nun ja, mir geht Ihre Schwedensage ernstlich im Kopfe herum.“

„Das heißt mit anderen Worten: Sie haben jetzt zu denken, wie auch ich heute früh. Daraus folgt ganz einfach, daß jeder Mensch abwechselnd Momente stillen Nachdenkens und lauter Mittheilung hat, nicht wahr?“

„Sie mögen Recht haben, aber nun sagen Sie mir noch Eins, da sie ja einmal ein Maler sind. Jenes Mädchen, mit dem Sie so eben den Händedruck und den Abschiedsgruß tauschten, war also eine nordische, eine scandinavische Schönheit. Nehmen wir das als ausgemacht an. Stellen Sie sich nun alle nordischen Frauen so hellblond und mit blauen Augen ausgestattet vor, da Sie gerade jene Eigenschaften als Kennzeichen ihrer Abkunft nannten?“

„Alle wohl nicht und es giebt gewiß Ausnahmen unter ihnen, wie es sogar in Italien und noch südlicher blonde Frauen und Mädchen mit hellen Augen giebt. Allein jene Eigenschaften sollen ja doch mit zu dem Grundtypus der im Norden Geborenen gehören.“

„Grundtypus! Ein bequemes Wort für oft sehr

mangelhafte Begriffe! Ich will den Irrthum, in den Sie im Allgemeinen wie in diesem speciellen Fall vielleicht gerathen könnten, nicht weiter verfolgen, aber Ihre Ansicht können Sie mir wohl noch über einen Punct darthun, über den ich noch immer nicht im Klaren bin."

„Was ist das für ein Punct?" fragte der Maler ernsthaft.

„Mit einem Wort," sagte die junge Dame fast mit Anstrengung, „finden Sie als Maler, als Künstler, diese allbeliebten blonden Haare und blauen Augen an Frauen schöner als dunkle Haare und Augen?"

„Oho, das ist eine sehr krittliche Frage und sie dürfte kaum mit einem Wort zu beantworten sein. Ich für meine Person habe eigentlich darüber noch nicht weiter nachgedacht und muß gestehen, daß mir blonde Haare und blaue Augen, wenn sie mit dem Gesicht in Harmonie stehen, welchem sie angehören, also auf ihrem richtigen Flecke sind, nicht schöner erscheinen als dunkle Haare und Augen, wenn Dasselbe bei ihnen stattfindet. Mir kommt es eigentlich nur darauf an, welcher Ausdruck, also welche Seelensprache in den Augen der Menschen liegt, und entspricht dieser Ausdruck meinen Begriffen von Schönheit, Reinheit und

geistigem Adel, dann finde ich die Augen schön, mögen sie eine Farbe haben, welche sie wollen. Doch zu diesem Gespräch hat uns allein ganz unschuldig das schöne Mädchen in jenem Hause geführt, und wenn Sie sich dafür interessiren, wie es scheint, so kann ich Ihnen mittheilen, daß sie gegenwärtig ihrem Glück, was man in der Welt so nennt, entgegengeht. Sie hat mir eben erzählt, daß sie noch in diesem Herbst in den Stand der Ehe treten wird, und zwar mit einem schwedischen Maler, der schon einige Sommer hier gewesen ist und sie kennen und lieben gelernt hat. — Ihm haben also die blauen Augen wohler als die schwarzen gethan," fügte er lächelnd hinzu.

„Mit einem schwedischen Maler?" rief die Dame verwundert aus. „O, das ist merkwürdig. Wie seltsam doch oft das Schicksal spielt! Die Vorfahren dieses Mädchens müssen aus Schweden hierherkommen und nun kommt abermals ein Schwede und führt sie nach ihrer alten Heimat zurück."

„Nein, das thut er nicht, er bleibt in der Schweiz und siedelt sich mit seiner jungen Frau irgend wo an einem schönen Orte an. Jedoch hat das Schicksal hier wirklich eine Rolle gespielt, aber dergleichen findet sich häufiger, als man im gewöhnlichen Leben anzunehmen pflegt. Ich wenigstens habe viele ähnliche

Beispiele erlebt und werde wahrscheinlich noch mehr erleben. — Doch sehen Sie da, hier haben wir die ebene Straße nach Meiringen erreicht. Ihr Herr Vater hält da vorne schon auf seinem müden Braunen und blickt sich verlangend nach Ihnen um. Geben Sie Ihrem Schimmel einen kleinen Druck mit dem Fuß und probiren Sie, wie er läuft, damit Sie nicht in dem Glauben von ihm scheiden, er könne sich nur wie eine Schnecke bewegen."

Ein seltsamer Blick traf bei diesen Worten den im Scherze redenden Maler, und die Worte, die er sogleich hören sollte, gaben ihm die Erläuterung dazu. „Aha," sagte die junge Dame mit einer ihrer früheren stolzen Kopfbewegungen, „Sie sind meiner Gesellschaft müde und geben mir den Abschied. Das soll mir eine Warnung sein, daß ich mich künftig nicht wieder nach den persönlichen Ansichten eines Menschen erkundige. So leben Sie wohl bis zu den Reichenbachfällen, denn Ihr Schimmel wird wahrscheinlich schneller laufen als Ihre Füße, die mir leidlich ermüdet scheinen. Leben Sie wohl, mein Herr."

Sie winkte anmuthig mit der Hand und gab dabei ihrem Pferde einen leichten Stoß mit der Ferse, und dieses flog, nicht im Trabe, wie der Maler gerathen, sondern im Galopp den glatten Weg dahin,

um bald die vorderen Reiter einzuholen, die mit der Zeit einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatten.

„Sie reitet gut!“ dachte dabei der Maler, „und gewiß sitzt sie nicht zum ersten Male auf einem Pferde. Ich glaube, ich habe da eine ganz leidlich vornehme Bekanntschaft gemacht, und das Einzige, was mir nicht daran gefallen will, ist außer dem böse blickenden Vater der Gedanke, sie könnten glauben, ich habe mich nach dieser Bekanntschaft gedrängt. Ach nein, da irren sie sich sehr in mir. Doch, das Incognito, in welches sie sich so absichtlich hüllen, hat nun die längste Zeit gedauert — in einer Stunde vielleicht schon werde ich wissen, wer sie ist, und wie sie heißt, und dann wollen wir sehen, welches Land dieses dunkeläugige Wunderwerk hervorgebracht hat.“ —

Je tiefer man in den letzten Stunden von den Bergen herabgestiegen war und je mehr man sich der so lange nicht betretenen Ebene näherte, um so milder und wärmer war die Luft geworden, bis sich zuletzt auf dem breiten Landwege, der nach Meiringen führt, eine ziemlich bedeutende Hitze fühlbar machte, obgleich der Himmel mit leichtem Gewölk bedeckt und die Sonne seit einiger Zeit nicht mehr zum Vorschein gekommen war. Wie Franz Marssen, jetzt auf der

Chaussee allein marschirend, am Staube merkte, war hier seit mehreren Tagen kein Tropfen Regen gefallen, und um an den kühlen Reichenbachfällen nicht wieder erhitzt anzukommen, ging er langsamer als vorher seinem nahen Ziele zu. Es war etwa vier Uhr, als er vor dem anmuthig gelegenen Hôtel Reichenbach eintraf, wohin er der Fälle wegen die fremde Gesellschaft von Jürgen hatte führen lassen. Es war gerade Niemand vor der Thür, und da unser Freund keine Eile hatte, unter Dach zu kommen, so setzte er sich auf die Bank, die vor dem Hause stand und eine so hübsche Aussicht nach den über Meiringen gelegenen Gebirgszügen gewährt. Hier erfuhr er bald von Jürgen, der aus dem Stalle kam, daß die Herrschaften bereits im Hause seien, daß der Herr ihn so eben gefragt, wann der Eigenthümer der Pferde anlangen werde, da er alsbald selbst nach Interlaken abfahren wolle und zu dem Zweck schon einen Wagen beim Wirth bestellt habe. „Die Damen," fügte Jürgen hinzu, „sitzen auf dem Balcon im Gartenzimmer und trinken Kaffee. Soll ich vielleicht dem Herrn sagen, daß Sie da sind und daß er Sie sprechen kann?"

„Ja, sage ihm das, er wird mich hier vor der Thür finden, wenn er mich zu sprechen verlangt."

Jürgen betrat das Haus und einige Minuten

darauf kam der immer stolz und steif gehende Fremde heraus, in diesem Augenblick eine Miene zeigend, die nicht verrieth, daß er gern diesen Gang angetreten oder daß er freundliche Worte zu sprechen die Neigung habe.

Als Franz Marssen ihn erblickte, erhob er sich von der Bank und nahm einen Augenblick seinen Hut ab, was der Fremde mit kalter Höflichkeit erwiderte.

„Da Sie nicht zu uns in's Zimmer kommen," begann der Fremde mit hochmüthig lächelnder Miene die Unterhaltung, „so muß ich Sie schon selbst hier aufsuchen. Nun, mein Herr, wir sind also in Meiringen oder vielmehr bei den Reichenbachfällen, und in einer Viertelstunde werde ich mit meiner Familie nach Interlaken unterwegs sein. Mir bleibt nun in Bezug auf Sie nichts mehr übrig, als Ihnen meinen Dank zu sagen und Sie zu bitten, mir meine Rechnung zu machen."

Des Malers offenes Gesicht nahm bei diesen ihn tief verletzenden Worten eine stolzere Miene an und wurde sichtbar etwas bleicher als vorher. Sein reines blaues Auge sprühte eine selten in ihm gesehene Flamme aus und man merkte ihm an, daß er die Worte mühsam zusammensuchte, die er endlich hören ließ.

„Was für eine Rechnung soll ich Ihnen machen?" fragte er mit einer Stimme, die erst leise bebte, aber bald einen festeren und voll tönenden Klang annahm.

„Für die Pferde natürlich, die Sie mir verschafft haben.“

„Mein Herr,“ erwiderte jetzt der Maler mit vollkommener Fassung, „die Pferde, die ich Ihnen zu verschaffen in der Lage war, sind keine Miethpferde und nie für Geld zu haben. Sie sind meines Vaters Eigenthum und dieser hat sie mir auf meine Bitte gesandt. Ich bat ihn aber darum, weil Sie sich auf dem Rhonegletscher in Noth befanden und ich die Mittel, Ihnen zu helfen, in Händen hatte. Wenn Ihnen also meine Anwesenheit und die Pferde in den Bergen genützt haben, so soll es mich freuen, und das ist aller Dank, den ich mir für meine Handlungsweise zuerkennen darf.“

Der unbeugsam vor ihm stehende Mann reckte sich einige Zoll mehr in die Höhe, als er diese Worte vernahm, und sah seinen jungen Reisebegleiter vielleicht zum ersten Mal voll und fest an, als hätte er bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt, ihn genauer zu betrachten; die stolze Miene desselben, sein edles ungezwungenes Wesen, sein in diesem Augenblick von warmen Empfindungen belebtes Gesicht imponirten ihm sichtbar und er fing augenscheinlich eine ganz andere Meinung von dem bisher so wenig beachteten Mann zu fassen an.

„So,“ sagte er etwas verlegen und in der That

nicht wissend, wie er sich jetzt verhalten solle, „so also haben Sie den Dienst, den Sie mir geleistet —“

„Nicht Ihnen, mein Herr,“ unterbrach ihn der Maler noch stolzer als vorher, „sondern Ihren Damen habe ich diesen Dienst geleistet, die mich in ihrer Verlassenheit dauerten und denen ein hülfskräftiger Mann, wenn, wie hier, eine schwächliche und kränkliche Dame darunter ist, stets helfen muß.“

„Gut, gut, also mir haben Sie diesen Dienst nicht geleistet, wie ich sehe, so brauche ich mich also auch nicht für meine Person bei Ihnen zu bedanken,“ erwiderte der Herr mit seinem alten Hochmuth. „Sie werden aber hoffentlich meinen Dank annehmen, wenn ich denselben im Namen meiner Frau spreche, wie?“

„Den nehme ich an, ja, mein Herr.“

Der Fremde nahm seinen Hut ab und verneigte sich, mit Mühe, wie man sah, aber dennoch höflich. Ohne irgend eine Regung von Wärme und ohne dem jungen Manne seine Hand zu bieten, sprach er noch einige Worte und verabschiedete sich dann, nicht einmal den Wunsch ausdrückend, ihn vielleicht in Interlaken wiederzusehen.

Gleich darauf hatten sich die beiden Männer getrennt; der Fremde war in's Haus zurückgetreten und Franz Marssen ging, ohne es vielleicht zu wissen,

maschinenartig den Fällen zu, die dicht hinter dem Garten des Gasthofes liegen und mit ihrem letzten Sturz eine Mühle treiben, deren Gerassel und Gepolter jedoch ihr donnerndes Gebrause weit übertönt.

Franz Marssen stand vor dem wild schäumenden Wassersturz und schaute nach seiner Höhe hinauf, ohne im ersten Augenblick eigentlich etwas zu sehen. Sein Herz war bedrückt und gekränkt, denn einen so seltsamen Abschied Seitens eines Mannes, mit dem er mehrere Tage in so naher Berührung gestanden, dem oder dessen Familie er sich in jeder Beziehung so gefällig erwiesen, begriff er eigentlich nicht. Seine offene Natur empörte sich gegen den geheimnißvollen Anstrich, den sich dieser Mann so hartnäckig gab, und es dauerte lange, bis er das Gleichgewicht seiner Seele wiederfand, deren angeborenes Zartgefühl in der That tief erschüttert war. Allmälig jedoch gewann sein Auge wieder an Klarheit und der schöne Anblick, den er vor sich hatte, besänftigte sein Gemüth bald so weit, daß er sein Blut wieder ruhiger pulsiren fühlen und sich dem Genusse des erhabenen Naturbildes mit vollem Behagen hingeben konnte.

Das starke Rauschen und Brausen des herabstürzenden Wassers übertäubte so sehr jedes andere Geräusch, daß er nicht hörte, wie unterdeß zwei Menschen

hinter ihm her traten und leise mit einander sprachen. Erst als sie dicht an seiner Seite standen, bemerkte er sie und, augenblicklich ein sanfteres Gefühl empfindend, als er sie erkannte, zog er den Hut und begrüßte sie ehrerbietig mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit.

Es war die junge Schottin, die mit der Gesellschafterin ihrer Mutter aus dem Hause gekommen war, um ebenfalls den berühmten Wasserfall zu bewundern. „Auch das ist schön," rief die Erstere aus, indem sie sich bemühte, mit ihrer klaren Stimme das Getöse des Schaumwirbels zu überwinden, „aber den Aarfall erreicht es bei Weitem nicht."

Franz Marssen schüttelte, ihr beistimmend, den Kopf und gab ihr dann einen Wink, mit ihm etwas zurückzutreten, damit man sich besser verständlich machen und den ganzen Fall leichter überschauen könne.

„Wo kommt dieses Wasser her?" fragte die gewöhnlich schweigsame Miß freundlich in englischer Sprache.

„Es ist der Reichenbach," erwiderte der Maler in gleicher Weise, „der auf dem Faulhorn entspringt und durch ein reiches, von Sennhütten und Vieh belebtes Wiesenland anmuthig strömt. Er legt einen schönen, von hohen Bergen umkränzten Weg stolz und kühn zurück, aber auch er muß endlich hier in die Tiefe

hinab, wie Sie sehen, und theilt damit das Loos vieles Erhabenen auf der Welt."

Die Dame nickte ihm ihren Dank zu und entfernte sich, um noch einmal den Fall aus der Nähe zu betrachten. Diesen Augenblick benutzte ihre Gefährtin, um den Maler noch weiter vom Wasser fortzuführen, und dann, als das Geräusch desselben ihrer Stimme keinen Eintrag mehr that, blieb sie stehen und sagte mit einer überaus freundlichen Miene:

„Mein Vater hat mir gesagt, daß Sie sich bereits von ihm verabschiedet haben. Nun, was Sie auch meinen Verwandten gethan, ich bin Ihnen mehr verpflichtet als sie alle. Ihnen das mit meinem herzlichsten Dank zu sagen, kam ich hierher, da ich vermuthete, daß Sie sich unseren Danksagungen entziehen würden. Uebrigens denke ich nicht, daß wir uns hier zum letzten Male sehen. Sie wissen schon, daß wir längere Zeit in Interlaken bleiben, wo auch Sie wohnen, und vielleicht begegnen wir uns da einmal. Mir sollte das recht angenehm sein. So leben Sie denn wohl bis dahin und möge Ihnen die in den Bergen gewonnene Ausbeute reichlichen Vortheil und Genuß bringen."

Bei diesen Worten verbeugte sie sich noch höflicher als je zuvor und trat einen Schritt zurück, um

mit der anderen Dame, die schon an ihr vorüberge- gangen, nach dem Hôtel zurückzukehren.

Da nahm das Gesicht des Malers wieder einen lächelnden und halb bittenden Ausdruck an. „Erlauben Sie," sagte er, „daß auch ich Ihnen einige Worte zum Abschiede sage und daß ich mit dem Wunsche, daß es Ihnen ferner wohlgehen möge, eine Bitte verbinde."

„Eine Bitte?" fragte die Dame mit einem leichten Anflug ihres früheren trotzigen Wesens. „Sprechen Sie sie aus."

„Nun denn, auch ich würde mich freuen, Ihnen in Interlaken irgend wo wieder zu begegnen; damit dies aber um so sicherer geschehe, so bitte ich Sie, mir Ihren Namen und den Ihres Herrn Vaters zu nennen."

Die junge Dame machte ein erstauntes Gesicht und doch lächelte sie etwas schelmisch dabei. „Meinen Namen wollen Sie wissen?" wiederholte sie. „O, warum denn? Namen thun ja überhaupt zur Sache nichts, wenig bei Dingen, noch weniger bei Personen. Auch ich habe ja noch nicht nach Ihrem Namen gefragt, und war ich wirklich bisweilen etwas neugierig darauf, so bezwang ich mich, weil Sie Ihr Incognito eben so streng behaupteten wie wir. Sie mögen Ihre Gründe dazu gehabt haben und wir hatten die unsrigen auch. Uebrigens ist es oft interessanter, nicht

zu wissen, mit Wem man verkehrt, als das Gegentheil. Sollen wir uns wiedersehen, und ist es vom Schicksal bestimmt" — hier lächelte sie noch etwas stärker — „so sehen wir uns gewiß wieder und das wird mir angenehm sein; sehen wir uns aber nicht wieder, nun, so war unser Zusammentreffen weiter nichts als eine zufällige Begegnung in den Bergen."

„Weiter nichts, ja, da haben Sie Recht!" sagte der Maler sinnend, zog tief den Hut und verbeugte sich. „So leben Sie denn wohl!"

Die Dame verbeugte sich ebenfalls und wollte sich zum Rückweg wenden. Da besann sie sich und kehrte ihm noch einmal ihr schönes, in diesem Augenblick wunderbar strahlendes Gesicht zu. „Noch Eins!" sagte sie freundlich. „Wenn es Ihnen angenehm ist, zu hören, daß ich mir, falls ich jemals wieder in eine ähnliche Noth wie auf jenem Gletscher gerathen sollte, einen hülfskräftigen Beistand wünsche, wie Sie es waren, so sage ich es Ihnen. Und nun leben Sie wohl! Der Wagen, den mein Vater bestellt hat, ist so eben vorgefahren und man erwartet uns."

Sie winkte noch einmal anmuthig mit der Hand und folgte dann eilig der vorangegangenen Miß. Franz Marssen aber blieb stehen und sah ihr nach, bis sie hinter der vorspringenden Ecke des Hauses ver-

schwunden war. Aber auch dann noch blieb er stehen, in tiefes Nachdenken versunken, bis er das Rollen von Rädern hörte und den Staub aufwirbeln sah, den die davon jagenden Pferde aufwarfen. Erst als die letzte Staubwolke in der Ferne verflogen war, drehte er sich langsam nach dem Wasserfall um, ging ihm wieder näher und richtete sein Auge auf die stäubenden Perlen, deren Tosen in diesem Augenblick einen Widerhall in seiner Seele hervorriefen, wie er ihn so seltsam und bang noch nie vernommen zu haben glaubte.

„Schaum, Alles Schaum, was ich vor mir sehe," flüsterte er in sich hinein. „Wüstes Gebraus und Gesaus, was ich höre. O und doch, wie ist die Natur so groß und schön und ein wie seltsames, kleines Geschöpf ist der Mensch darin, daß er nur an ihr sich erheben und erquicken kann, wenn seine inneren Quellen langsam und träge tropfen, statt, wie sie eigentlich sollten, immer in ruhiger, friedlicher Fülle und Frische zu fließen!"

Achtes Kapitel.

In der Heimat.

Die mehr oder minder angenehmen Ereignisse der letzten Tage und ihr unerwartet seltsamer Schluß konnten den Geist Franz Marssen's wohl eine Zeit lang beschäftigen, allein ihn tief zu bewegen oder ihm gar auf die Dauer ein trübes Gepräge aufzudrücken, das vermochten sie nicht. Dazu war dieser Geist viel zu elastisch und jugendfrisch, zu strebsam und ernsteren Zielen zugewandt, und so ward es ihm nicht schwer, nach kurzer äußerer Zerstreuung mit gesammelter Kraft wieder zu sich selbst zurückzukehren und, seinen alten edlen Vorsätzen getreu, den mit Eifer begonnenen Weg ruhig weiter zu verfolgen.

Mit guten Naturanlagen begabt, hatte Franz Marssen eine vortreffliche Erziehung, zwar nicht im Hause seines Vaters, aber bei einem hochgebildeten

und einsichtsvollen Lehrer in Düsseldorf genossen. Nach seines Vaters Meinung sollte er sich irgend einem Fachstudium widmen, falls er Neigung dazu verspürte, ein seinen Fähigkeiten und Wünschen unangemessener Zwang aber war ihm dabei in keinerlei Weise auferlegt worden. Fleißig, aufmerksam und mit großer Fassungskraft begabt, machte er schnelle und bedeutende Fortschritte in fast allen Lehrgegenständen, allein, vorzüglich alles Schöne und Edle erfassend, was sich seinem jugendlichen Auge bot, ergriff ihn frühzeitig eine unwiderstehliche Neigung zur Malerei, wozu vielleicht gerade Düsseldorf die meiste Anregung geboten hatte. Während er nun mit Einwilligung seines Vaters sein ganzes Herz dieser Kunst zuwandte, vergaß er doch nicht die Ausbildung seines Geistes und setzte diese noch ämsig mit allen Kräften fort, nachdem er sich schon lange ausschließlich seinen künstlerischen Bestrebungen gewidmet hatte. So wurde er unter geschickter Leitung ein guter Maler, aber auch zugleich ein gebildeter Mensch, ein denkender, strebsamer Künstler, der die Welt, wie der Egoist und beschränkte Kopf, nicht nur in sich, sondern auch außer sich sieht und sucht und der also bedeutend von vielen seiner Kameraden abwich, die als Maler es für unnöthig hielten, sich auch um andere Dinge in der Welt, um Wissen und Wissenschaft zu bekümmern.

Während er zeichnete und später malte, studirte er in seinen Mußestunden auch die Geschichte der Kunst und kam dadurch auf die Geschichte der Welt, die ja Alles umfaßt, was sich auf Erden bewegt, was den Fortschritt im Guten und Rechten schafft und die edelste belehrende Quelle des menschlichen Geistes ist.

So wuchs er allmälig zum Jüngling und zum Manne heran, der sich bewußt ist, ein mitschaffender Theil des großen sich immer neu gebärenden Ganzen zu sein. Bei nicht gerade reichen Mitteln, womit ihn sein Vater unterstützen konnte, aber auch nicht kärglich eingeschränkt, erwarb er sich schon frühzeitig durch glückliches Portraitiren ein kleines Einkommen und benutzte dasselbe zu verschiedenen Reisen im Innern Deutschland's, bis er von Carlsruhe, wo er zuletzt gearbeitet und sich bereits unter den größten Meistern der Gegenwart einen ehrenhaften Ruf erworben, auf den Wunsch seines Vaters nach der Schweiz übersiedelte, wie wir bereits erfahren haben.

Was nun die Bekanntschaft betraf, die er so zufällig auf seinem letzten Ausfluge angeknüpft, so hielt er selbst sie für ein unbedeutendes, flüchtig vorübergehendes Ereigniß ohne alle Folgen, wie ihm deren ähnliche wohl schon früher begegnet waren. Anfangs freilich war ihm das geheimnißvolle Dunkel, welches

über der Familie des finsteren Fremden und diesem selbst schwebte, der offenbar keine ganz unbedeutende Persönlichkeit war, etwas peinlich gewesen, indessen, wie ihn dieser abgestoßen und das ganze Verhältniß verbittert hatte, so hatte sein Künstlerauge durch den Anblick seiner Tochter einen hochherrlichen Triumph gefeiert, ohne daß sein Gefühl im Geringsten dabei in Anspruch genommen worden wäre. Wenigstens sagte er sich das, wenn er an dieselbe dachte, von jetzt an oft genug. Aber nicht nur die eigenthümliche Schönheit, die dieses Mädchen auf eine so seltene Weise auszeichnete, hatte ihm zu denken und zu sinnen gegeben; auch der widerspruchsvolle, trotzige, jedenfalls aber naturwüchsige Geist, der diesem zierlichen und ausdrucksvollen Kopfe inne wohnte, hatte ihr in seinen Augen einen unbeschreiblichen Reiz verliehen, und das dämonische Feuer, das bei mancher Gelegenheit aus ihren Augen blitzte, hatte seinen eigenen männlichen Geist zum Widerspruch angestachelt, so daß er, wenn er auch nicht im Stande war, über sich selbst klar zu werden, sich doch gestehen mußte, daß er dadurch einigermaßen aus seinem gewöhnlichen stillen und ernsten Geleise gerückt war.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, finden wir ihn, nachdem die schnellen Pferde schon längst die Reisen=

den entführt, noch immer vor dem brausenden Wasserfall stehen und erst allmälig gelang es ihm, sich von seiner inneren Zerstreuung zu befreien und den äußeren Eindrücken der Natur hinzugeben, was für den edlen und reinen Naturmenschen stets ein siegreicher Schritt zur nüchternen Weltanschauung ist.

„Eine zufällige Begegnung in den Bergen," sagte er sich zuletzt, „ja, sie hat es selbst richtig bezeichnet, das war es und weiter nichts, und so wollen wir von jetzt an die ganze Begebenheit auffassen. Das schließt aber nicht aus, daß sie mir ein schönes Modell sein und bleiben soll und dazu habe ich ja schon in meinem Skizzenbuch den ersten Schritt gethan. Die Schottin auf dem Schimmel unter der alten Föhre im Hochlande reitend, soll mein erste neue Arbeit sein, und morgen, ja morgen schon will ich sie beginnen, mit einem Genuß und einem Behagen, die mir schon jetzt wie prickelndes Feuer in den Fingerspitzen zucken."

So weit war Franz Marssen in seinem Gedankengange gekommen, als er von Jürgen unterbrochen wurde, der mit freudig strahlendem Gesicht herankam, seinem Herrn das Skizzenbuch brachte und meldete, daß die fremden Herrschaften nach Interlaken aufgebrochen seien.

„Ich weiß es schon, Jürgen," erwiderte der junge Mann, „aber was willst Du mir noch sagen?"

„Ach, Herr," versetzte der gute Bursche mit einiger Verlegenheit, „der Herr hat mir ein Trinkgeld gegeben — darf ich es denn wohl mit gutem Gewissen annehmen, da ich die Reise doch im Auftrage des Herrn Doctors machte?"

Man sieht, Jürgen war noch ein sehr wenig industriöser Diener und dabei außerordentlich bescheiden, was in der Schweiz viel sagen will, wo, wie in keinem Lande der Welt, nach unsrer eigenen Erfahrung, die dienstbaren Geister jederlei Gattung die unverschämtesten Ansprüche erheben. Allein der gute Jürgen war von der so schamlos wuchernden Fremdencultur noch nicht „beleckt," er war ein ungefälschter Sohn seines Landes und dabei der treue Diener eines wackeren Herrn, den er, wie alle ihm Untergebene, liebte und auf dessen Geheiß er ohne Entschädigung acht Tage lang durch Fels und Schlucht geklettert wäre, um irgend einen ihm überwiesenen Fremden zu seinem Ziele zu leiten.

Franz Marssen lachte, als Jürgen ihm jene Frage vorlegte und erwiderte: „Ich wüßte keinen Grund, warum Du dies Geld nicht mit gutem Gewissen annehmen solltest — was hat der Herr Dir denn gegeben?"

Jürgen griff in die Tasche und zog ein neues Goldstück hervor, das er seinem jungen Herrn mit triumphirendem Gesicht zeigte.

„Nun," sagte dieser, „das hast Du wohl verdient, und jetzt laß mich allein und sorge für die Pferde."

„Soll ich denn heute nicht mehr mit ihnen nach Hause zurück? Aushalten könnten sie den Weg schon."

„Es hat keine Eile, denke ich, laß sie sich lieber ruhen. Morgen früh um fünf Uhr kannst Du heimwärts ziehen und zu Hause meinen Vater und die Tante grüßen und ihnen sagen, daß ich wohlauf bin und gegen Mittag bei ihnen eintreffen werde."

„Wollen Sie denn zu Fuße gehen, Herr? Es sind ja drei Pferde da —"

„Aber mit Damensätteln — nein, ich gehe diesmal lieber und das Wetter ist gut. Adieu!"

Unser Maler war ein guter Fußgänger und rüstiger Bergsteiger, wie wir bereits erfahren haben, und da er auch jetzt noch nicht übermüdet war, so benutzte er die schöne Abendstunde, um nach den oberen Fällen des Reichenbachs emporzusteigen und an geeigneten Orten einige Skizzen vom Wasserfall aufzunehmen, wie es stets seine Gewohnheit war. Erst lange nachdem die Sonne hinter dem See von Brienz versunken war, kehrte er nach dem jetzt übervollen Gast-

hof zurück, nahm in Gesellschaft der allen Nationen angehörenden Gäste sein Nachtessen ein und ging dann zur Ruhe, da sich eine leichte Müdigkeit endlich seiner Glieder bemächtigt hatte.

Der nächste Morgen war so golden klar und lieblich frisch, daß unser Freund schon um sechs Uhr seinen kurzen Weg nach Brienz antrat, mit fröhlichem Blick die Gebirgszüge an beiden Seiten der Aar betrachtend, von denen unzählige silberne Wasserfäden in wilden Sprüngen und sanftem Gemurmel herabrieseln und das Auge wie das Herz des Wanderers erfreuen. In Brienz hielt er sich bis um zehn Uhr auf, dann bestieg er das abgehende Dampfboot, das er leider, wie stets im Monat Juli, fast nur mit Engländern gefüllt fand, die in ganzen Schwärmen auf die Schönheit der Schweiz förmlich Jagd machen und alle Häuser, Schiffe, Wagen und Pferde dermaßen in Anspruch nehmen, daß, wenn es so fort geht, in kurzer Zeit kein bescheidener Deutscher mehr irgend einen Reiz in gemüthlicher Stille und Behaglichkeit darin wird genießen können.

Auch diesmal blieb unserm Maler nur ein kärglicher Platz neben dem Steuermann übrig, allein er war ein genügsamer Reisender, wenn sein Auge Befriedigung fand, und dafür hatte die gute Natur auf dem blau=

grünen schönen Brienzer See ja so reichlich gesorgt. Berge, Schluchten, Wellen und Wolken mit sicherem Blick überfliegend, sog er die Reize, die sich ihm boten, mit vollem Behagen ein, und so kam er endlich in ruhigster Stimmung in Interlaken an, um alsbald seinen Weg nach dem väterlichen Hause anzutreten. —

Wenn man aus den stillen Bergen des Berner Oberlandes, wo man immer nur einzelnen Menschen oder höchstens in einem abgelegenen Gasthofe einer etwas zahlreicheren Gesellschaft begegnet, nach dem Bödeli hinabsteigt und an der Landungsbrücke der Aar vor Interlaken das Dampfboot verläßt, so wird man überrascht von dem Gewühl und Gedränge, welches sich sogleich in dem beliebten Sammelpunct der Schweiz zu entwickeln beginnt. Fuhrwerk jederlei Art, vom elegantesten bis zum einfachen Gebirgskarren herab, ist dicht am Wasser in einer unabsehbar langen Wagenburg aufgefahren; betreßte Kutscher und Diener jeder Gattung umringen uns und ein so buntes Menschengewühl zeigt sich auf der Stelle dem verwunderten Auge, daß man glaubt, wie durch einen Zauberschlag mitten in das Gewirr und Gelärm einer übervollen Hauptstadt versetzt zu sein.

Hat man nun mit wenigen Schritten den allgemeinen Sammel- und Spazierplatz, den berühmten

Höheweg unter der Nußbaumallee erreicht, so sieht man, daß man sich allerdings unter Menschen aus großen Städten bewegt, aber diese haben hier ein so eigenthümliches, von dem in ihrer Heimat so abweichendes Aussehen, daß man nicht weiß, ob man mehr unter Franzosen, Deutschen, Polen und Ungarn oder unter Engländern und Russen wandelt, da alle Nationalcostüme, so weit deren noch getragen werden, hier in den vielfältigsten Abstufungen vertreten sind. Viele von ihnen jedoch, namentlich Bewohner der großbritannischen Inseln, haben sich in die ganz eigene Gattung schweizerischer Touristen verwandelt und stolziren mit olympischer Allerweltsverachtung in den fabelhaftesten Trachten einher. Mit vielfarbigen Strümpfen, Kniehosen und Gletscherschuhen bekleidet, blutrothe wollene Hemden und Jacken von allerbequemster Form nebst blauen oder grünen Schleiern auf den gestutzten, mit Federn geschmückten Cylinderhüten tragend, renommiren alte und junge Herren mit langen Alpstöcken die Straße auf und ab und glotzten die ewigen Schneeberge mit ihren wasserblauen Augen so vertraulich an, als ständen sie mit ihnen auf dem „Du und Du"-Fuß und hätten bei ihrer Geburt Gevatter gestanden.

Aber nicht allein die Männerwelt mit Bärten, die man oft Zotten nennen und für verbleichtes rothes

Blätterwerk halten könnte, auch die der Frauen zeigt sich hier in einem ganz ungewöhnlichen und dem Neuling seltsam erscheinenden Aufputz, denn es giebt in Interlaken auch löwenkühne weibliche Touristen, die den Ruhm einer ganz besonderen Gattung in Anspruch nehmen. Freilich rauschen viele von ihnen noch in Crinolinen, die mit ihrer Breite die halbe Straße einnehmen, und in seidenen Roben einher, deren Schleppen sich fußlang, gleich den Wellen hinter einem Dampfboot, hinter ihnen herwälzen und den feinen Staub der Straße in Wirbeln aufwühlen, viele aber gehen auch mit hochgeschürzten Röcken einher und scheinen sich zu freuen, der staunenden Welt zeigen zu können, daß der liebe Herrgott da oben auch sie mit Beinen und Zubehör wie die Männer begabt hat. Viele von ihnen, ob sie nun zu Pferde, zu Esel sitzen oder zu Fuße gehen mögen, tragen auch drei Ellen lange Alpstöcke und nägelbeschlagene Bergschuhe, grüne und blaue Schleier an den Hüten, und Oberkleider, von denen man in der That oft nicht weiß, ob sie aus einer Herren= oder Damengarderobe stammen; und endlich sind die blauen Brillen ein beliebter Putz, damit der ewige Schnee der Alpen, den man hier Morgens, Mittags, Abends und Nachts vor der Nase hat, die schönen Augen nicht blende, wenn einmal — Gott

verzeih' uns die Sünde! — ein schönes Auge sich hier blicken läßt, wo unter den auf- und abwogenden Menschen so unzählige und so verwunderlich häßliche, ja widerliche sind, wie wir an keinem Ort der Welt gesehen zu haben uns erinnern, trotzdem sie sich, wie indianische Squaws, mit blitzenden Geschmeiden und Zierrathen behängen, die oft vom Hals bis zum Knie herabreichen.

Franz Marssen, dem der Anblick des eben geschilderten interlakener Publicums kein neuer mehr war, ging mit seinem gewöhnlichen ruhigen Schritt durch die Wagen, Reiter und Fußgänger den Höheweg hinab, weniger auf die ihn umgebenden Menschen, als auf die erhaben schöne Bergkette achtend, die sich jetzt auf der Südseite der Straße immer grandioser aufzurollen beginnt. Erst als er den Staub und das Gewühl des Höheweges verließ und in die Seitenstraße einbog, welche nach dem Hause seines Vaters führte, wehte ihn eine wohlthuende heimatliche Luft an und sein Gemüth erfreute sich der lieblichen Stille, die hier allmälig zu walten begann und immer mehr zunahm, je weiter das bunte Allerlei der Hauptstraße hinter ihm liegen blieb. Nach und nach nahmen auch die Häuser an Zahl und Größe ab, die freien Gartenräume zwischen ihnen wurden länger und breiter, und endlich

gelangte er in den stillen Nebenweg, an dessen Ende das Schweizer Asyl des Doctor Marssen lag. O, wie war schon hier Alles so frisch, kühl und rein! Die dichtbelaubten Nußbäume hauchten einen erquickenden Duft aus, die grünen Hecken bedeckte kein farbloser Staub und von den saftigen Wiesen strömte der kräftige Geruch frisch geschnittenen Heues herüber, welches dem Thalbewohner in diesem Jahre die erste Erndte lieferte. In der Perspective der Straße aber, hoch über allem Erdengewühl, thronte auf ihrem gewaltigen Piedestal die ewig schöne und herrliche Jungfrau, die Königin dieses und aller übrigen Thäler, und die grünen, schön geschwungenen Berge davor, mit ihren geheimnißvoll dunklen Tannenwäldern, strahlten ihm mit einem Zauber entgegen, daß sein Herz vor Freude und Glück aufschwoll und er kaum genug Fassungskraft im Auge hatte, um Alles und Jedes zu überschauen und in die aufjauchzende Seele einzusaugen.

Endlich bog er in die letzte schmale Nebengasse ein und da — da lag das väterliche Haus, still und friedlich unter seinem breiten, weit hervorragenden Dach, halb von Weinblättern bedeckt und mit üppigen Rankengewächsen geschmückt, deren saftige Blätter und farbenreiche Blüthen die Pfeiler der Veranda umringelten, wie sie kein anderes Haus im ganzen

Bödeli so geschmackvoll und zierlich geordnet aufzuweisen hatte.

Als er dies Haus in der Ferne auftauchen sah, blieb er einen Augenblick stehen und schaute es mit stillem inneren Behagen und fast nie gefühlter Befriedigung an. Ja, er fühlte, daß er eine Heimat, eine schöne Heimat besitze und daß innerhalb derselben Menschen wohnten, denen er sein ganzes Herz widmen konnte, und von denen er gewiß war, daß sie ihm ihr ganzes Herz wieder widmeten.

„Wer wird der Erste sein, den mein Auge sieht,“ fragte er sich, „wessen Willkommenruf wird mir zuerst in die Ohren tönen?“ Ha — und ja, da kam der Erste schon oder vielmehr d i e Erste, denn Tante Caroline selber trat eben mit ihrem leichten sinnigen Schritt von den Stufen der Veranda herunter, ein Körbchen mit frischen Erdbeeren in der Hand tragend, die sie für den Bruder und den wahrscheinlich bald anlangenden Liebling, der aus den Bergen kam, fürsorglich hatte pflücken lassen.

Franz schritt lächelnd und mit freudestrahlendem Gesicht ihr entgegen, die ihn noch nicht sah, aber da schlug sie die sanften Augen auf und, laut aufschreiend vor Freude, setzte sie das Körbchen mit Früchten rasch auf die Erde in das Gras, da nicht gleich ein Tisch

oder eine Bank zur Hand war, und lief dem Neffen mit offenen Armen entgegen, den sie liebte, wie eine Mutter nur ihren eigenen Sohn hätte lieben können.

„Franz!“ rief sie frohlockend, „da bist Du, willkommen, mein lieber, guter Junge!“ — Und „Tante Caroline!“ rief er und Beide hatten sich schon erreicht und umschlangen sich fest und innig, so daß man nicht sehen konnte, ob der Eine oder die Andere zärtlicher und beglückter war.

Caroline war ganz aus ihrem sonst so ruhigen Gleichgewicht gerathen, aber das dauerte nicht lange; bald war sie wieder die alte stille Tante geworden, nur hielt sie die Hand des Neffen noch immer fest, nachdem sie ihn unter die Veranda geführt und auf einem Stuhl hatte Platz nehmen lassen, vor dem ein gedeckter Tisch stand, an welchem auch heute, wie es Sitte war, pünctlich um ein Uhr gespeist werden sollte.

Allein nicht lange verharrte die ruhige Hausfrau in unthätiger Ruhe. Bald war sie wieder aufgesprungen, hatte die Erdbeeren, Brod und Wein herbeigeholt, und während nun Franz ohne Weigerung von dem Dargebotenen „kosten und sich stärken“ mußte, hing sie mit ihren treuen zärtlichen Augen an seinen Lippen, um die merkwürdigen Dinge zu vernehmen, die er ihr ohne Zweifel in reichster Fülle zu erzählen hatte.

Jedoch, er war noch nicht zum Erzählen aufgelegt, vielmehr schwebte ihm eine Frage schon lange auf den Lippen, und diese sprach er nun zuerst aus.

„Wo ist der Vater, Tante?“ lautete sie, und dabei schaute er sich im Kreise um, als suche er ihn auf irgend einer Stelle, wo er wohl sonst zu sitzen pflegte.

„Er ist im Augenblick nicht hier,“ erwiderte die Tante, „er muß aber bald kommen. Er ist bei einem schwerkranken Patienten, den er täglich zweimal besucht, dem es aber jetzt schon besser geht.“ Und nun erzählte sie dem aufmerksamen Neffen, was sich, wie wir schon wissen, vor einigen Tagen bei Mürren zugetragen hatte. „Nun aber,“ fuhr sie lebhaft fort, als sie damit zu Ende gekommen, „erzähle Du mir von Deinen eigenen Erlebnissen und laß Dir gleich sagen, daß Du uns auf Dein Abenteuer recht neugierig gemacht hast.“

Franz zögerte noch, lächelte und sagte dann: „Du weißt ja, wo ich gewesen bin, und hast gewiß schon meine große Mappe geöffnet. Nun, darin ist fast all' mein Erlebtes, das heißt Gesehenes, enthalten, das magst Du mir glauben.“

„Ja wohl, ich weiß, daß Du auf dem Montblanc gewesen bist, und Du hast viel Schönes davon mitgebracht. Aber davon will ich jetzt noch nichts hören,

verspare es, bis der Vater hier ist. Erzähle mir lieber vom Rhonegletscher — Du weißt schon —“

„Ach so! Ja, das ist erst der Schluß meiner Reise, das kommt zuletzt —“

„Nein, das muß bei mir zuerst kommen, denn meiner Meinung nach ist es gewiß das Interessanteste. — Die drei Damen — Du verstehst schon?“

Franz mußte unwillkürlich laut lachen. Das Gesicht der guten Tante verrieth eine Neugierde, wie er sie nie auf demselben wahrgenommen.

„Worüber lachst Du?“ fragte sie dann, sich zur Ruhe zwingend. „Doch nun sprich' — waren sie alle Drei jung?“

Er schüttelte den Kopf und nahm eine ernstere Miene an. „Nein, nur eine von ihnen, liebe Tante. Die zweite war von mittlerem Alter, und die dritte, derenwegen ich hauptsächlich um die Pferde bat, war sogar weit über die Jugend hinaus und ich wage zu sagen, da Du darin vernünftig bist: sie war etwa von Deinem Alter und dabei leidend und sehr schwach.“

„O, und doch reiste sie im Hochgebirge? Ihretwegen also hast Du die Pferde kommen lassen?“

„Ja, eins wenigstens, und sie hat auf Deinem sanften Fuchs geritten.“

„Und wer hat Deinen feurigen Schimmel geritten?“

„Die jüngste Dame natürlich."

„War sie schön?" fragte die Tante vorsichtig und mit ruhiger Bedachtsamkeit die Miene des Erzählenden musternd.

„Wunderbar schön," erwiderte Franz ohne alle sichtbare Bewegung, „in einer Art schön, wie ich noch nie ein weibliches Wesen gesehen." Und nun erzählte er in ruhiger Weise, wie und wo er die Bekanntschaft der schottischen Familie gemacht, wie er die junge Dame, die sich verstiegen, vom Rhonegletscher herabgeholt und wie er dann Allen bis nach den Reichenbachfällen das Geleit gegeben.

„Aber wie hießen und wer waren sie?" fragte die Tante, nachdem sie jedem einzelnen Worte des seine That so einfach schildernden Neffen die größte Aufmerksamkeit geschenkt.

„Ja, das weiß ich nicht," fuhr er fort, „sie bewahrten streng ihr Incognito und kein Mensch konnte irgend etwas von ihnen herausbringen, was uns Aufschluß über ihre Verhältnisse und Namen gegeben hätte."

So wußte Caroline endlich Alles, was Franz erlebt hatte. Nur Eins hatte er ihr verschwiegen und auch dem Vater verschwieg er es später. Von der kalten Unfreundlichkeit, der Ungeselligkeit und dem finsteren Wesen des Vaters der jungen Schottin sagte er

ihnen nichts, vielleicht darum nicht, weil er den Antheil, welchen die Seinigen an seinen Erlebnissen nahmen, und das Vergnügen, welches sie darüber empfanden, dadurch nicht schmälern wollte, daß er ihnen eine Kehrseite derselben enthüllte, vielleicht aber auch aus dem ihm selbst unbewußten Drange nicht, um keinen Schatten auf die Begleitung der jungen Dame fallen zu lassen, die als ein so helles Lichtbild in seinen Reiseerinnerungen stand.

„Nun aber," fuhr er nach den letzten Worten fort, „will ich Dich mit der schönen Schottin selbst bekannt machen." Und er holte sein Skizzenbuch hervor und zeigte ihr zuerst das Portrait der Fremden.

Die Tante schaute lange und bedächtig prüfend auf das Gesicht des jungen Mädchens hin. „O ja," sagte sie endlich, „schön ist dies Gesicht, auch nach meinem Urtheil, aber — nimm es mir nicht übel, lieber Junge, ich kann mich auch irren — mir scheint, als ob doch etwas Hartes, Kaltes oder Erkältendes, vielleicht gar Unweibliches darin läge, was nicht allein die phantastische Kleidung verschuldet, sondern sich auch in den eben nicht allzu weichen Zügen ausprägt. Meinst Du nicht auch?"

Franz zuckte unmerklich zusammen, als wäre eine feine Fiber in seiner Seele zerrissen. „Unweibliches?"

fragte er fast wehmüthig. „O, dann habe ich sie nicht getroffen, dann war meine Auffassung falsch, denn nie habe ich etwas ächt Weiblicheres gesehen. Bei alledem — ja — hast Du vielleicht Recht, wenn Du damit meinst: etwas Eigenes, Fremdartiges, vielleicht Starres, was erst die Zukunft, mag sie sich nun der Freude oder des Schmerzes als Mittel bedienen, schmelzen muß."

Die Tante blickte von Neuem auf die meisterhaft ausgeführte Zeichnung, als prüfe sie sie mit ihrer ganzen weiblichen Spürkraft, schüttelte dann den Kopf und seufzte leise.

„Du seufzest? Warum?" fragte der Neffe liebevoll und doch selbst halb beklommen.

„O, ich seufzte ja nicht, nein, gewiß nicht, aber Du hast Recht: wenn dies Gesicht mit Farben gemalt würde, müßte es schön wie der junge Tag selber sein."

„Oder auch wie die Nacht, und zwar mehr, wenn sie von züngelnden Blitzen, als von klaren Sternen erleuchtet ist. Denn eine solche Nacht kann auch wunderbar schön sein und einem Künstlerauge seltene Effecte bieten, nicht wahr?"

„Nun ja, aber ich liebe den sonnigen Tag mehr, wenn auch eine klare Mondnacht bei einem ruhigen Gewissen etwas recht Schönes und Anmuthiges hat."

„Die Menschen denken darin verschieden. Doch

nun betrachte meine zweite Skizze. Das soll mein neuestes Bild werden — ist es nicht schön?"

Caroline beschaute auch diese Skizze aufmerksam und mit verständigem Auge, wie es ihr von Natur eigen war und wie der Neffe sie einen Entwurf zu betrachten gelehrt hatte, und sie freute sich sichtlich über die gelungene Auffassung. „Das willst Du also malen?" fragte sie.

„Ja, mit Leidenschaft, Tante, ich habe mich nie so auf ein Bild gefreut. Schon heute Nachmittag werde ich einen großen Blendrahmen nehmen und die Zeichnung beginnen. Sie wird mir leicht werden und schnell von der Hand gehen, da mir Alles frisch im Kopfe steht."

„Heute schon? Willst Du uns, Deinem Vater, der so Viel und Wichtiges mit Dir zu reden hat, gar keine Zeit schenken?"

„Gewiß, liebe Tante, und recht gern, aber arbeiten kann ich doch bei Tage, und am Abend läßt es sich am besten plaudern."

„Gut, gut, laß ihn nur erst kommen. Aber wie? Willst Du es Dir nicht erst ein wenig bequem machen? Die schweren Bergstiefel drücken Dich gewiß und Deine Kleider sind arg voll Staub."

„Nein, nein, es ist ja mein Reiseanzug und der

ist der bequemste von allen. Nachher, vor Tische noch, sollst Du mich aber schmuck und blank sehen."

In diesem Augenblick hörte man am hinteren Ende des Corridors innerhalb des Hauses eine Thür zuschlagen und gleich darauf einen gewichtigen Schritt sich der Veranda nähern. Es konnte kein Anderer als Doctor Marssen sein, der von der anderen Seite der Straße her durch eine Nebenpforte unbemerkt in das Haus getreten war. Franz sprang auch sogleich auf, er hatte des Vaters festen und ruhigen Schritt erkannt. Eine halbe Minute später standen sich die beiden Männer gegenüber und ihre Hände fielen kräftig in einander.

„Franz, mein Junge!" rief Doctor Marssen mit lauterer Stimme als gewöhnlich, „da bist Du ja. Na, also endlich! Nun, sei mir herzlich willkommen, Du bist aber wohl eben erst angelangt?"

„Vor einer kleinen Stunde, mein guter Vater, und ich freue mich, Dich so wohl und frisch zu sehen!"

Des Vaters dunkelblaues Auge glitt ruhig über die kräftige Gestalt und das von der Sonne gebräunte Gesicht des Sohnes, und der sprechende Ausdruck seiner Miene zeigte, wie groß seine Freude war, den Vielgeliebten wieder bei sich zu haben, obwohl er darüber wenig Worte hören ließ. Franz war gewiß eben so glücklich, dem treuen Vater wieder nahe zu sein, aber

auch er ließ seine Empfindungen mehr durch liebevolle Blicke als Worte errathen, denn die beiden Männer waren sich an Wesen und Character in vielen Puncten ähnlich und auch im äußeren Verhalten hatte der Sohn manchen Zug, wenn er ihm nicht schon angeboren war, vom Vater angenommen. So waren sie Beide in der Regel gleich ernst, ruhig und bedachtsam, im Handeln und Reden, und wenn irgend etwas Leidenschaftliches in ihnen nistete, so war es die gränzenlose Bewunderung der sie umgebenden Naturschönheiten, die freilich bei dem zarter besaiteten Sohn und in Folge der Liebe zu seiner Kunst eine andere, man möchte sagen, höhere Richtung genommen hatte, während sie bei dem Vater, dem reinen Naturmenschen, mehr ein nothwendiger Lebensgenuß war.

So saßen sie denn jetzt beinahe noch eine halbe Stunde still redend beisammen und in dieser Zeit hatte der Arzt in allgemeinen Umrissen die Schilderung der Reise des Malers vernommen, dessen Mittheilungen er, wie Caroline vorher, ein aufmerksames Ohr schenkte. Während er aber sprach, bemerkte Franz mit seinem feinen Auffassungsvermögen, daß der Vater ernster als gewöhnlich erschien, und da ihm bei dieser Gelegenheit dessen Patient einfiel, so fragte er nach ihm.

„Ah,“ sagte der Doctor, „Caroline hat Dich also

schon davon in Kenntniß gesetzt! Nun ja, es geht dem armen Teufel ganz leidlich, besser als ich mir dachte, daß es ihm in den ersten Tagen gehen würde. Sein Kopf wird bald geheilt sein, auch die Quetschung des Fußes ist nicht von Bedeutung, und die längste Zeit zur Heilung wird sein gebrochener Arm gebrauchen."

„Er wird also gänzlich wiederhergestellt werden?"

„Mit Gottes Hülfe, ja! Doch nun wird es wohl Zeit sein, daß Du Dich zum Essen bereit machst, Du hast ja den ganzen Staub Deiner heutigen Wanderung noch auf dem Rock. Ha, da kommt die Resi schon mit den Tellern. Mach schnell, mein Junge. Bei Tische erzählst Du uns genauer, was Du getrieben, und dann — ja dann werden wir später noch Zeit genug haben, auch von ernsteren Dingen zu reden, hm!"

Franz entfernte sich, um sich in seinem Zimmer umzukleiden. Als er eben fortging, kam Caroline aus der Küche nach der Veranda, und sogleich sagte der Bruder zur Schwester:

„Nun, Caroline, bist Du wohl ganz glücklich, he? Dein Liebling ist ja wieder im Hause. Sag', hat er Dir schon sein Abenteuer auf dem Gletscher gebeichtet? Mir hat er bis jetzt kein Wort davon gesagt."

„Alles, Leo, Alles bis in's Kleinste weiß ich, es ist wahrhaftig ein ganz unschuldiges Abenteuer gewe-

sen." Und sie wiederholte fast Wort für Wort, was sie vor Kurzem erst selbst gehört, und zeigte das Skizzenbuch vor, welches auf dem Tische liegen geblieben war.

Doctor Marssen lächelte heiter, als sie mit ihrem Bericht fertig war, und betrachtete mit Antheil die beiden Skizzen. „Nun," sagte er, „da hat er sich wenigstens einen hübschen Stoff mit von der Reise gebracht, und das war ja der Hauptzweck, wegen dessen er ging. Wohl dem, der so seine Zwecke erreicht, Vielen wird das leider nicht in der Welt beschieden. Ah, da kommt die Suppe — ist denn Franz schon fertig, Resi?"

„Er kommt schon den Corridor herunter, Herr Doctor!" antwortete die schmucke Magd und setzte rasch für den Herantretenden, der in einer hübschen Sommertracht, in langen Beinkleidern und eleganter Wäsche erschien, den noch fehlenden Stuhl hin.

Wie der Vater es gewünscht, so erzählte Franz bei Tische auch ihm seine Begegnisse auf der Rückreise und sprach ihm bei dieser Gelegenheit seinen Dank für die Bereitwilligkeit aus, mit der er ihm Jürgen und die Pferde geschickt hatte. Die Mittheilungen des Sohnes waren den Zuhörern so interessant, daß sie sogar noch eine Weile nach Tische auf ihren Plätzen sitzen blieben, was sonst nicht ihre Gewohnheit war. Franz, der

die Neigung der beiden Geschwister kannte, gleich nach dem Essen ein kurzes Schläfchen zu halten, wollte sie auch heute nicht darin stören und so brachte er rasch seine Erzählung zu Ende und sagte zu Caroline, nachdem er sich vom Stuhle erhoben und seine „Gesegnete Mahlzeit!“ gesprochen hatte:

„Nun, liebe Tante, bitte ich mir den bewußten Schlüssel aus, den ich während meiner Abwesenheit Deiner Sorgfalt anvertraute.“

„Ah ja, zum Atelier. Hier hast Du ihn, er ist nicht aus meiner Tasche gekommen und Du wirst Alles in bester Ordnung finden; ich bin noch heute Morgen drüben gewesen und habe den Staub abgewischt.“

Franz nahm dankend den Schlüssel und verabschiedete sich, um sogleich in sein Atelier zu gehen, welches er seit mehreren Wochen nicht gesehen und nach dem er schon unterwegs eine so große Sehnsucht empfunden hatte. Da auch wir diesen Ort aus eigener Anschauung kennen lernen müssen, so begleiten wir ihn dahin und verlassen somit die Veranda, um in den einfachen, aber von dem Lichte der Sonne voll beschienenen Garten zu treten.

Am äußersten nördlichen Ende desselben, mit dem Wohnhaus durch einen rechtwinkligen, breiten und dichtbelaubten Weingang verbunden, lag ein kleines, eben=

falls im Oberländer Styl gebautes Haus, das seinen mit leichter Holzschnitzarbeit verzierten und mit einem ungewöhnlich großen Fenster versehenen Giebel gerade nach Norden kehrte. Ehemals war dies Haus nicht so stattlich wie jetzt, vielmehr nur eine Scheune gewesen, seit einem Jahre aber, wo die Anwesenheit des Malers einen stillen und seiner Arbeit allein gewidmeten Raum nöthig gemacht, hatte Doctor Marssen dieselbe zweckmäßig ausbauen und auch äußerlich gefällig herstellen lassen, so weit es eben seine mäßigen Mittel gestatteten.

Im niedrigen Untergeschoß dieses kleinen, der ganzen Nachbarschaft als Malerwerkstätte bekannten Hauses befand sich nur ein Gartenzimmer, dessen Thür unmittelbar in den Weingang führte; im Obergeschoß, zu dem man auf einer zierlichen Außentreppe gelangte, war ebenfalls nur ein Gemach, eben das Atelier des Künstlers. Die auf der breiten Hausseite gelegenen zwei Fenster desselben, von denen das eine zugleich als Thür diente, waren in der Regel durch Rouleaux von festem dunklen Zeuge verhangen, wogegen das nach Norden sehende große Giebelfenster zur Zeit der Anwesenheit des Malers das Licht hereinließ, denn hier stand die Staffelei, an der er zu arbeiten pflegte.

Unmittelbar unter diesem Fenster lag eine niedrige

grüne Hecke, die den Garten des Arztes von dem seines nächsten Nachbars schied, der als Eigenthümer eines kleinen Besitzes sein Haus wohnlich eingerichtet und zu einer Privat-Pension umgestaltet hatte, in welchem er im Sommer in der Regel nur ein kleines Dachstübchen bewohnte, um zu spät gekommenen Reisenden oder auch einem Liebhaber stiller Wohnungen den gehörigen Raum darin zu gewähren.

Der zum Theil sichtbare Garten dieses Nachbars war eigentlich nur ein weiter, großer, von wenigen schmalen Wegen durchschnittener Rasenplatz, den eine reichliche Anzahl edler Obstbäume bedeckte, in deren Schatten hier und da Tische und Bänke angebracht waren, um den in der Pension Wohnenden einen überaus ländlichen, aber jedenfalls frischen und erquickenden Platz zu bieten. Weit hinter den Obstbäumen sah man durch die Blätter das Dach der Pension selbst vorragen, die wie alle Häuser dieser Gegend im Schweizerstyl gebaut, und deren Fenster mit grünen Jalousieen versehen waren. Hinter diesem Hause in weiter Ferne und Höhe aber zog sich das schöne Hardergebirge auf dem rechten Ufer der Aare herum, auf diese Weise mit seinen ausgezackten Spitzen und dunkelen Felshöhlen einen schönen Rahmen um das vom Atelier aus sichtbare ländliche und anmuthige Bild schlingend.

In dem ziemlich geräumigen Malerzimmer selbst sah es Dank der fast täglichen Fürsorge Carolinens auffallend ordentlich, ja schmuck aus, wenigstens standen die drei oder vier Staffeleien, welche fertige Gemälde in vergoldeten Rahmen trugen, an geeigneter Stelle, und auch die alle Wände bedeckenden Skizzen, Aquarellen, Modelle und einzelne plastische Figuren, wie man sie in einem Maleratelier findet, waren auf ihren Consolen und Simsen regelrecht geordnet und gänzlich vom Staub befreit.

Um dem mit einer mattgrünen Tapete bekleideten Raume, dessen Fenster nur sehr kurze Gardinen zierten, ein etwas wohnlicheres und gefälligeres Ansehen zu geben, hatte Caroline in der dem nördlichen Fenster gegenüberliegenden Ecke ein kleines Sopha, davor einen Tisch auf einem hübschen Teppich, und zwischen den beiden Seitenfenstern einen alten Spiegel mit seltsam geschnitztem Holzrahmen angebracht; das war aber auch Alles, was außer einigen Stühlen der Künstler in den nur den Musen geweihten Raum hatte einschmuggeln lassen.

So war also das kleine Atelier beschaffen, nach dem unser Freund ein so heißes Verlangen getragen, dies war für ihn die traulichste Stelle im ganzen Besitzthum seines Vaters; hier dichtete und dachte, hier

wirkte und schaffte er, was sein Genius ihm zu wirken und zu schaffen gestattete; darum drang auch kein trüber, unlauterer Gedanke hier ein, hier war immer Alles licht und klar, denn hier wohnte die Lust und die Freude an der Arbeit, so wie die Hoffnung auf das Gelingen derselben und hier war auch der süßeste Genuß am vollbrachten Werke zu finden. O, wer da weiß, wie lieb ein Maler sein Malzimmer, ein Schriftsteller seine stille Klause und seinen Schreibtisch hat, wenn er mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele bei seiner Arbeit sitzt, also der rechte Künstler ist, der wird auch die Sehnsucht Franz Marssen's danach in der wilden Oede der Berge, der wird seine Freude begreifen können, als er mit bebender Hand die Thür aufschloß und mit fröhlich aufleuchtendem Gesicht in das halb verdunkelte Zimmer trat.

Eine Weile blieb er in der Mitte stehen und drehte sich nach allen Seiten um, gleichsam, um alle seine kleinen Schätze zu begrüßen oder vielleicht auch sich ihrer Anwesenheit zu versichern. Dann aber schritt er rasch nach dem großen Fenster, zog den grünen Vorhang auf, warf einen flüchtigen Blick über den benachbarten Garten und das in der Ferne im bläulichen Nebeldunst liegende Gebirge und drehte sich dann gleich wieder nach den Staffeleien hin, auf denen drei

fertige, und in der That wohlgelungene Gemälde von ziemlicher Größe standen. Einige Minuten lang prüfte er jedes von ihnen mit scharfem Blick, denn er hatte die Oertlichkeit, die sie darstellten, erst vor Kurzem gesehen; endlich trat er lächelnd, und offenbar zufriedengestellt davon fort und rückte seine Arbeitsstaffelei vor dem Fenster zurecht, die alsbald wieder in Anspruch genommen werden sollte. Aus einem Wandschrank nahm er sodann, vorsichtig den schönsten auswählend, einen schon fertig mit Leinwand überspannten Blendrahmen, stellte ihn auf die Staffelei am Fenster und begann sofort, und kaum das zur Seite gelegte Skizzenbuch benutzend, mit dunklem Stift die Umrisse des Bildes zu zeichnen, dem er schon seit mehreren Tagen alle seine Gedanken gewidmet hatte. Kaum aber hatte er die nothwendigsten Linien der Berge, des Sees und der links im Vordergrunde wurzelnden alten Föhre hingeworfen, so ergriff er einen neuen und schärferen Stift und fing mit ungemeiner Fertigkeit und Sicherheit an, das Pferd und die Reiterin zu zeichnen, die ihn allein zur Darstellung dieses Gemäldes veranlaßt hatte.

Wenn ein Künstler, seinem innersten Drange folgend, bei einer ihm behagenden Arbeit sitzt, vergißt er leicht Zeit und Stunde; Frost und Hitze, Hunger und Durst kümmern ihn wenig, und wenn ihm nur

der Himmel glückt, den er malt, dann kann der wirkliche Himmel da draußen voller Wolken und Nebel hängen, er sieht ihn eben so wenig, wie er das Brausen des stürmischen Windes hört.

Es war schon vier Uhr geworden und Franz Marssen saß noch immer vor der Staffelei und zeichnete ämsig fort. Um diese Zeit aber pflegte man in der Familie Kaffee zu trinken, und wenn er dann nicht im Vorderhause erschien, brachte ihm Resi, die Magd, gewöhnlich seinen Antheil. Diesmal jedoch war es Caroline selber, die den Labetrunk auf warmem Kohlenbecken hereintrug, aber Franz war so tief in seine Arbeit versunken, daß er den Schritt der Kommenden zwar vernahm, aber nicht nach ihr hinblickte, da er sie für die Magd hielt. Die Tante bemerkte diesen Irrthum sehr wohl, trat um so leiser auf, um ihn nicht zu stören, und entfernte sich sogleich wieder, ohne nur ein Wort gesprochen, aber nicht ohne einen bewundernden, liebevollen Blick auf den fleißigen Arbeiter geworfen zu haben.

Bereits war es fünf Uhr geworden und Franz saß immer noch vor der Staffelei. Wenn er es auch gewollt hätte, er konnte nicht von der Arbeit loskommen, die ihn wie mit eisernen Banden fesselte. Immer und immer wieder wollte er eine Pause eintreten

lassen und nur noch dies und das vollenden; wenn es aber vollendet war, sprang der Zeichenstift wie von selbst auf einen anderen Punct über und eine neue Aufgabe war entstanden, die nun doch zu Ende gebracht werden mußte. So war er schon ziemlich weit in der Zeichnung der Reiterin vorgerückt, als ein schwerer Tritt auf der knarrenden Außentreppe ertönte und Franz augenblicklich erkannte, daß sein Vater ihm, was nur selten geschah, einen Besuch im Malerzimmer abstattete.

Der achtsame Vater, der, sobald er in's Zimmer trat, auf der Stelle wahrnahm, daß der Kaffee unberührt auf dem Tische stand, schritt an seinen Sohn, der sogleich den Stift niederlegte und ihm entgegenkam, heran und sagte:

„Wie, Du sitzest noch immer bei der Arbeit und hast noch nicht einmal Deinen Kaffee getrunken? Bist Du denn gar nicht müde von Deiner weiten Morgenwanderung? Wozu diese Hast, diese Rastlosigkeit, Franz? Gönne Deinem Körper doch einmal Ruhe und Deinem Geiste Erholung; die hinfällige Natur des Menschen bedarf ihrer unbedingt, und ich will Dir nicht wünschen, daß Du frühzeitig die traurige Erfahrung davon an Dir selber machst, wenn Du ihren Gesetzen unablässig entgegenhandelst.“

„O nicht doch, mein lieber Vater," versetzte Franz, indem er ihm, der sogleich Platz auf dem kleinen Sopha nahm, eine Cigarre anbot, „eine frühzeitige körperliche Hinfälligkeit brauchst Du bei mir nicht zu fürchten. Ich bin nicht im Geringsten müde; eine so kleine Bergtour greift mich nicht an, und mein Geist hat auf dem Wege hierher genug geruht. Meine Organisation, das glaube mir, verlangt mehr nach Arbeit als nach Erholung, ja, oft scheint mir gerade die Arbeit Erholung zu gewähren, wenigstens befinde ich mich am wohlsten, wenn ich vom Morgen bis zum Abend beschäftigt bin."

„Das scheint Dir nur so; diese Täuschung bewirkt die geistige Aufregung, in der Du nicht bemerkst, was um Dich her, was in Dir vorgeht. Doch ich sehe schon, in diesem Puncte predige ich, wie immer, auch heute tauben Ohren. Doch, wenn Du es wirklich so eilig hast, will ich Dich nicht stören und lieber in meinem Zimmer warten, bis Du Zeit findest, mit mir zu plaudern."

Franz, der ähnliche, in väterlichem Tone gesprochene Worte schon oft vernommen, aber dennoch seinem unaufhaltsamen inneren Drange nicht widerstehen konnte, den Wünschen des Vaters in diesem Puncte also stets entgegenhandelte, glaubte ihn dies-

mal in ernsterer Weise sprechen zu hören, und so setzte er sich zu ihm nieder und sagte, seine Hand auf die des Vaters legend: „Ich habe es nicht mehr so eilig, da Du hier bist, lieber Vater. In solcher Gesellschaft zeichne und male ich nicht, da will ich gern reden, was Du mit mir zu reden hast. Für Dich habe ich immer und viel Zeit.“

Der durch diesen freundlichen Zuspruch leicht gewonnene Vater lächelte und sagte: „Nun, dann trinke zuerst Deinen Kaffee und dabei wollen wir zusammen verhandeln, was sich am besten thun läßt, wenn wir allein sind. So. Nun zünde Dir auch eine Cigarre an und enthülle mir ganz offenherzig Deine Pläne, die Du mir zwar von Chamouny aus in einem Briefe schon angedeutet hast, die ich aber aus Deinem eigenen Munde näher erörtert hören möchte.“

Die letzten Worte thaten dem Sohne kund, daß ihm gleich am ersten Tage ein ernsthafteres Gespräch mit dem Vater bevorstand, als er erwartet hatte, denn der Gegenstand, den derselbe angeregt, war wichtig für ihn, war ein bedeutsames Moment für seine fernere Entwickelung, und seine ganze zukünftige Existenz hing, davon war er fest überzeugt, von dem Ausfall dieser Unterredung ab. Als er dies im Fluge bedachte, röthete sich sein Gesicht vor innerer Erregung,

sein Auge nahm einen lebhafteren Glanz an und indem er die kaum angebrannte Cigarre bei Seite legte, sagte er:

„Mein guter Vater, Du kommst meinem Wunsche zuvor, mit mir über einen so wichtigen Punct zu sprechen, obgleich ich in diesem Augenblick gerade nicht darauf vorbereitet war. Jedoch, da wir einmal allein sind und Du die für mich so verhängnißvolle Bahn betreten hast, so will ich Dir offen und ehrlich meine Wünsche und Pläne auseinandersetzen, und von Deiner Einsicht, Deiner Güte und Bereitwilligkeit es abhängen lassen, ob und in wie weit sie ausgeführt werden können. Sieh, ich bin jetzt von einer ganz hübschen Reise mit reichlichem Arbeitsvorrath zurückgekehrt und denke diesen ganzen Sommer in aller Stille bei Euch zu bleiben und dabei recht fleißig zu sein. Natürlich will ich nicht immer im Hause sitzen, sondern will die günstigen Tage benutzen, um auf die Berge zu steigen, wie Du es liebst, in ihnen herumzuklettern und unter Deiner Führung oder allein, wie es sich gerade trifft, unsre herrliche Umgebung zu genießen, wobei ja immer kleine und angenehme Studien gemacht werden können."

„Nun ja," warf der Vater hin, als Franz eine längere Pause eintreten ließ, um die Wirkung dieses Anfangs zu beobachten, „das läßt sich hören und so

soll es wirklich ausgeführt werden. Vierzehn Tage gebe ich Dir für Dich allein, aber dann mußt Du mit mir hinaus auf die Schneefelder, um einmal wieder frische Luft zu schöpfen. In diesen vierzehn Tagen will ich Dich nicht stören, Du magst Dich der Welt und uns verschließen, so viel Du willst, ist die Frist aber vorüber, dann poche ich an Deine Thür und rufe: Fort mit dem Pinsel, herunter mit dem Malerrock und rasch in den Bergrock gefahren! Jedoch, mein Junge, von diesen kleinen Plänen wollte ich heute eigentlich nicht mit Dir sprechen, Du hattest ja viel größere im Sinn, die Du mir vom Fuße des Montblanc aus andeutetest. Nun also heraus mit der Sprache und laß mich sehen, wie es Dir um's Herz ist."

Franz lächelte freudig und hoffnungsvoll den so ermuthigend redenden Vater an. „Ach ja," fuhr er fort, „diese Pläne hatte ich und habe ich noch. Laß mich also Alles mit einem Wort aussprechen, was mir auf der Seele liegt. Meine bis jetzt enthüllten Pläne bezogen sich auf diesen Sommer, die folgenden beziehen sich auf den Herbst und den nächsten Winter, vielleicht sogar auf noch längere Zeit. Sieh, ich bin in Savoyen gewesen und habe nebenbei einen kleinen Theil von Italien gesehen. O, mein Vater, was

mir dieser kleine Theil gezeigt, das hat mir schon tief und gewaltig das Herz bewegt und hat meine Augen sehnsuchtsvoll nach dem Süden gelenkt. Nach dem Süden also will ich, muß ich, mein Vater, auf längere Zeit, denn ich fühle es in meinem innersten Wesen: erreiche ich dieses Ziel meiner Wünsche nicht, so wird mir das größere Ziel meiner Bestrebungen auch verloren gehen. Also, da hast Du das eine Wort: ich möchte Italien, ganz Italien sehen. Es handelt sich nur noch um Deine Beistimmung dazu — und da Du mir dieselbe bisher zu allen meinen Unternehmungen gewährt hast, so hoffe ich sie auch für diese. Allerdings, und hier stehe ich vor dem feindseligsten aller Riegel, erfordert diese Reise Mittel, und damit wird mir vielleicht, wie Du mich schon früher hoffen ließest, die gute Tante beistehen, von der Du einmal behauptetest: wenn sie wolle, habe sie die Mittel zu dieser Reise, und also könne sie mir dieselben auch bewilligen."

Während der letzten Worte des Sohnes hatte Doctor Marssen den Kopf tief auf die Brust geneigt und auch ihm war dabei die Cigarre ausgegangen. Als er jetzt sein männliches Gesicht erhob, war es ernst, viel ernster, als Franz es gewöhnlich sah, und sein Herz schlug heftiger als vorher, da er fühlte, der

immer so gute Vater habe irgend einen Grund, die so sehnlich begehrte Reise zu mißbilligen. Aber da sagte dieser mit fast sanfter Stimme, die bei dem starken Manne stets einen tiefen Eindruck auf den Hörer machte:

„Mein lieber Franz, ich will auch mit einem Wort zu Dir sprechen, und dies Wort soll lauten: ich habe persönlich nichts, gar nichts gegen Deinen schönen Plan einzuwenden, wenn — und das ist ja einmal leider so oft die Hauptsache in der Welt — wenn die nöthigen Mittel dazu vorhanden sind. Gehst Du auf ein oder auf zwei Jahre nach Italien, so kostet das Geld, viel Geld, denn Du wirst nicht als armseliger Vagabunde in den Kneipen der Vorstädte Deine Zwiebeln verzehren wollen — nein, das sollst Du auch nicht, dazu bin ich zu stolz, wenn Dein Kunstdrang und Künstlertrieb Dich auch so weit verlocken sollte. Was ich nun an Geld in den letzten Jahren erspart hatte, das habe ich, wie Du weißt, an den Neubau dieses Hauses verwandt und so bin ich augenblicklich nicht gerade zu einer solchen Reise versorgt. Deine Bilder da willst Du noch nicht verkaufen — still, ich weiß es — und vielleicht, ach ja! hast Du auch noch keinen Käufer dafür. Da bleibt denn eben nur die gute Tante Caroline übrig. Nun

ja, Caroline hat Geld, viel Geld, mein Sohn, aber ob sie bereit sein wird, Dir davon mitzutheilen, das ist eine andere Frage."

„Wie?" rief Franz erstaunt aus, denn daß Tante Caroline ihm ihre Mittel vorenthalten sollte, wenn sie welche besaß, schien ihm eine Unmöglichkeit zu sein. „Wie, sie sollte mir von ihrem Gelde nicht geben, wenn sie es hat? Das glaube ich nicht, mein Vater, selbst wenn Du es mir sagst."

Doctor Marssen zuckte die Achseln, in einer Art, die zu sagen schien: „Lieber Freund, wie Du die Sache ansiehst, hast Du Recht, aber wie ich sie ansehe, habe ich auch Recht."

„Du zweifelst wirklich?" fragte Franz verwundert.

Der Vater nickte. „Ja," sagte er fest und mit tönender Stimme, „ich zweifle. Doch, aus diesem unseren ersten Gespräch, Franz, wird sich ganz natürlich ein zweites, viel ernsteres und längeres entwickeln, aber erst gehe Du selbst zur Tante und trage ihr Dein Gesuch vor. Vielleicht gewährt sie Dir, was sie mir versagt, Du bist ja ihr Liebling. Mag sie es Dir aber gewähren oder abschlagen — komm zu mir, wenn Du mit ihr gesprochen hast, und dann — wenn Du den Grund nicht früher von ihr selber erfährst, will ich Dir sagen, warum ich zweifle, oder vielmehr, ge-

rade heraus gesagt, in Sorge bin, daß Caroline Dir die Mittel zur Erfüllung Deines Lieblingswunsches, Deiner Studienreise nach Italien — nicht und wahrscheinlich nie gewähren wird."

„Du sprichst wirklich im Ernst, Vater?"

„Im vollkommensten Ernst, ja, ja, ja!" Und er stand auf und ging mit dröhnenden Schritten und gerötheten Gesicht im Zimmer hin und her, denn das geführte Gespräch hatte ihn aus irgend einem Grunde seltsam aufgeregt. „Geh zu ihr und höre, was sie Dir sagt," wiederholte er. „Wie ich sie kenne, schlägt sie Dir Dein Gesuch ab — und dann, wie gesagt, komm zu mir und Du sollst erfahren, warum sie es Dir abschlägt. Dieses Warum, mein Sohn, ist außerdem ein tiefer geheimnißvoller Born, aus dem Du bisher noch keinen Tropfen getrunken hast. Erst wenn Du mit der Tante gesprochen, sollst Du einen langen Zug daraus thun, und dieser Zug wird Dein Auge in vielen Dingen hell und Deinen Geist ernst machen, wie sie noch nie vorher gewesen sind. Doch genug für jetzt — ich muß noch einen Gang in's Freie machen und will Dich nicht länger stören."

Ohne noch auf ein Wort des verwunderten Sohnes zu warten, nahm er seinen Hut und stieg langsam die Treppe hinab, während Franz ihm kopfschüttelnd nach-

sah und nicht wußte, wie er sich das Alles erklären sollte. So merkwürdig bestimmt in seinen Annahmen, so fest vertrauend auf seine Untrüglichkeit, hatte er den Vater noch nicht gefunden, und nun gerade in Bezug auf die weiche, sanfte Tante, die ihn so herzlich liebte, das konnte er am wenigsten begreifen. Es mußte ein ganz ungewöhnlicher Grund vorhanden sein, warum sie ihm nicht die Mittel zur Reise bewilligen sollte, wenn sie sie besaß, und je länger er darüber nachdachte, um so mehr schien ihm der Vater in einem Irrthum befangen zu sein, und um so mehr, — o, Jugend, warum sollte sie es nicht! — wuchs die Hoffnung wieder in ihm empor, die Sorge des Vaters werde der Liebe der Tante weichen und sein Jahre lang gehegter Wunsch, Italien zu sehen, werde nun endlich doch erfüllt werden.

Alle diese zwischen Zweifel, Verwunderung und Hoffnung schwebenden Gedanken hinderten ihn aber nicht, wieder Platz vor der Staffelei zu nehmen und mit neuem Eifer seinen Entwurf fortzusetzen, so daß er, als das Licht des Tages zu schwinden begann, mit der nothwendigsten Vorzeichnung zu Stande gekommen war und nun am folgenden Tage an die Untermalung gehen konnte — eine neue Freude, denn dieser herrlichen Gestalt zu Pferde, diesem von Jugend, Geist

und Schönheit strahlenden Gesicht Farbe, das heißt Leben zu geben, das hatte er ja lange gewünscht und endlich sollte dieser Wunsch in baldige Erfüllung gehen.

Als er nun, nach Beendigung der heutigen Arbeit sein neues Werk aus allen Richtungen betrachtend, prüfend davor auf und niederging, warf er zufällig einen Blick aus dem Treppenfenster und sah unten in der Oeffnung des nächsten Weinganges Tante Caroline stehen. Als sie auch seiner ansichtig wurde, grüßte sie freundlich herauf, und da er rasch die Thür öffnete, rief sie:

„Bist Du bald fertig, Franz? Dann komm zu mir herab.“

„Ah,“ sagte der junge Mann, „sie ruft mich selbst zu sich, die Gelegenheit ist günstig, benutzen wir sie!“ und sofort rief er laut: „Tante, wenn Du mir eine Bitte erfüllst, so schließe ich auf der Stelle mein Atelier und komme zu Dir hinab, um den ganzen Abend bei Dir zu bleiben.“

„Komm nur, die Bitte soll Dir schon erfüllt werden!“

Franz warf nur noch einen Abschiedsblick auf seine Arbeit, dann wechselte er den Rock, nahm den Hut und stieg die Treppe hinab, nachdem er die Thür

fest verschlossen hatte. Die Tante erwartete ihn am Fuß der Treppe. Er nahm ihren Arm, legte ihn in den seinigen und schritt langsam mit ihr den schönen Weingang hinab, der schon tief beschattet da lag, denn die Sonne war in diesem rings von Bergen umgebenen Thale längst hinter einem derselben verschwunden.

„Nun," begann sie das Gespräch, „Du hast heute wieder sehr lange gearbeitet, mein Lieber. Es ist unrecht, daß Du uns so ganz vernachlässigst."

„Du irrst, wenn Du denkst, daß ich den ganzen Nachmittag vor der Staffelei gesessen. Der Vater war bei mir und da haben wir uns lange und ernst unterhalten."

„Leo, Dein Vater war bei Dir? So? Davon hat er mir ja nichts gesagt, als er vorher mit mir sprach. Was hattet Ihr denn so Ernstes zu verhandeln?"

Franz sah der guten Tante fest in's Gesicht, ob er es wohl wagen dürfe, ihr sein Herz auszuschütten. Dies Gesicht aber war ruhig und keine Linie darin drückte etwas aus, was den Maler von seinem Unternehmen hätte zurückschreckeu können. „Und diese gute Seele," dachte er dabei, „das beste Weib auf der Welt, sollte mir eine für mich so bedeutungsvolle Bitte abschlagen können? O, wie ein so practischer Mann, wie mein Vater, der sich so trefflich auf die Beurthei-

lung der Menschen versteht, sich doch in seiner eigenen Schwester irren kann!"

„Wir haben meine Zukunftspläne besprochen," sagte er laut, indem er mit stiller Beobachtung die Tante von der Seite fixirte.

„Ah! Die darf ich wohl nicht kennen lernen?"

„Warum nicht, gerade auf Dich ist am meisten gerechnet und Deinem guten Herzen eine Hauptrolle dabei vorbehalten."

Caroline wurde mit einem Male auffallend schweigsam und ließ wie eine halb verdorrte Blume den Kopf hängen. Einen Augenblick schien sie noch über irgend Etwas nachzudenken, dann seufzte sie leise und flüsterte beinahe nur: „Laß hören!"

„Ja," fuhr Franz lebhafter fort, „ich habe dem Vater meinen Entschluß auseinandergesetzt, den ganzen Sommer über, einige kleine Ausflüge abgerechnet, bei Euch zu bleiben. Bist Du damit einverstanden?"

„O ich! Ich freue mich sehr darauf, das weißt Du ja; ich habe es auch kaum anders erwartet. Du bist ja lange genug fortgewesen. Aber nun weiter. Den Sommer nur?"

„Nur? Du mußt doch an mein Fortkommen denken, liebe Tante. Sieh, und da will ich nun im Herbst nach Italien ziehen und recht lange dort blei-

ben und nicht eher wiederkommen, als bis ich mit gutem Gewissen zu mir sprechen kann: jetzt, Franz Marssen, bist Du ein Meister, nun brauchst Du für's Erste keinen anderen Maler mehr zu studiren, jetzt magst Du Dein eigenes Licht leuchten lassen! Und dann will ich mich irgend wo häuslich ansiedeln — natürlich in Eurer Nähe — und glücklich und zufrieden auf meine Vergangenheit zurückblicken und nur noch der Gegenwart leben."

Caroline seufzte abermals. Ach, wer hat sich nicht auf ähnliche Weise schon seine Zukunft als eine schöne, ungetrübte, nur zu genießende Gegenwart gedacht! Ja, mit der Vergangenheit kann man schon fertig werden, aber wenn es nur keine neue Zukunft gäbe, die mit jedem anbrechenden Morgen frisch geboren wird und erst in das Reich der Vergangenheit eintritt, wenn unsere Gegenwart ein für alle Mal vorüber, das heißt, wenn unser Auge auf Erden geschlossen ist!

Gewiß dachte sie Aehnliches. Antworten aber konnte sie nichts darauf, sie nickte blos mit dem Kopfe.

Franz nahm das für eine Beistimmung und fuhr fort: „Vielleicht geht Ihr mit nach Italien und seht Euch auch das herrliche Land an, wie?"

„Das glaube ich nicht," sagte Caroline mit fester

und einen unwiderruflichen Entschluß kundgebender Stimme.

„Warum nicht?“

„Ich will meine ferneren Tage in Ruhe verbringen, die ich in meinem Leben so wenig gehabt. Hier aber habe ich sie endlich gefunden.“

„Sie muß doch wohl noch nicht ganz ruhig sein,“ scherzte Franz, „denn nach Deinem Seufzen zu schließen, giebt es noch immer Etwas in oder außer Dir, was Dich nicht ganz zur Ruhe kommen läßt.“

Caroline ließ ihren Kopf tiefer sinken und wagte nicht, ihrem Liebling, der Solches, ohne Arg, ohne Absicht, fast nur im Scherz sprach, in's Gesicht zu sehen. Franz aber, der zu bemerken glaubte, daß das gute Wesen durch ihn in eine trübe Stimmung gerathen sei, nahm leise ihren Arm aus dem seinen und schlang diesen fest um ihre Hüfte, in welcher innigen Verbindung er jetzt noch langsamer als vorher seinen Spaziergang auf und nieder mit ihr fortsetzte.

„Wenn Ihr nicht mit wollt, werde ich freilich allein gehen müssen,“ fuhr er wieder fort.

„Gewiß, Franz, und wir werden Dich sehr vermissen.“

„Ich Euch auch, und doch ist die Reise nöthig,

durchaus nöthig für meine ganze künstlerische Ausbildung. Wenn sie nur erst fest beschlossen wäre!"

Caroline sah den mit einem Mal so ungewiß Sprechenden mit ihren blauen Augen groß an. „Wie," rief sie, „ist sie es denn noch nicht? Was hat der Vater gesagt?"

„Seine Einwilligung hat er mir gegeben, ja, aber Eins kann er mir beim besten Willen nicht geben und das ist — leider — das Nöthigste dazu — das Geld."

Caroline schwieg; ohne Zweifel ahnte sie bereits was kam, denn sie erbebte in des Neffen Arm mehrmals leise wie Espenlaub.

„Nein," sagte sie, „ich weiß es wohl, so viel Geld besitzt er nicht, wie Du gebrauchst, da sein regelmäßiges Einkommen gerade nur für unsere jetzigen Bedürfnisse reicht. Wir haben schon öfter darüber gesprochen. So verkaufe doch Deine schönen drei fertigen Bilder — gieb sie nach irgend einer Ausstellung —"

Jetzt erbebte Franz, von einem seltsamen Gefühl ergriffen, das sich jedesmal in seiner Brust bemerklich machte, wenn von dem Verkauf seiner Bilder gesprochen wurde. „Ja," erwiderte er, „es wird am Ende nichts Anderes übrig bleiben, obgleich es schmerzlich ist, sich von den Bildern zu trennen, mit denen man

sich Jahr und Tag liebevoll beschäftigt hat, auf denen man jeden Halm, jedes Sandkorn, jeden Wassertropfen kennt, und doch — und doch — aber laß uns davon noch nicht reden, Tante, überlege Dir lieber, ob Du nicht auf andere Weise Wege und Mittel ausfindig machen kannst, mir meine Reise nach Italien zu ermöglichen."

Caroline schritt unhörbar wie ein Schatten über den feinen Kies, nur ihre Brust athmete laut, so daß Franz es hören konnte.

„Es ist schmerzlich," sagte sie, oftmals stockend, als wollten sich ihr die Worte nicht aus der Seele lösen, „Jemanden, wie Du es mir bist, ich meine — der mir so nahe steht — etwas abschlagen zu müssen. Doch nein, nicht abschlagen, Franz. Denn sieh, das Wenige, was ich mir von meinem kleinen Einkommen — es rührt vom Vermögen meiner Mutter her — erspart, das will ich Dir geben, gern, Alles in Allem, aber das ist so wenig, daß es für mich hier wohl zwei Jahre ausreicht, wo mir mein wohlhabenderer Bruder alles Uebrige giebt, aber für Dich wäre es nur ein Tropfen im Meere."

Der junge Mann blieb verwundert stehen. „Wie," rief er, „das ist ja nicht möglich. Der Vater sagte mir ja, Du habest über viel, viel größere Mittel zu gebieten als er, wenn Du nur wolltest."

Es ging eine große Bewegung in Carolinen vor. Ihr Herz schlug so gewaltig, daß sie die Hand dagegen pressen mußte, alle ihre Empfindungen drängten sich nach ihren Augen und das Weiße darin wurde schon feucht. „Hat der Vater das gesagt?“ fragte sie mit mühsam unterdrücktem Schluchzen. „Dann hat er Unrecht gethan, er hat Dir eine falsche Hoffnung erregt. Ich besitze keine Mittel, über die ich verfügen kann, und wenn ich sie besäße, so darf ich, so will ich nicht darüber verfügen, selbst zu Deinen Gunsten nicht.“

„Du willst nicht? Also Du hast sie doch? O, das ist ja seltsam. Ich lerne Dich heute von einer ganz neuen Seite kennen. Das ist ein geheimnißvoller Tag — erst enthüllt der Vater, dann Du mir unbekannte und ganz unerwartete Dinge.“

„Der Tag ist nicht geheimnißvoll,“ erwiderte Caroline leise, „nur die Lage ist es, in der ich mich Dir gegenüber in dieser Geldfrage befinde.“

„So schließe mir das Geheimniß auf, Tante Caroline!“ bat Franz mit aller Innigkeit, deren er fähig war.

Aber da war es mit der, nur mit Mühe bisher behaupteten Fassung der Tante vorbei. Sie brach plötzlich in einen heftigen Thränenstrom aus und suchte sich den Armen des Neffen zu entziehen. „Nein,“ rief er, sie entschlossen festhaltend, „ich lasse Dich nicht.

Wenn Jemand, den ich lieb habe, weint, so muß ich wissen, warum er weint, sonst bin ich nicht mehr glücklich, Tante."

„O mein Sohn," rief sie schluchzend, „was muthest Du mir zu! Dich kann mein Unglück nie unglücklich machen, aber eben so wenig kann ich Dir das Geheimniß desselben aufschließen. Nein, niemals, niemals werde ich zu Dir darüber reden, es würde mir das Herz brechen."

Franz stand von seiner Bitte zurück, als er diese mit fester Entschlossenheit gesprochenen Worte vernahm. „Ach, ich verstehe," sagte er nur. „Dies Unglück wurzelt in Deiner Jugend, nicht wahr?"

Sie nickte mit von Neuem überströmenden Augen. „Ja," sagte sie endlich mit wehmüthigem Aufblick nach dem abendlichen Himmel. „Ich habe nur einmal in meinem Leben einen theuren Todten begraben und fühle keine Kraft in mir, ihn mit meinen eigenen Händen aus der Gruft der Erinnerung zu heben. Mag er schlummern, fest und ewig, wie hoffentlich auch ich einst schlummern werde."

Der Ton, mit dem Caroline diese Worte sprach, ergriffen ihres Neffen weiches Herz auf das Tiefste. In dieser traurigen Stimmung hatte er sie noch nie gesehen. Er drückte sie fester an sich und schwieg.

Aber da fiel ihm plötzlich Mancherlei aus früheren Tagen ein. „Tante,“ rief er, „nur noch Eins sage mir: hängt dieses Geheimniß vielleicht mit dem Trübsinn zusammen, von dem Du bisweilen schon vor vielen Jahren geplagt wurdest und dessen Ursache mir nie enthüllt worden ist?“

Sie nickte. „Du magst es getroffen haben. Nun aber kein Wort mehr darüber, Du verstehst mich. Wenn Du wissen willst, warum ich ein unglückliches Weib bin, und warum ich Deine Bitte nicht erfüllen kann, Dir von dem Gelde die Reise nach Italien zu bezahlen, welches Dein Vater mein Eigenthum nannte, so frage ihn selbst danach, er mag Dir sagen, was ich beim besten Willen nicht sagen **kann**, meine Einwilligung hat er bereits dazu. Auch lag es, wie ich weiß, in seiner Absicht, Dir nach Deiner Heimkehr Aufschluß über alle unsere Verhältnisse zu geben, die Du nicht so genau kennst, da Du seit Deiner Kindheit Deine eigentliche Heimat und Dein Vaterland verlassen hast. Auch mir, wie ihm, scheint es geboten, daß Du endlich einen Blick in unser Familienschicksal wirfst, damit Du auf etwaige künftige Ereignisse vorbereitet bist. — Jetzt habe ich Dir Alles gesagt, was ich sagen konnte, und nun lebe bis zum Abend wohl!“

Sie machte sich geschickt und hastig aus seinem

Arm los, ging mit ungewöhnlich raschen Schritten den Weingang hinab und verschwand im Hause, dessen breites überhängendes Dach schon tiefe Schatten über seine Umgebung warf.

„Räthsel, nichts als Räthsel!“ dachte Franz Marssen, als er hinter der Vorangegangenen ruhig nach dem Hause schritt, um sich zu seinem Vater zu begeben. „Was für ein seltsames Geheimniß mag es nur sein, das sie veranlaßt, ein Vermögen, welches sie ohne Zweifel besitzt, nicht antasten zu wollen? Ich will nicht, sagte sie ausdrücklich, sie hat also darüber zu verfügen! Ach, es scheint doch eine kleine weibliche Hartnäckigkeit dabei im Spiele zu sein. Nun, ich werde es ja hören. — Ist mein Vater zu Hause, Resi?“ fragte er die Magd, die eben am Tische unter der Veranda ihre Vorkehrungen zum Abendtisch traf.

„Ja, Herr, er sitzt in seiner Stube am Fenster und sieht nach den weißen Bergen hinauf.“

Eine Minute später klopfte Franz bescheiden an die Thür seines Vaters. „Herein!“ rief dessen mächtige Stimme, und bald darauf standen sich die beiden Männer wieder gegenüber und schauten sich schweigend eine Weile an.

Es war hier noch hell genug, daß sie ihre Züge gegenseitig erkennen konnten. Wie der Vater gefaßt

und seiner Ueberzeugung gewiß aussah, so prägte sich eine eigenthümliche Befangenheit, mit Verwunderung gemischt, auf des Sohnes Gesicht aus.

„Nun,“ sagte der Vater, „hast Du meine Schwester gesprochen?“

„Ja, Vater, und ich komme, um Dir zu sagen, daß Du mit Deinem Zweifel und Deiner Sorge Recht behalten hast.“

„Ah, ich habe es Dir ja gesagt. Und was nun?“

„Nun wollte ich Dich bitten, mir das Räthsel zu lösen und das Geheimniß mitzutheilen, was Euch Beide umsponnen hält. Die Tante wünschte sogar, daß Du mir den Beweggrund ihres Handelns, in Bezug auf jene Geldfrage, mittheilest.“

„Gut,“ erwiderte der Vater, schlug die kräftigen Arme vor der breiten Brust zusammen und ging mit niedergebeugtem Kopfe vor seinem Sohne hin und her. „Das trifft sich ja herrlich zusammen. Sie will, daß ich rede, ich *selbst* will reden und *Du* willst hören, da stimmen wir ja wunderbar überein!“ Nach kurzer Pause aber fuhr er mit erhobenem Kopfe und stärkerem Stimmton fort: „Ja, Franz, ich will reden, zu Dir reden, und ich habe schon längst die Absicht dazu gehabt, Dir das Nothwendigste aus meiner Vergangenheit mitzutheilen, da Du es doch einmal wissen mußt,

so weit Du nicht schon davon unterrichtet bist. Jedenfalls hätte ich es vor Deiner Reise nach Italien gethan, denn Du kannst Jahre ausbleiben, und meine Schwester wie ich — wir können sterben."

„Das wolle Gott verhüten!" sagte Franz warm und legte seine Hand liebevoll auf die mächtige Schulter des Vaters.

„Er wolle es, ja, mein Sohn! Aber ich bin, obgleich noch rüstig und gesund, an Leib und Seele, nur ein Mensch; und ein Mensch ist, seltsam genug, immer eine überreife Frucht, die jeder Windstoß, wenn er von der gefährlichen Seite weht, zu Boden werfen kann. Du sollst also meine Lebensgeschichte erfahren, mit der die meiner Schwester auf's Innigste verbunden ist. Darum handelt es sich hier. Ich will Dir endlich alle Eröffnungen machen, die Du Dir früher schon so oft durch einzelne Fragen erbeten hast, deren Beantwortung ich aber immer hinausschob, weil ich nicht gern in meinen eigenen Wunden wühlen und Dir die Erkenntniß der Schattenseite der Welt ersparen wollte, einer Welt, in welche Du glücklicher Weise nicht einzutreten brauchst. Doch sieh, man ist nicht alle Tage in der rechten Stimmung, über sich selbst und das eigene Schicksal zu reden. Ich bin es zum Beispiel heute nicht. Vielleicht bin ich es morgen.

Sobald die rechte Stunde aber gekommen ist, sollst Du befriedigt werden und dann einen Blick in das Leben eines Menschen thun, dem in der Wiege, als das brausende Meer ihn in Schlummer sang, nicht prophezeiht ward, daß er im Alter sein Haupt im Schatten dieser Schneeberge zur Ruhe legen würde. Aber unter der Sonne ist Alles möglich, mein Sohn. Das sanfte rosige Licht, welches eben da oben die Gletscher der Jungfrau bestrahlt, bescheint seltsame Dinge in der Höhe wie im Thale, und so klein und winzig die Menschen auch sind, die in den Thälern der Erde wie Ameisen über und durch einander laufen, so thun sie sich doch oft einander Böses an und sieh, hier — hier steht ein Mann, den sie nicht mit Keulen, wohl aber mit menschlicher Gerechtigkeit zu Boden geschlagen haben, denn Du mußt wissen, mein Sohn, daß die menschliche Gerechtigkeit sich oft nur gerecht *nennt*, dagegen oft die schreiendste, unnatürlichste, schändlichste Ungerechtigkeit ist."

Franz Marssen stand tief erschüttert vor seinem mit lauter Stimme redenden Vater. So flammend, so sprühend vor Zorn hatte er ihn noch nie gesehen.

Eben wollte derselbe wieder zu sprechen beginnen, da klopfte es leise an die Thür, und auf den Hereinruf steckte Resi das blühende Gesicht durch den Spalt

und bat die Herren, zu Tische zu kommen, Fräulein Caroline erwarte sie schon unter der Veranda.

Doctor Marssen gab seinem Sohne einen Wink mit der Hand, als wollte er sagen: „Genug für heute, ein andermal!“ Und dieser verstand ihn und sie gingen nun Beide schweigend vor die Thür des Hauses, wo die große Tischlampe hell unter den magisch beleuchteten Weinblättern brannte und das wieder aufgehellte Gesicht der guten Caroline ihnen freundlich entgegenblickte, die sie mit den Worten empfing:

„Guten Abend, Ihr Männer! So kommt denn, setzt Euch und laßt Euch die Speise bekommen!“

Ende des ersten Theiles.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.